Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Soeben beginnt zu erscheinen:

Die Erde und ihre Völker.

Ein geographisches Hausbuch
von
Friedrich von Hellwald.

Vierte Auflage. Mit vielen Abbildungen und Karten.

Bearbeitet von **Dr. W. Ule.**

29 Lieferungen à 50 Pfennig. — Alle vierzehn Tage eine Lieferung.

Seit dem Erscheinen der dritten Auflage von Hellwalds „Die Erde und ihre Völker" hat der Tod dem Verfasser dieses populärsten aller geographischen Hausbücher die Feder aus der Hand genommen. — Die hiermit auf den Büchermarkt gebrachte vierte Auflage ist durch einen namhaften geographischen Fachmann, Dr. W. Ule, durchgesehen und auf den heutigen Stand der Wissenschaft erhoben worden. Das prächtige Buch wird sich in der vorliegenden Form um so mehr Freunde erwerben, als der ungemein mäßige Preis dasselbe jedermann zugänglich macht.

Das Werk erscheint in 29 Lieferungen à 50 Pfennig, wird ca. 900 Seiten mit ca. 400 Textillustrationen, 29 ganzseitigen Extrabildern und 20 Kartenseiten umfassen und ist durch die meisten Buchhandlungen, Journalexpeditionen und Kolportagebuchhandlungen zu beziehen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Im Paradies. Roman von Woldemar Urban. (Fortsetzung) 7

Der verlorene Sohn. Erzählung von Friedrich Thieme 60
Mit Illustrationen von E. Limmer.

Herzenskrisen. Novelle von Carl Sonntag 99

Papst Leo XIII. Biographische Skizze von Hans Scharwerker 144
Mit 9 Illustrationen.

Unsere „Eisenbahner". Militärische Studie von Ernst Montanus 163
Mit 7 Illustrationen.

Riechstoffe. Physiologische Skizze von Theo Seelmann 178

Ein Ausflug nach Transvaal. Südafrikanische Bilder von Georg Hellbrunn 187
Mit 13 Illustrationen.

Redliche Finder. Ein Kapitel von der Ehrlichkeit. Von Richard March 207

Mannigfaltiges:

Der stumme Gast 219

Neue Erfindungen: Eine Maschine zum Reinigen von Flaschen 222
Mit Illustration.

Eine interessante Selbstverurtheilung 223

Moderne Marterinstrumente 225

Seite

Ein gehörnter Jagdhund 228
Anerbieten gegen Anerbieten 229
Gezählte Schritte 229
Friedrich der Große als Arzt 231
Wortbildungen bei Geisteskranken 232
Der Adler als Wappenthier 234
Liebe überwindet Alles 235
Poetische Freiheit 237
Aus Menschenhaut 237
Der Gebirgsführer 238
Zieten's letzte Ordonnanz 239
Also doch! 240

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Carabinieri hatten Mario, der mehr todt als lebendig vor Schreck und Entsetzen war, hinausgebracht, aber ein Staatsanwalt ist an solche Scenen zu sehr gewöhnt, als daß sie besonderen Eindruck auf ihn machen sollten. Schon nach einer kurzen Pause, während welcher sich de Felice nochmals in den Akten orientirte, rief er wieder: „Herr Cardelli, da war doch noch ein Kerl — mein Gott, wie hieß doch der Mensch? Ist der nicht da?"

„Es ist noch ein Mann draußen, Herr Staatsanwalt, der sich Agnelo Esposito nennt und gewöhnlich Agnelillo gerufen wird."

„Richtig, richtig, den meine ich. Agnelillo. Rufen Sie ihn herein."

Zwei Minuten später stand Agnelillo vor de Felice. Er machte eine fürchterlich umständliche Verbeugung, murmelte mit tiefstem Respekt einige Male hintereinander: „Eccellenza, Ihnen zu dienen, Eccellenza, Eccellenza —" und machte das unschuldigste, treuherzigste Gesicht von der Welt.

Aber de Felice achtete weder auf die Redensarten, noch auf das Gesicht Agnelillo's, sondern las ein Protokoll durch,

welches heute Morgen am Thatort selbst aufgenommen worden war und die Vernehmung eines Barbierjungen Namens Antonio Giubba enthielt. Dieser hatte ausgesagt, daß er kurz vor zehn Uhr Abends einen Herrn in dunkelm Anzug, mit einem runden harten Filzhut, ebenfalls von dunkler Farbe, und einem schwarzen Schnurrbart gesehen habe, der vor dem Laden des Don Leone stehen geblieben, und als er gesehen, daß er bemerkt werde, wieder weiter gegangen sei. Dieses Signalement paßte ganz gut auf Mario, nur hätte es ebenso gut auch auf den Staatsanwalt selbst gepaßt, wenn man ihn in Verdacht gehabt hätte, ebenso gut wie auf hundert Andere. De Felice hatte aber nun einmal den jungen Marini als den von der allgemeinen Meinung bezeichneten „Signore" in Verdacht, und die Zwangslage, in der Mario sich gegenüber dem Wucherer befunden hatte, bestärkte ihn darin. Mario leugnete natürlich, aber wenn der Barbierjunge bei der Konfrontation mit Marini diesen als den Mann wiedererkannte, den er vor dem Laden Don Leone's gesehen hatte, dann war Ersterer „geliefert". Seine Verhaftung erschien dem Staatsanwalt mehr als genügend motivirt, sie war geradezu nothwendig gewesen in Aussicht der Möglichkeit, daß Marini sich sonst durch Flucht der Konfrontation mit Giubba hätte entziehen können.

Endlich geruhte de Felice Agnelillo zu bemerken. „Ah, da bist Du ja —" er nannte ihn Du, weil Agnelillo in seinen zerrissenen Stiefeln, in seiner schäbigen, abgetragenen und schmutzigen Kleidung und vor allen Dingen in seiner kriecherischen Unterwürfigkeit nicht den Eindruck eines „Signore" machte — „Du bist Agnelillo?"

„Eurer Excellenz zu dienen, Agnelo Esposito, genannt Agnelillo."

„Komm 'mal näher hierher."

Agnelillo trat mit linkischen Verbeugungen näher.

„Kannst Du überhaupt die Wahrheit sagen, Agnelillo?"

„Eure Excellenz, ich will nicht selig werden, wenn ich mich unterstehen sollte, eine einzige Unwahrheit vor Ihnen zu sagen."

„Na, ich will Dir was sagen! Deine Seligkeit ist mir sehr gleichgiltig, aber in's Loch lasse ich Dich sperren und krumm schließen bei Wasser und Brod, sowie Du eine einzige Unwahrheit sagst. Verstanden?"

„O, Excellenz, ich weiß, was das Gericht zu bedeuten hat, ich weiß —"

„Sei still. Du kanntest den ermordeten Don Leone Giuberti schon längere Zeit?"

„Ja, Excellenz. Er hatte die Güte, mir manchmal einen kleinen Verdienst zuzuwenden. Er war mir immer ein gütiger, freundlicher Herr, und ich werde seinen Tod beweinen, solange ich lebe."

„Laß die Redensarten und antworte kurz und bündig auf meine Fragen. Was hast Du für Don Leone gearbeitet?"

„Er stellte mich vor einiger Zeit als Aufseher in der Villa Marini an."

„Als Aufseher?"

„Ja, Eure Excellenz. Er befürchtete wohl, daß von dort Gegenstände, die zur Konkursmasse gehörten, fortgetragen werden möchten, und beauftragte mich, aufzupassen, daß das nicht geschehe."

„Richtig. Er hatte Forderungen an die Marinis."

„O, er hat mir oft seine Noth geklagt, daß er so betrogen worden wäre von dem alten Marini, daß er so viel Geld verloren habe und nicht wisse, wie und wo er es wiederbekommen solle."

„Aber mit dem jungen Marini ist er doch übel umgesprungen, he?"

„Selbstverständlich, Herr Staatsanwalt. Er hatte ihn tüchtig in der Schere, und wenn Don Leone einmal Jemand

in der Schere hatte, so war er freilich kein Heiliger. Aber er wollte doch nur wiederhaben, was er verloren."

„Nun, das sind bekannte Sachen. Kommen wir zur Hauptsache. Du warst gestern Abend auch im Laden Don Leone's?"

„Eure Excellenz, ja."

„Wann war das?"

„Das war zwischen sieben und acht Uhr Abends."

„Zwischen sieben und acht Uhr? Gut. Was thatest Du dort?"

„Eure Excellenz —" Agnelillo that verschämt und blickte auf seine zerrissenen Stiefeln.

„Na, ich will Dir's sagen, wenn Du Dich schämst, es selbst zu sagen. Du hast dort Deine Stiefeln versetzt und zwar für fünf Lire."

„Eure Excellenz wissen, Unsereiner braucht immer Geld. Hunger thut weh."

„Nun weiter! Was thatest Du, als Du von Don Leone fortgingst?"

„Eure Excellenz, ich kaufte mir für zwei Soldi Maccaroni von einem Herumträger und ging dann zu Don Nicoló in der Via di San Sebastiano, wo ich ein Glas Wein trank. Ich war so matt, daß ich ein Glas Wein trinken mußte. Ich wäre sonst umgefallen."

„Weiter, weiter. Was thatest Du dann?"

„Ich ging dann auf demselben Wege zurück, und als ich auf dem Toledo am Vicolo sette Dolori vorbeiging, begegnete mir Herr Mario Marini."

„Was?" fuhr de Felice hastig auf, „Herr Mario Marini?"

„Eure Excellenz zu dienen, ja."

„Um welche Zeit war das?"

„O, es war noch nicht spät, Excellenz," machte Agnelillo unschuldig, „es war wohl noch nicht einmal zehn Uhr."

„Aber doch bald zehn Uhr?“

„Nun, es kann auch zehn Uhr gewesen sein. Eure Excellenz wissen, Unsereiner hat keine Uhr. Wenn man ein armer Teufel ist, der Abends nicht weiß, was er Morgens essen soll, so kann man sich solchen Luxus nicht gestatten.“

„Aber Du weißt bestimmt, daß es mehr an zehn als an neun Uhr war?“

Agnelillo besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ja!“

„Was that Herr Mario Marini?“

„Er ging am Vicolo sette Dolori hin und her. Es schien, als wenn er Jemand erwarte.“

„Aber er ging nicht in den Vicolo hinein?“

„Das weiß ich nicht, denn ich ging natürlich weiter meiner Wege und verlor ihn bald aus dem Gesicht. Ich konnte ja nicht ahnen, Eure Excellenz, daß etwas so Schreckliches bevorstand.“

„Wie? Willst Du damit sagen, daß Mario Marini der Mörder Don Leone's sei?“

„Die Madonna bewahre mich davor, so etwas zu sagen, Excellenz, aber sie möge mich auch davor bewahren, zu sagen, er sei es nicht.“

„Nun weiter! Was thatest Du, nachdem Du Herrn Marini gesehen hattest?“

„Nichts, Eure Excellenz. Ich ging langsam durch die Villa Nazionale nach Hause, nach der Rampa di San Antonio, wo ich noch war, als mich die Guardia, die Sie beordert hatten, holte.“

„Du bist die ganze Nacht zu Hause gewesen?“

„Ja, Excellenz, sicher! Wo sollte ich sonst sein?“

„Schläfst Du allein?“

„Nein, ich schlafe mit der Hausbesorgerin, der alten Brigida, im Souterrain des Hauses.“

„Wer ist Brigida?"

„Eine Waschfrau, Excellenz, mit der ich schon seit meinen Kinderjahren ein und dieselbe Wohnung habe. Excellenz wissen, arme Leute, wie wir sind, können nicht viel Umstände machen."

„Wie heißt die Brigida mit ihrem Familiennamen?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Ich habe ihn nie gehört. Aber Sie können sie jederzeit unter dem Namen Brigida an der Rampa di San Antonio erfragen."

Es trat eine kleine Pause ein. De Felice schrieb sich etwas auf.

„Wenn Sie wünschen, Excellenz, so sende ich die alte Brigida selbst her," fuhr Agnelillo fort. Bei sich dachte er: „Und wenn sie dabei etwas Anderes sagt, als sie soll, so schlage ich ihr den Schädel ein!"

„Es wird darüber später Beschluß gefaßt werden," erwiederte de Felice, „jetzt nur noch Eines. Du kennst den Laden und die Schlafstube Don Leone's genau, Agnelillo?"

„Den Laden wohl, Excellenz, ich war ja häufig genug dort. Aber in der Schlafstube war ich nie! Weiß auch nicht, wo sie sich befindet."

„Sie liegt direkt oberhalb des Ladens, von wo eine kleine Wendeltreppe in das Mezzanino führt. Das Fenster, das von der Straße aus über dem Eingang zum Laden sichtbar ist, führt in das Schlafzimmer. Du hast doch das Fenster schon gesehen?"

„Jawohl, Excellenz, das Fenster schon, sonst aber nichts."

„Nun also. Hältst Du es für möglich, daß ein Mann in der Nacht von der Straße aus durch das Fenster einsteigen kann?"

„Das käme auf einen Versuch an."

„Wenn er den Querbalken am Eingang als Stützpunkt für die Füße benutzt?"

„Möglich ist Alles, Excellenz."

„Nun noch ein Punkt. Die Leiche enthielt fast gar kein Blut. Sie muß also viel Blut verloren haben, und doch war nirgends im Laden, auf der Treppe oder im Schlafzimmer eine größere Blutspur zu entdecken."

Agnelillo, der soeben noch ziemlich einsilbig gewesen war, wurde plötzlich wieder erregter, seine Augen leuchteten auf, und seine Wangen rötheten sich.

„O, Eccellenza," rief er gesprächig, „ein alter Mann, der vor Geiz Wochen lang hungert, wo soll der das Blut her haben? Ich weiß ganz bestimmt, daß Don Leone Tage lang gar nichts aß. Wie wollen Sie, daß er da viel Blut haben soll? Ein Wunder wäre es gewesen, wenn er überhaupt welches gehabt hätte."

Es waren noch mancherlei Punkte unklar für den Staatsanwalt, aber augenblicklich schien er zu abgespannt zu sein, um Weiteres vorzunehmen. Nachdem das Protokoll über Agnelillo's Vernehmung fertiggestellt war, wurde dieser entlassen, und der Staatsanwalt schloß die Akten des Falles Giuberti in seinen Schrank. Dann kleidete er sich um und ging fort. Unten im Vestibül des Gerichtsgebäudes blieb er wieder stehen und drehte sich eine Cigarette. Er schmachtete nach einigen Zügen Tabakrauch. Während er noch damit beschäftigt war, holte ihn sein Kollege Saturini ein, den er vorhin auf dem Korridor getroffen hatte.

„Nun?" fragte dieser. „Haben Sie ihn?"

„Bah," antwortete de Felice leichthin, dann fügte er, die Rauchwolken durch die Nase blasend, etwas lebhafter hinzu: „Uebrigens, lieber Kollege, das wird eine brillante Vertheidigungssache, eine cause célèbre erster Sorte. Sie sollten das Ihrem Bruder mittheilen."

„Meinem Bruder? Dem Rechtsanwalt?"

„Ja. Er hat mir vor einiger Zeit gesagt, er möchte

gern etwas haben, wodurch er sich vortheilhaft beim Publikum einführen könne. Das ist so eine Sache; wie gemacht für einen jungen Vertheidiger, der sich einmal ohne viel Aufwand ordentlich in's Zeug legen will. Ich bitte Sie, ein Sohn aus verarmter Familie, der aus Liebe zu seinem Vater zum Mörder wird, an einem Wucherer, an einem Scheusal und so weiter. — Das muß ja die Leute zu Thränen rühren. Ich beantrage natürlich mindestens zehn Jahre Bagno, aber ich bin überzeugt, es kommen nicht mehr als zwei bis drei Jahre heraus. Welchen Triumph für die Vertheidigung! Sagen Sie Ihrem Bruder, er solle sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Er wird bekannt und kommt zu einer einträglichen Praxis, er weiß nicht wie?"

Der Andere lachte. „Diese wäre ihm jedenfalls zu wünschen, denn seine Zeitungsschreiberei ist nicht weit her," antwortete er.

„Schreibt er noch immer für den ‚Corriere di Napoli'?"

„Mein Gott, ja. Etwas muß er doch thun, so lange er noch auf Klienten warten muß."

„Sagen Sie ihm von der Sache, oder besser, schicken Sie ihn zu mir! Es wird eine große Sache, ich versichere Sie. Sie verhilft ihm zu einer Kundschaft. Er soll sich darum kümmern."

Damit verließ de Felice, kleine Rauchringel vor sich hin blasend, das Haus.

Und in der Abendausgabe des „Corriere di Napoli" stand die Notiz: „In der Untersuchungssache über die Ermordung des Pfänderverleihers Leone Giuberti, die einer unserer tüchtigsten Staatsanwälte, Herr Alberto de Felice, in Händen hat, hat heute bereits eine ganze Reihe Vernehmungen stattgefunden, die auch schon zu einer Verhaftung geführt haben. Hoffentlich gelingt es der unermüdlichen Thätigkeit unseres vorzüglichen Staatsanwaltes, Herrn

de Felice, auch in diesem Falle, den Schuldigen zu ermitteln und die dunkle That klarzustellen. Wir werden unsere Leser über die Angelegenheit auf dem Laufenden erhalten." —

De Felice liebte solche öffentlichen Fanfaren über seine Thätigkeit. Er kaufte davon sogar mehrere Exemplare auf der Straße, strich die betreffende Stelle auffallend mit Blaustift an und schickte sie unter Kreuzband an seine Gönner und Freunde nach Rom, in's Justizministerium. Weiter hatte ja seine Thätigkeit keinen Zweck. So macht man Karrière.

Fünfzehntes Kapitel.

Die plötzliche Verhaftung des jungen Marini, dessen Familie schon durch den Konkurs seines Vaters in aller Leute Mund gekommen war, machte ein ungewöhnliches Aufsehen, und einige Tage sprach man in der ganzen Stadt von nichts, als von dieser Angelegenheit. Staatsanwalt de Felice schien Recht zu behalten, als er diesen Prozeß als eine „große Sache" bezeichnete.

Vorläufig war das allgemeine Urtheil dem jungen Manne nicht günstig. Mit der neugierigen Schwatzhaftigkeit oberflächlicher, sensationslüsterner Leute verbreitete man sich über den Fall, und Mario erschien in dem Lichte eines auf schiefer Ebene stehenden jungen Mannes, der, einmal in's Fallen gekommen, nicht mehr zu retten war. Das Verbrechen leuchtete allen Leuten, die darüber sprachen, als die natürliche Folge einer Reihe unglücklicher Umstände ein. Nur einige Wenige, die den jungen Mario genauer zu kennen glaubten, hielten ihn, je mehr das Urtheil Fernstehender ebenso grausam wie leichtfertig ihn verdammte, mit um so größerer Entschiedenheit und Sicherheit für unschuldig.

Zu diesen gehörte in erster Linie sein Vater, der alte Commendatore Marini. Dieser hatte sich in der letzten Zeit doch bedeutend geändert. Die leichtfertige Gleichgiltigkeit, die er bis noch vor ganz kurzer Zeit an den Tag gelegt hatte, die Zuversicht, mit der er den Leuten vorzumachen suchte, daß seine „Verlegenheiten" nur vorübergehender Natur seien, daß er bald wieder der alte Marini sein werde, hatte den ihn Schlag auf Schlag treffenden Unglücksfällen nicht Stand zu halten vermocht. Jetzt saß er oft Stunden lang, düster und schwermüthig vor sich hin starrend und ab und zu leise Worte murmelnd, zu Hause in seiner elenden Wohnung in der Via Palermo, und in seinem Aeußeren machte er einen erschreckenden Eindruck. Die kleinen Toilettemittelchen, mit denen er früher das herannahende Alter zu vertuschen pflegte, fielen jetzt fort, und in demselben Maße, wie nun auf seinem Gesicht die gelben und grauen Flecke, die tiefen Runzeln um die Augen, die eingefallenen Wangen, der öde, wie verglaste Ausdruck der Augen, und all' die Schatten des Alters, die schlottrige Gestalt und nachlässige, schäbige Kleidung zur Erscheinung kamen, in demselben Maße sah er nun auch seine inneren Fehler ein, die grenzenlose Verschwendungssucht, die ganze tolle, unvernünftig leichtsinnige Wirthschaft in seiner früheren Lebensführung, den frevelhaften Leichtsinn, mit dem er seinen und seiner Kinder Ruin heraufbeschworen hatte; diese geradezu sündhafte Vernachlässigung der Zukunft, deren er sich schuldig gemacht, erschien nun immer deutlicher und klarer vor seinem Geiste. Unglück erzieht, und ihn hatte das Glück verzogen. Nun kam die fürchterliche, grausige Abrechnung. Er alt und hilflos, sein einziger Sohn des Mordes angeklagt und verhaftet, seine Tochter in ihren zartesten Träumen, in ihrem schönsten Glück betrogen, betrogen um Jugend und Hoffnung — das war das Resultat seiner früheren Hirnlosig-

keit. Er war ein Verbrecher an sich und seinen Kindern, Mario dagegen hielt er für unbedingt schuldlos.

Ein junger Mann, Rechtsanwalt Saturini, stand vor ihm. Er kam soeben von Mario, mit dem er im Gefängniß gesprochen hatte, und tröstete nun den Alten so gut er konnte, um von ihm den Auftrag zur Vertheidigung seines Sohnes zu erhalten. Er könne keinen Besseren finden, sagte er dem alten Marini, sein Bruder sei selbst Staatsanwalt, und er habe solche Beziehungen, daß er zuversichtlich glaube, dem Angeklagten die besten Dienste leisten zu können.

„Halten Sie meinen Sohn für unschuldig, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Marini ihn.

„Ich hoffe es zuversichtlich!“ erwiederte dieser.

Marini war es ja ohne Weiteres klar, daß Mario einen tüchtigen Vertheidiger vor Gericht jetzt nöthiger brauche, wie das tägliche Brod, und es wäre ihm auch recht gewesen, wenn Saturini die Vertheidigung hätte übernehmen wollen. Aber, wie allen Neapolitanern, welche die Begriffe eines Advokaten und einer unendlichen Kostenrechnung nicht voneinander sondern können, fragte sich Marini auch, woher er die Summe nehmen solle, die Saturini verlangen könne. Er wußte sehr wohl, was für Rechnungen die neapolitanischen Advokaten zu machen pflegen, und hatte es sogar am eigenen Geldbeutel erfahren, gelegentlich eines Prozesses mit seiner Schwiegermutter, der nicht nur den ganzen Streitgegenstand verschlungen, sondern auch über diesen Betrag hinaus ganz erkleckliche Summen gekostet hatte.

„Und wie viel Kostenvorschuß würden Sie verlangen, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Marini deshalb vorsichtig, „Sie wissen, ich bin arm.“

„Haben Sie keine Sorge,“ antwortete Saturini, „mich reizt der Fall an und für sich, nicht das Geld. Ich würde

Ihnen nur meine eigenen Auslagen anrechnen, also etwa dreihundert Lire."

„Ich weiß aber auch nicht, wo ich diese hernehmen soll."

„Mein lieber Herr Marini, ohne diese werden Sie sicherlich keinen Vertheidiger für Ihren Sohn haben. Sie werden nicht verlangen wollen, daß ein Advokat die Kosten einer Vertheidigung aus seiner eigenen Tasche, statt aus der des Angeklagten bezahlen soll, und wenn Sie es auch verlangen würden, es könnte Niemand darauf eingehen trotz aller christlichen Nächstenliebe. Für nichts ist nichts."

Peppa trat in's Zimmer. Marini war in letzter Zeit beflissen, vor ihr so viel wie möglich seine Verlegenheiten zu verbergen, und so sagte er auch jetzt, um sich vor ihr nicht bloßzustellen:

„Gut, Herr Rechtsanwalt, ich werde für das Nöthige sorgen."

„Aber bald, Herr Marini. Die Hauptverhandlung dürfte vielleicht schon nächsten Monat stattfinden, und ich bedarf doch wenigstens einer Woche zu meinen Vorarbeiten."

„Ich komme in den nächsten Tagen zu Ihnen, um die Sache zu regeln."

Dabei blieb es vorläufig und der Rechtsanwalt ging fort.

„Wer war das, Vater?" fragte Peppa kurz.

„Der Vertheidiger Mario's," antwortete Marini mit einigem Selbstbewußtsein.

Peppa erwiederte nichts, und so blieb Marini ungestört, um über die Beschaffung der benöthigten dreihundert Lire nachzudenken. Aber er mochte nachdenken, so viel er wollte, er wurde dadurch um keinen Soldo reicher. Er ging seine Bekannten durch, seine früheren Gäste und Freunde! Ja, so lange er reich gewesen war, hatte er deren eine Menge, seitdem keinen einzigen mehr. Es gab keinen Einzigen, bei dem auch nur die geringste Hoffnung vorhanden war, eine kleine Anleihe in der Noth machen zu können. Er

hatte schon mehrmals versucht, auf diese Weise einen Ausgleich, ein Arrangement herbeizuführen — nicht einen rothen Heller hatte er auftreiben können bei seinen sogenannten Freunden. Und was waren das für saure Gänge gewesen!

Marini war nicht schlecht. Er war ein leichtsinniger, aber gutherziger Mensch gewesen, der, so lange er es konnte, mit vollen Händen gab. Um so empörender, um so entmuthigender und niederschmetternder empfand er jetzt den kalten, rohen und herzlosen Egoismus der Leute, die früher bei ihm gepraßt und geschlemmt hatten auf seine Kosten, und nun, wo er in der Noth war, mißtrauisch und weltklug sich von ihm zurückzogen, sich verleugnen ließen, wenn er bittend kam, oder ihn abwiesen, grob und rücksichtslos wie einen Bettler. Und doch hätte er nochmals die saure Reise unternommen, jetzt, wo es die Rettung seines Sohnes galt, wenn sie nur die geringste Aussicht auf Erfolg geboten hätte. Aber das war nicht der Fall. Marini seufzte und dachte daran, was ihm früher einmal Graf Massimo warnend zugerufen hatte: „Wer in Neapel am Boden liegt, steht nie wieder auf."

Peppa betrachtete ihren Vater von Weitem. Still und verschüchtert beobachtete sie sein Mienenspiel und schien zu errathen, was ihn marterte. Aber wie konnte sie helfen? Sie litt mit ihm! Das war Alles, was sie konnte. Aber eigenthümlich war es doch, wie die Noth die einzelnen Glieder dieser Familie näher und näher aneinander schloß, wie sie duldsam untereinander wurden, was sie früher nie gewesen, wie sie über die kleinen Nöthe und großen Sorgen des Lebens hinweg gegenseitig auf sich sahen, in Furcht und Angst, um des Anderen Schicksal bangten und zitterten, was sie früher noch nie gethan. Der eigentliche Kitt des Familienlebens, das Zusammengehörigkeitsgefühl, war bei ihnen erst die Wirkung des Unglücks, der Noth.

„Wohin gehst Du, Peppa?“ fragte ihr Vater, als sie ihren Malkasten zusammenpackte.

„Nach — nach dem Posilippo, Vater.“

Sie vermied es, zu sagen, „nach Villa Marini“; so hieß nämlich die Besitzung immer noch, obgleich sie nicht mehr das Eigenthum eines Marini war.

„Peppa,“ sagte ihr Vater wieder, „Du könntest wohl —“ dann stockte er.

„Was denn, Vater?“ fragte sie.

„Du könntest wohl einen Brief an Herrn Obermeyer mitnehmen.“

Marini sagte sich, daß Obermeyer ein Fremder, ein Deutscher sei, die in Neapel allgemein für sehr gutherzig galten. Er bedauerte, wegen Unkenntniß der Sprache nicht mündlich mit Obermeyer verhandeln zu können, aber sein Schreiben würde dieser doch wohl verstehen. Die Deutschen verstehen ja Alles.

„Ja, Vater,“ antwortete seine Tochter kleinlaut. Sie wußte schon, was in dem Schreiben stehen würde, aber was sollte sie machen? Es galt die Rettung Mario's, die Rettung Aller. Denn das sah das junge Mädchen wohl ein, daß der einzige Rettungsanker für die ganze Familie die Freisprechung ihres Bruders sei. Erfolgte diese nicht, wurde er verurtheilt, so waren sie Alle gebrandmarkt, gezeichnet, verstoßen. Niemand — auch Giuliano nicht, würde mit ihnen zu thun haben mögen, und — — sie hatten Recht! Wem durften sie zu nahen wagen, mit diesem Kainszeichen?

„Wieviel hat Dir Fräulein Obermeyer schon für Dein Bild vorausbezahlt?“ fragte ihr Vater wieder.

Peppa sah in einem kleinen Büchelchen, das sie aus der Tasche zog, nach.

„Hundertundzehn Lire,“ antwortete sie.

„Ist das viel?“

„Ich weiß es nicht."

„Ich meine, ob ich vielleicht noch dreihundert Lire —" er stockte wieder. Peppa schnürte verlegen an ihrer Mappe herum. Was sollte sie sagen? Es handelte sich um ihr Bild. Sie wollte und konnte keinen Preis dafür machen. Außerdem war es noch nicht fertig, und sie hatte noch nie für Geld gemalt, nie daran gedacht, es je zu thun oder thun zu müssen.

„Es ist für Mario's Vertheidigung, Peppa," sagte ihr Vater.

„So thu's, Vater. Es bleibt nichts Anderes übrig."

Dann setzte er sich hin und schrieb den Brief. Peppa wartete so lange. Endlich war er fertig, und sie wollte gehen. Da traten ihr aber doch die Thränen in die Augen. Mit dem ganzen Ungestüm ihres südlichen Temperaments, krampfhaft schluchzend, warf sie sich ihrem Vater an den Hals, küßte ihn zärtlich und flüsterte endlich leise: „Nicht wahr, Vater, — Du — Du erwarteſt mich hier?"

Die Frage klang so sonderbar, daß er das junge Mädchen fragend ansah. Hatte sie etwa von Mario erfahren, was damals in der letzten Nacht in der Villa Marini zwischen ihm und dem Sohne vorgefallen war? Fürchtete sie, er würde wieder zum Revolver greifen und, sich feig davonstehlend, seine Kinder in der Noth verlassen? Auch ihm waren die Augen feucht, als er endlich fest und ruhig erwiederte: „Geh' beruhigt, Peppa, ich verlasse euch nicht."

Dann ging sie fort, die Via Palermo hinauf, an dem Bahnhofsgebäude vorbei und den Corso Garibaldi hinunter. Vor einem Kaffeehause saß rauchend und plaudernd eine Gruppe Offiziere von demselben Regiment, bei dem früher ihr Bruder stand, und bei dem Giuliano jetzt noch war.

O sie kannte diese Uniform so genau, hatte sie so lieb! Jede Naht an ihr, jeder Stern und jeder Streifen war

ihr vertraut. Sie sah mit halbem Auge hin nach der Gruppe. Sie kannte die Offiziere alle beim Namen. Sie waren ja so oft bei ihrem Vater in der Villa Marini gewesen. Da war der Sohn des alten und reichen Herzogs von Orli, ihr den Rücken zukehrend saß da der Capitano Cesare Balafri und ihm gegenüber, das Gesicht ihr zuwendend — Graf Giuliano de Mattei! Er hatte sie gesehen, wie sie ihn auch bemerkte, eine Sekunde lang ruhten ihre Augen sogar ineinander, dann — wendete er sich rasch ab und sprach mit Jemand, der hinter ihm saß. Ihr war, als ob sie zu Eis erstarren müßte — er wollte sie nicht sehen!

Das war das erste sichere Zeichen, daß auch er sich von ihr gewendet, daß auch er sie verlassen hatte. Daß er seit der Verhaftung ihres Bruders nicht mehr nach der Villa Marini kam, um sie zu sehen, das hatte sie auf irgend eine Zufälligkeit geschoben und sich damit getröstet. Jetzt konnte sie das nicht mehr, jetzt sah sie, daß er nichts mehr von ihr wissen wollte — oder konnte. Er hielt also ihren Bruder auch für einen Mörder? Die arme Peppa überlief es heiß und kalt. So tief hatte sie also das Elend und fremde Schuld gestürzt, daß ein ehrlicher Mann nichts mehr von ihr wissen wollte und durfte?

Damals, als sie in der Dämmerung mit dem Messer in der Hand auf ihn gewartet, in der Chiaja, weil sie in ihrer Eifersucht glaubte, er würde mit der Santina di Roccasecca spazieren fahren und dieser zärtliche Worte zuflüstern, damals hätte sie bei einer gleichen Erkenntniß wie heute unfehlbar zugestoßen. Sie hätte ihn gebrandmarkt für seine schimpfliche, verrätherische Treulosigkeit! Heute durfte sie das nicht mehr. Oder sollte sie das thun, weshalb man ihren Bruder angeklagt hatte? Beschämt, mit wundem Herzen, zum Tode traurig, schlich sie vorbei, schluchzend, mit Thränen im Auge — der goldene Traum

der treuen Liebe war vorbei, gestorben im Gewühl der Welt. Er hatte Recht — es ging nicht mehr!

Sie war plötzlich zum Umsinken müde und konnte sich kaum noch weiter schleppen. So trat sie, nicht weit von der Porta Nolana, in eine Kirche ein — in die Chiesa di San Rocco, zum heiligen Rochus, wo sie bleich und halbtodt vor Kummer und Unglück, zerschlagen und zerschunden von einem grausamen Schicksal am Altar des Heiligen zusammenbrach!

Die Kirche war künstlich verdunkelt, die hellen, blendenden Sonnenstrahlen durch dunkle Vorhänge abgesperrt, eine heilige Ruhe herrschte darin, die nur unterbrochen wurde durch eine alte Frau, welche schluchzend und laut weinend vor einem Bilde der Madonna lag und in der Weise beschränkter Leute laut betete:

„Heilige Madonna, vergiß nur die Nummern nicht, 17, 21 und 47 habe ich gesetzt, und laß mich einen Terno gewinnen. Du weißt, wie nothwendig ich das Geld brauche, und die kleine Mariuccia stirbt ganz gewiß, wenn ich ihr nicht regelmäßig die Medizin kaufen kann. 17, 21 und 47, heilige Madonna, vergiß doch die Nummern nicht!"

Dabei rannen der armen alten Frau die heißen Thränen über die gelben Wangen, in der Sorge, daß die Madonna doch die Nummern vergessen könne, die sie im Lotto gesetzt hatte.

Und Peppa lag auf den Steinstufen, die nach dem Altar des heiligen Rochus*) hinaufführten. Kein Laut entfloh ihren bleichen Lippen, aber sie betete innerlich:

„Warum kann ich ihn nicht vergessen, heiliger Rochus, warum muß ich ihn immer und immer lieben mit der ganzen Kraft und Gluth des Herzens? Mein Herz ist

*) San Rocco gilt im Volk in Neapel für den Beschützer heimlich Liebender.

krank und wund, die Liebe macht mich unglücklich und elend. Tödte mich, heiliger Rochus, oder laß mein Herz gesunden. Was soll ich auf der Welt ohne ihn? Alles ist todt und kalt, wo er nicht ist, häßlich und jammervoll. Laß mich sterben, heiliger Rochus, laß mich sterben. Ich will nicht mehr leben!"

Es gibt kein Volk, dessen Wünsche und Leidenschaften ungestümer und überwältigender auflodern, als das neapolitanische. Und dieser Wirbelwind der Leidenschaft sucht eben seinen Ausdruck bald so, bald anders. —

Als Peppa in der Villa Marini endlich doch ankam, saß Marianne am Piano und sang traurig, mit weicher gemüthsinniger Stimme ein Lied:

„Glücklich, wem erblüht
Der Prüfung Schmerz im Leben,
Er wird ihm süße Frucht
Und kühlen Schatten geben."

Aber Peppa verstand das nicht. Das war deutsch. Und sie hätte es wahrscheinlich auch nicht begriffen, wenn man es ihr übersetzt hätte. Ihre Empfindungsart war nicht gemacht für die milde Blume des Trostes im Unglück. „Entweder — oder" lautete das Stichwort ihrer Leidenschaft.

„Ein Brief an meinen Vater?" fragte Marianne etwas erstaunt, als Peppa ihr den Brief des Vaters gab.

Peppa nickte stumm.

Marianne sah sie einen Augenblick an und verstand sofort, daß ein großer Schmerz in dem jungen Mädchen wühle. Dann küßte sie sie rasch auf beide Wangen und flüsterte: „Geduld, nur Geduld!"

Marianne mochte meinen, es sei ihres Bruders wegen, daß Peppa so niedergeschlagen war. Peppa verstand sie nicht. Sie ging langsam durch den Park nach der Stelle, wo sie Nachmittags immer einige Stunden malte. Aber

heute wollte es nicht recht vorwärts gehen mit ihrer Arbeit. Ihr Herz war zu voll, und mehr als einmal ertappte sie sich darüber, wie ihre Hand mit dem Pinsel müde herabgesunken war, und ihr Auge trübe und thränenfeucht auf dem weiten, unendlichen Meer irrte, ziellos, zwecklos — wie ihre ungestüme Leidenschaftlichkeit.

Marianne war in das Haus getreten, um ihrem Vater das Schreiben des alten Marini zu übergeben. Er nahm es übellaunisch, mißtrauisch und schien schon zu ahnen, was es enthielt. Fortwährend Geld und immer wieder Geld geben, das war nicht gerade nach seinem Geschmack. Trotzdem seine Kenntniß des Italienischen nicht weit her war, genügte sie doch, um ihn den Inhalt des Schreibens verstehen zu lassen.

„Nun?" fragte seine Tochter, die ihn aufmerksam beobachtete, „was wünscht der Commendatore Marini?"

Obermeyer zuckte spöttisch die Achseln. „Was, Commendatore!" sagte er verächtlich. „Ein schöner Commendatore! Geld wünscht er natürlich. Ich habe die Geschichte nun nachgerade satt. Du hättest das Bild gar nicht bestellen sollen. Auf diese Weise wird das eine theure Geschichte."

„Aber, Vater, er wird es nöthig brauchen."

„Das glaube ich ganz gern. Aber seitdem ich in Neapel bin, scheint hier alle Welt sehr nöthig Geld zu brauchen, und immer von mir! Was gehen mich diese Leute an? Ich habe Dir nachgegeben, Marianne, und die Villa für einen ungeheuerlichen Preis gemiethet, weil sie Dir nun einmal gefiel, aber was zu viel ist, ist zu viel. Nun will Marini wieder dreihundert Lire, damit er seinem Sohn einen Vertheidiger stellen kann."

„Ich dachte es. Gib mir das Geld, Vater. Ich will es Peppa auf eine schonende Art übergeben."

„Ei was, schonend hin, schonend her. Ich werde mich

hüten. Das Bild ist so viel gar nicht werth, auch wenn es fertig wäre. Ich mag diese Bettelei nicht."

„Gib mir das Geld," sagte Marianne dringlicher, fast ängstlich, „wozu willst Du erst noch unnütze Worte machen?"

„Das Bild —" begann ihr Vater wieder, aber sie ließ ihn nicht weiter reden.

„Laß doch das Bild," unterbrach sie ihn hastig und legte ihre Hand bittend, schmeichelnd auf seinen Arm. „Das Bild hat ja mit der Sache nichts zu thun. Es gilt einen Unschuldigen von einem fürchterlichen Verdacht zu retten, Vater, es gilt, den Leuten in ihrer ärgsten Noth, in der Verzweiflung helfend beizuspringen — was wollen wir uns darüber lange unterhalten — gib mir das Geld."

„Du bist nicht recht gescheidt, Marianne. Ich kann nicht immer so mit dem Gelde herumwerfen, ich habe weiter zu denken und noch mehr Kinder außer Dir."

„Vater —"

„Und dann ist das mit dem jungen Marini auch so eine Sache. Die Leute werden schon wissen, warum sie ihn eingesteckt haben. Was weißt Du von seiner Unschuld?"

„Er ist unschuldig, sage ich Dir," rief sie heftig, „ich weiß es."

„Du weißt es? Das wollen wir doch erst abwarten."

„Ich weiß es. Und wenn hundert Urtheile ihn schuldig sprechen, so blicke ich nur einmal in seine Augen und ich weiß, daß er unschuldig ist. Mario ist kein böser Mensch."

Sie war erregt, und wenn sie sich auch bemühte, ihre Aufregung zu verbergen, so sah er doch, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Marianne —" sagte er erstaunt.

„Gib mir das Geld, Vater, gib mir das Geld, wenn Du mich lieb hast," flehte sie dringender.

Er sah sie aufmerksam forschend an.

„Höre mir einmal zu, Marianne," sagte er dann nach einer kleinen Pause, während der sie die Augen verschämt zu Boden schlug, „es ist nicht klug, wenn wir uns allzusehr in Verhältnisse mischen, die uns fremd sind, uns nichts angehen. Ich sage Dir, Du kennst die hiesigen Leute nicht. Sie sind falsch und hinterlistig. Und wenn Du noch so sehr von der Unschuld des jungen Marini überzeugt bist, so —"

„Vater," unterbrach sie ihn mit unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen, „raube mir nicht den Glauben an ein gutes Menschenherz. Mario ist an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen so unschuldig, wie Du und ich. Ich weiß es, mein Herz sagt es mir, und es wäre Sünde, die unglücklichen Menschen in ihrer Noth zu verlassen! Gib mir das Geld!"

Nun lag sie schluchzend und weinend an seiner breiten Brust. Ihr zarter Körper zuckte auf, durchschauert von der heftigen, inneren Erregung — und der Arzt hatte ihm auf die Seele gebunden, jede Aufregung von dem jungen Mädchen fern zu halten. Was war nur plötzlich in sie gefahren? Liebte sie den jungen Mann so heftig, daß sie es selbst ihm nicht mehr verbergen konnte? Oder war es nur Mitleid?

Liebkosend fuhr er ihr über den blonden Scheitel. Schließlich war es ja nicht viel, für ihn nicht viel, was sie für ihre Ruhe forderte. Freilich, wenn das so fortging, dann wäre die Sache am Ende doch unangenehm geworden.

„Sei still, Marianne," redete er ihr zu, „beruhige Dich. Komm, Du sollst das Geld haben, um Deiner Ruhe willen. Aber Du mußt mir Eines versprechen."

Sie schrie laut und freudig auf, sah ihn mit glücklich leuchtenden Augen an, dann hob sie sich auf die

Zehen und küßte ihren Vater dankbar stürmisch auf den Mund.

„Lieber, lieber Vater, Alles, was Du willst, will ich Dir versprechen, nur hilf noch das eine, das einzige Mal," hastete sie aufgeregt zwischen den Küssen hervor.

„Nun gut. Dieses einzige Mal noch, Marianne. Versprich mir, daß dies das letzte Mal ist, daß Du Geld von mir für solche Sachen verlangst."

Beglückt versprach sie es ihm ohne langes Besinnen. Sie hatte die frohe Ueberzeugung, daß nun Alles auf einmal wieder gut werden müsse, als ob weiter nichts fehlte, als daß ein Advokat die Unschuld Mario's darlegte.

Ihr Vater zählte ihr dreihundert Lire auf. Es waren lauter Zehn-Lire-Scheine, wie er sie von seinem Bankier erhalten hatte, und sie nahm die Scheine, hastig, freudig erregt, und packte sie in einen Briefumschlag, auf den sie die Adresse des Commendatore Marini schrieb. Dann sprang sie voller Freude hinaus in den Park zu Peppa.

„Ecco," rief sie schon von Weitem, den Umschlag in der Luft schwingend, „ecco!" Sie wußte weiter nichts. Sie wollte Peppa noch sagen, daß das die Antwort ihres Vaters auf das Schreiben Marini's sei, und daß sie Acht geben solle, es nicht zu verlieren. Aber sie fand nicht die italienischen Worte dafür, und es war auch gar nicht nöthig. Peppa errieth sofort Alles aus ihren Bewegungen und aus ihrer ganzen freudigen Aufregung. In ihrem plötzlich überströmenden Dankesgefühl wollte sie der jungen Wohlthäterin die Hand küssen, aber Marianne kam ihr zuvor und küßte sie auf die Lippen.

„Grazie, mille grazie!" hauchte Peppa in ihrer zierlichen Art und mit herzlicher Betonung.

Sechzehntes Kapitel.

Für die Familie Marini und auch für Diejenigen, die eine lebhaftere Theilnahme an Mario bezeigten, kamen nun Tage und Wochen der gespanntesten Aufregung und Sorge. Es stand für Peppa und ihren Vater, auch für Marianne und den Grafen Giuliano zu viel auf dem Spiele, als daß ihre Herzen nicht zittern und zagen, nicht bei jedem Schlag hoffen und fürchten sollten. Tags über waren ihre Gedanken bei dem Angeklagten und seiner Sache, und des Nachts spiegelte ihnen die aufgeregte Phantasie Gerichtsscenen, Rede und Gegenrede vor, an denen sie selbst den hervorragendsten Antheil nahmen, um die Richter zu belehren, sie zu beschwören und anzuflehen.

Von den Nachforschungen in den Grotten der Villa Marini war es wieder still geworden. Marianne hatte seit der Verhaftung Mario's jedes Interesse an Brutus und seiner Zeit verloren, und ihr Vater war froh, nicht wieder Geld ausgeben zu müssen, um den Hirngespinnsten seines Sohnes nachzugehen. Dieser Letztere hatte gut schreiben und erinnern. Seine Schwester vertröstete ihn auf später. Wer hätte denn auch jetzt sich so mit der Sache befassen können, daß ein Erfolg möglich war? Mario saß im Gefängniß, Graf Giuliano ließ sich in der Villa Marini nicht mehr sehen, ihr Vater, dick und unbeholfen wie er war, konnte und wollte bei diesen Arbeiten nicht zugegen sein.

Sollte sie selbst mit hinuntersteigen in die Grotten, damit die Arbeiter etwaige Funde nicht zerstören und stehlen konnten? Sie hätte es gethan, denn sie war muthig genug, aber ihr ganzes Interesse hing jetzt an Mario. Alles Andere mußte warten. Agnelillo kam öfter nach der Villa Marini, wo er am Gitter stehend — hinein durfte er nicht — fragte, ob und wann die Arbeiten vor sich

gehen würden. Er mußte auch warten, und das schien ihm gar nicht unangenehm zu sein.

In der letzten Oktoberwoche kam Mariannens Mutter in Neapel an. Sie war eine behäbige, gutmüthige Frau, der die Herzensgüte und das Wohlwollen aus den Augen leuchteten. Aber daß sie gerade bezaubert gewesen wäre von Neapel und seinen Bewohnern, das konnte man nicht sagen. Im Gegentheil war ihr das Alles zu unruhig, zu hastig, zu lebensgefährlich. Wie konnte ein Mensch in einer solchen Stadt ruhig und glücklich leben, inmitten einer solchen schreienden, gröhlenden, ewig zankenden und streitenden, lügenden und betrügenden Menge?

Um diese Zeit wurde auch Peppa's Bild der Villa Marini fertig. Mitten unter den Seelenqualen und Sorgen der jungen Künstlerin entstanden, war es doch ein Werk geworden, das die ganze klare Farbenpracht, die überschwengliche Ueppigkeit und Gluth der südlichen Landschaft zur Erscheinung brachte, und von einer ganz hervorragenden Begabung des jungen Mädchens Zeugniß ablegte. Es war ein Herbstbild, ein Sonnenuntergang mit dem Park und der Villa Marini im Vordergrund und dem weiten leuchtenden Meer mit den Inseln Ischia und Procida im Hintergrund. Die Zeichnung ließ vielleicht zu wünschen übrig; man sah, es fehlte der Künstlerin noch die letzte technische Vollendung. Die Farbengebung war aber von einer genialen Originalität und packenden Kraft.

„Du kannst ihr nicht unter fünfhundert Lire dafür anbieten, Vater," sagte Fräulein Marianne zu ihrem Vater.

„I wo!" antwortete dieser erschrocken.

„Aber ich bitte Dich, ein solches Bild —"

„Ist doch nur ein ganz kleines Bild."

„Darauf kommt es bei der Kunst nicht an. Es ist ein Meisterstück. Und wenn Du übermorgen wieder in München bist, zeigst Du es dem Professor Riedhuber, der

versteht's. Der wird Dir schon sagen, daß Du ein brillantes Geschäft gemacht hast."

Obermeyer war von der Sache nur wenig erbaut. Fünfhundert Lire! Da hätte schon das Liter Bier in München einen halben Pfennig theurer werden dürfen, damit er wieder auf seine Kosten kam. Aber endlich sagte er doch: „Nun gut! Ueber vierhundert Lire hat sie schon weg, geben wir ihr also noch hundert Lire, damit ist die Sache erledigt."

„Aber, Vater, Du kannst doch der jungen Dame nicht ein Darlehen abziehen, das Du ihrem Vater gemacht hast."

„Sternsakra! Ich habe das Geld damals auf das Bild bezahlt."

„Wenn auch. Es ist nicht nobel, eine junge Künstlerin so zu behandeln, die das Geld doch so sehr, sehr nothwendig braucht."

Obermeyer fluchte, seine Tochter schmeichelte und bettelte, schämte sich, Peppa hundert Lire anzubieten, und endlich einigte man sich auf zweihundert Lire, womit dann Alles erledigt sei. Obermeyer versprach außerdem noch, das Bild in München auf die Ausstellung zu bringen.

Und während dann Marianne davonsprang, um Peppa draußen mit ihren zweihundert Lire zu beglücken — ein Tropfen auf einen heißen, aber sehr heißen Stein — sprach Obermeyer, der noch an demselben Abend nach München abreisen wollte, zu seiner Frau ein ernstes Wort.

„Die Geschichte mit dem jungen Marini geht ihr nicht aus dem Kopf, das merke ich wohl. Sie träumt ja schon davon. Ich weiß nicht, was das werden soll. Die ganze Sache ist mir höchst fatal."

„Ist denn der junge Mann hübsch?" fragte seine Frau.

„J, das ist so ein gelecktes Kerlchen, weißt Du, so bleich und ätherisch, wie es die Weibsleute jetzt gern haben,

mit so großen, schwarzen Augen im Gesicht wie zwei Schusterleuchtkugeln. Und nun sitzt der arme Teufel auch noch im Loch. Das macht ihn natürlich in ihren Augen noch interessanter. Wenn das nicht wäre, ich wette, sie hätte niemals an ihn gedacht."

„Na, wir werden ja sehen, was das Alles wird," beruhigte ihn seine Frau.

„Was das werden soll?" brauste er auf, „nichts soll's werden. Ich bitte Dich, ein Mensch, der in Untersuchung sitzt wegen — wegen —"

„Nun, wenn es nun nicht wahr ist. Sie sagt ja, er wäre unschuldig."

„Was heißt unschuldig! Was weiß sie denn davon? Gib ihr nur nicht so viel Geld, Elise, denn sie trägt ja doch Alles zu dem Vertheidiger hin, einem gewissen Saturini, von dem sie neulich sogar einen Brief erhielt. Der Kerl ist auch so ein Stoßvogel, weißt Du? Ein Mensch, der auf Alles losschießt, was nur wie eine Beute aussieht."

Die elterlichen Auseinandersetzungen wurden hier unterbrochen, weil Marianne mit Peppa hereinstürmte und Letztere sofort auf Obermeyer losging, um ihm zu danken, für das nach ihrer Ansicht großartige Honorar. Sie küßte ihm mit ihrer ganzen Lebendigkeit und Wärme die Hand und sagte zu ihm: „Ich bin so glücklich, daß Ihnen das Bild gefällt! Ich fürchtete schon, es würde Ihnen nicht gefallen."

Obermeyer wurde es bei dem sehr lebendigen Dank der hübschen Neapolitanerin doch etwas anders um's Herz.

„Es ist gut, mein Kind. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht, und das Bild soll auch in München ausgestellt werden. Seien Sie nur weiterhin recht fleißig, so wird es Ihnen an Aufträgen schon nicht fehlen."

Er strich über die Hand, wo die brennend heißen Lippen Peppa's gelegen hatten, und wunderte sich, wie Jemand

so heiße und doch so weiche Lippen haben könne. Es war eine so stürmische Wärme in dem Wesen des jungen Mädchens, eine so überquellende, frische Jugend, wie er sie — ach! seit so langen Jahren nicht mehr gekannt hatte.

„Siehst Du, Elise," sagte er später zu seiner Frau, als sie wieder allein waren, „das ist seine Schwester, und genau so ist er auch. Stürmisch, begabt, aufgeweckt, aber auch flatterhaft, leichtsinnig, wie ihr Vater, ein unseliges Erbe. Indessen, ich glaube sie sind innerlich doch gut, diese Marinis. Sie haben nur ein so schauderbares Pech. Sie sind die geborenen Pechvögel, und das kommt Alles von ihrem verdammten Leichtsinn."

An demselben Abend fuhr Obermeyer mit dem Nachtzuge ab nach Norden. Agnelillo, der gerade von der kleinen Marina an der Mergellina kam, sah ihn mit seinen beiden großen Koffern in der Droschke vorbeifahren nach dem Bahnhof. Nachdenklich sah er dem Wagen eine Weile nach.

„Er ist fort," murmelte er dann, „nun sind die beiden Frauen allein in der Villa Marini, nun wird es schon gehen."

Agnelillo legte seit dem Tode Don Leone's eine noch viel größere Anhänglichkeit an die Villa Marini an den Tag, als vorher, trotzdem ihn Don Leone für seine Aufpasserdienste entschädigt hatte, und er jetzt von Niemand etwas dafür bekam. Aber er näherte sich ihr wie nur immer möglich, und war oft Tage lang in ihrer Nähe; ja es war sogar schon vorgekommen, daß er heimlich des Nachts von der Seeseite aus in den Park gestiegen war, mit Zittern und Grausen allerdings, denn Agnelillo, obwohl durchaus kräftig und robust gebaut, zitterte wie Espenlaub, wenn er sich Nachts einer so unheimlichen Gegend, wie es für ihn der Park und besonders die Grotten der Villa Marini waren, näherte. Er konnte sich das selbst nicht erklären.

Hunderte von Malen murmelte er vor sich hin, daß ja die Geschichten von dem Fischmenschen, der angeblich auf dem Grunde des Meeres lebe und die Menschen, wenn er sie erwischen könne, hinabziehe, und all' der andere schaurige Märchenkram, den die Fischer sich erzählten, eitel Lug und Trug sei. Das nützte aber Alles nichts. Wenn er sich den verwünschten Grotten näherte, überfiel ihn doch wieder ein Zittern, daß er kaum die Ruder halten konnte. Eine Gänsehaut überlief ihn, als ob ihm jeden Augenblick die Haare zu Berge stehen müßten.

Um seine öfteren Nachsuchungen an den Ufern der Villa Marini zu erklären, hatte er sich eine Angel angeschafft — er war seit dem Tode Don Leone's gar nicht mehr so unbemittelt, als früher, ließ aber davon gegen Niemand etwas merken — und that nun so, als ob er des Fischens halber an der Küste des Posilippo hin und her fahre. Für die Barke brauchte er nichts zu bezahlen. Er hatte dem Fischer, dem sie gehörte, vorgeschwatzt, er würde ihm nächstens Fremde zuweisen, die eine Barke miethen wollten. Diese müßten dann natürlich mit bezahlen, was er schuldig sei. Ein solches Abkommen ist in Neapel nichts Ungewöhnliches.

Auch jetzt kam Agnelillo von einem solchen Ausflug zurück, aber auch heute hatte er es nicht über sich gewinnen können, eine der Grotten zu besuchen. „Es hat noch Zeit," tröstete er sich selbst, „es ist jetzt noch nicht zu befürchten, daß mir Andere zuvorkommen," und er war froh, einen Grund zu haben, um seiner Furcht nachgeben zu können. In der Hand trug Agnelillo sein Angelzeug und eine doppelhenkelige Steinflasche in der Form der antiken Amphoren, wie sie noch heutzutage vielfach in Neapel benutzt werden, um das Trinkwasser frisch zu erhalten. Aber Wasser war in der Flasche nicht. Wenn er den Kork lüftete, so entstieg der kleinen Oeffnung ein moderiger,

unangenehmer Blutgeruch. Gleichwohl hütete Agnelillo die Flasche wie seinen Augapfel und stellte sie, als er zu Hause angekommen war, in seinen kleinen Wandschrank, den er sorgfältig verschloß.

„Was ist denn nur in der alten, ekelhaften Flasche, Agnelillo?" fragte die Brigida, „warum wirfst Du sie nicht fort? Sie stinkt."

„Regenwürmer zum Angeln sind darin," erwiederte Agnelillo gleichgiltig. Dann aber schien er sich anders zu besinnen, er fuhr, drohend vor die alte Frau hintretend, fort: „Daß Du mir nicht nachspionirst. Verstanden? Die Flasche enthält ein Heiligthum! Wehe Dir, wenn Jemand davon erfährt, Brigida. Dein Tod wäre Dir gewiß!"

Die Alte schlug das Kreuz und trat scheu vor ihm zurück.

„San Antonio beschütze mich," murmelte sie und ging fort, an ihren Waschtrog, der im Hausflur stand. Stumm, aber mit harten energischen Bewegungen patschte sie in dem Seifenwasser herum, nur von Zeit zu Zeit sah sie sich verstohlen nach Agnelillo um, der noch im Zimmer herumhantirte.

„Was geht's mich an? Was geht's mich an?" murmelte sie dann wieder leise vor sich hin und wusch weiter. Endlich ging Agnelillo abermals fort.

Es war schon finster, als er die Straße wieder betrat. Er trabte munter die Rampa di San Antonio hinunter und kam nach einiger Zeit nach der Villa Nazionale, wo außerordentlich viel Menschen sich versammelt hatten, weil dort die Stadtkapelle konzertirte. Auch Agnelillo hielt sich hier eine Weile auf und lauschte den flotten Weisen, welche die Musik spielte, aber er hatte offenbar noch mehr vor, als der Musik zuzuhören. Er ging nach einem kleinen halben Stündchen weiter durch die Chiaja nach dem Toledo hinauf, bis zum Vicolo sette Dolori. Hier blieb er einige

Zeit stehen und beobachtete den Barbierladen, der neben dem Geschäftslokal des alten Don Leone war. Er schien indessen darin nicht zu entdecken, was er suchte, und so postirte er sich an den Stand einer Wasserverkäuferin, der an der Stelle war, wo der Vicolo in den Toledo mündete.

Er schien Durst zu haben, denn er ließ sich von dem jungen Mädchen ein Glas Limonenwasser geben, das er mit zwei Centesimi bezahlte. Während er das Glas langsam austrank, plauderte und schäkerte er mit dem Mädchen, plötzlich aber stellte er es rasch wieder hin, sagte dem Mädchen gute Nacht und sprang quer über die Straße nach der anderen Seite des Toledo.

„Tonino, Tonino!" rief er einem jungen Burschen nach, der mit einer kleinen Tasche aus Glanzleinwand vorbeilief.

Der Bursche drehte sich herum. Es war der kleine Barbierjunge, der neben Don Leone's Laden beschäftigt war und momentan sich auf seiner „Tour", das heißt auf dem Kundenbesuch befand.

„Du, Agnelillo? Was gibt's?" fragte er.

„Je nun, was wird's geben, Tonino, ein Glas Wein wird's geben, wenn Du Appetit hast. Willst Du?"

„Agnelillo, ich habe keine Zeit. Ich muß noch die Kunden barbieren."

„Nun gut. Wie lange kann das dauern? Eine Viertelstunde, he?"

„Ungefähr."

„Gut, gut. Ich erwarte Dich bei Don Nicolo in der Via di San Sebastiano. Verstanden? Ich habe mit Dir zu sprechen."

Der Barbierjunge schien darüber, daß irgend Jemand auf dieser Welt mit ihm zu sprechen habe, sehr stolz zu sein. Seine hauptsächlichsten Unterhaltungen waren bisher flinke Fußtritte seines Lehrmeisters oder auch der Kunden, hin und wieder auch einmal eine Ohrfeige gewesen, wenn

er seine Sache nicht zu deren Zufriedenheit besorgte. Und nun hatte Jemand thatsächlich etwas mit ihm zu reden. Er wußte auch schon, was es war. Seit der Affaire, die dem alten Don Leone das Leben gekostet hatte, war er entschieden eine gewichtige Persönlichkeit geworden. Alle Welt fragte ihn nach dem Mörder und nach dem, was er von der Sache wußte, oder auch nicht wußte. An Stelle der Fußtritte waren die neugierigen Fragen getreten, worüber der kleine Mann natürlich gar nicht böse war.

„Abgemacht, Agnelillo. Ich bin da, noch ehe eine Viertelstunde vergeht," erwiederte er und eilte flink weiter.

Agnelillo begab sich langsam und gemächlich in die Schänke Don Nicolo's in der Via di San Sebastiano. Das war ein ziemlich großer Raum, nicht besonders einladend, vielmehr dunkel, schmutzig, mit primitiven Holzbänken und Tischen. Aber gleichwohl war die Kneipe sehr besucht, und Agnelillo hatte Mühe, bis er an einer der schwarzgerußten Säulen, die das Gewölbe trugen, einen Platz fand, der ihm zusagte. Er brauchte auch gar nicht lange zu warten, denn kaum hatte er sich niedergesetzt und einen Schluck von dem dicken, starken Sizilianerwein getrunken, der die Spezialität Don Nicolo's war, als auch der kleine Barbierjunge sich einstellte und bei Agnelillo Platz nahm.

Er war ein kleiner, putziger Kerl von vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahren, frühreif, unverschämt und frech, wie gewöhnlich die neapolitanische Straßenjugend, wenn sie nicht in ganz strammer Zucht ist. Schon die Art und Weise, wie er auf der Holzbank neben Agnelillo Platz nahm, das Selbstbewußte in seinem Auftreten, als ob es für ihn etwas Alltägliches wäre, im Weinhause zu sitzen, wie er ferner einen alten Cigarrenstummel aus der schmierigen Rocktasche hervorsuchte, ihn anbrannte und dicke, übelriechende Wolken vor sich hin blies, wie er den Hut hinwarf und sich durch die fettigen Haare fuhr, das Alles charakterisirte

den kleinen Antonio Giubba als den richtigen neapolitanischen Gassenjungen.

Agnelillo stieß lustig mit ihm an, und Beide tranken in großen Zügen den dicken ungemischten Wein. Antonio mochte sich nichts vergeben, obgleich er wohl wußte, daß er nichts vertragen konnte und am anderen Tag die gräßlichsten Kopfschmerzen haben würde.

„Und nun, wie steht's? Du hast ihn gesehen, Tonino?"

„Wen, Agnelillo?"

Sie sprachen leise und geheimnißvoll, denn obgleich sie allein an einem kleinen Tisch saßen, wollten sie doch nicht, daß die zunächst Sitzenden hören sollten, was sie sprachen.

„Den Mörder!"

„Ah ja. Natürlich, im Vicolo sette Dolori."

„Nein, ich meine in der Vicaria,*) den sie eingesperrt haben."

„Nein, den habe ich noch nicht gesehen."

„Geh doch, Tonino! Hast Du ihn nicht gesehen am Abend des Mordes im Vicolo sette Dolori?"

„Ist es derselbe?"

„Trink! Ich will nicht wieder zum Himmel aufblicken, so lange ich lebe, wenn es nicht derselbe ist. Hatte er nicht einen dunkelbraunen runden Filzhut auf?"

„Ja, einen dunkeln runden Filzhut."

„Einen dunkelbraunen sage ich, so wahr der Himmel über uns ist. Und ein dunkles Jaquet, was?"

„Ganz richtig, ganz richtig."

„Ein junger blasser Mann, mit einem kleinen Schnurrbart, kurzgeschorenen schwarzen Haaren und großen schwarzen Augen. So!"

---

*) Vicaria oder Castello Capuano ist das heutige Tribunalgebäude von Neapel. Früher war es die Residenz der hohenstaufischen Fürsten, wenn sie in Neapel waren. Es ist von Kaiser Friedrich II. erbaut.

Agnelillo riß die Augen auf, um dem kleinen Barbierjungen klar zu machen, wie groß die Augen des Betreffenden seien. Das sah komisch aus, und Antonio lachte auch, wie über einen köstlichen Spaß.

„Ja, ja — ja, ja!“ meinte er lachend, ohne viel zu wissen, was er sagte.

„Nun,“ fuhr Agnelillo lebhaft fort, „so ist's klar, es ist Mario Marini.“

„Ja, ja, so heißt der, den sie eingesperrt haben. Ich habe es gelesen im ‚Corriere‘: Mario Marini.“

„Es ist derselbe, den Du im Vicolo sette Dolori gesehen hast. Bei meiner Seele! Ich kenne ihn ja, wie meine Tasche. Es ist derselbe, ganz und gar derselbe. Kenne ich ihn etwa nicht? Habe ich ihn etwa nicht gesehen? Hast Du ihn etwa nicht gesehen, Tonino? Und er will noch leugnen? Er will es nicht gewesen sein? Sagen nicht alle Leute in Vicolo sette Dolori, daß er es gewesen ist? Es ist derselbe, Tonino, beim ewigen Vater im Himmel, es ist derselbe. Ist es nicht derselbe, Antonino?“

Agnelillo redete in dieser Weise wohl noch eine Viertelstunde auf den kleinen Giubba ein, in dem unbestimmten Gefühl, daß man eine Sache nur recht oft behaupten und wiederholen müsse, damit der Andere von der Wahrheit derselben überzeugt sein müsse.

Und in der That sagte denn auch Antonino, vielleicht lediglich in dem Gefühl, damit dem Agnelillo angenehm zu sein, wogegen ihn ein Widerspruch verdrießen müßte, was er nicht wollte, weil Agnelillo doch den Wein, den sie just tranken, bezahlte: „Es ist derselbe, Agnelillo, genau derselbe. Er will sich nur 'rausreden.“

„Nun, das wollen wir ihm schon vertreiben, wollen wir nicht, Tonino? Was Recht ist, muß Recht bleiben. Nicht?“

„Natürlich, natürlich, Agnelillo.“

„Das ist unsere Pflicht, nicht Tonino? Trink! Ist das nicht unsere Pflicht?"

„Selbstverständlich, selbstverständlich!" bekräftigte dieser. Der starke Wein machte sich in seinem ohnehin schon schwachen Kopf bemerkbar, aber er wollte sich das natürlich nicht merken lassen, und so stimmte er seinem Gastgeber immer eifriger bei.

„Sie werden ihn Dir schon zeigen, Tonino, wenn Du in der Vicaria vernommen wirst, und Du wirst sehen, daß es derselbe ist, genau derselbe! Wirst Du es nicht sehen?"

„Natürlich, natürlich! Warum sollte ich es denn nicht sehen?"

„Und wirst es sagen, daß es derselbe ist. Wirst Du es nicht sagen, Tonino?"

„Natürlich werde ich es sagen. Warum soll ich es denn nicht sagen?" erwiederte Tonino halb benebelt und als ob er an der Redensart Gefallen fände, oder zu denkfaul sei, um eine andere zu suchen.

Schließlich trennten sich Beide unter den heftigsten Freundschaftsbetheuerungen. Agnelillo blieb noch sitzen „um ruhig auszutrinken", Tonino aber eilte fort „in's Geschäft", einem unbestimmten Schicksal entgegen. Wahrscheinlich — so dachte er — setzte es wieder eine anständige Portion Prügelsuppe, wie das letzte Mal, aber das schadete nichts — es sah es ja Niemand! Damit war Alles gerettet.

Siebzehntes Kapitel.

Der Stadtklatsch, dieser traurige Sport alter Weiber beiderlei Geschlechts, hatte sich natürlich mit Eifer des Falles Marini-Giuberti bemächtigt. Die Zeitungen, die nur zu gern auf solche krankhafte Wucherungen der öffent-

lichen Meinung eingehen, verzeichneten die fabelhaftesten Gerüchte, die da und dort auftauchten; das Publikum aber verschlang diese Nachrichten begierig und schmückte sie noch möglichst aus. Für die arme Peppa, die mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens an dem Bruder hing, und für die außerdem vom Ausgang des Prozesses im eigentlichsten Sinne des Wortes „Sein oder Nichtsein" abhing, war diese Zeit bis zur öffentlichen Verhandlung gegen Mario ein wahres Fegefeuer auf Erden. Sie wagte gar nicht mehr, mit irgend Jemand zu sprechen, sie traute sich nicht, in eine Zeitung zu sehen, aus Furcht, wieder eine öffentliche Verunglimpfung ihres Bruders, eine neue Beleidigung zu finden. Menschenscheu, zurückgezogen, in Gram versunken, lebte sie, die sonst in übermüthiger, froher Laune getollt, wie ein Kind gelacht und gejauchzt hatte — nicht selten auch auf Kosten Anderer, die sich nicht wehren konnten — einsam dahin und wartete „auf die Gerechtigkeit", auf den Tag, der all' diese Lügen und Gemeinheiten zu Schanden machen mußte. Denn daß dieser kommen mußte, das war für sie so sicher, wie der Himmel über ihr. Ohne diese Hoffnung wäre sie gestorben. Ebenso hilflos wie unschuldig stand sie diesem Treiben gegenüber, und selbst das war noch ein Vortheil, der ihrem Vater entging. Er war nicht unschuldig, und wenn er darüber nachdachte, welches Elend er über sich und seine Kinder heraufbeschworen hatte, so verfluchte er seine Tage in der Villa Marini, seine Blindheit, mit der er nicht wahrnahm, wohin er ging, seine Genußsucht und Leichtsinn, die nun an seinen Kindern gerächt wurden. —

Der Fall Marini-Giuberti war, wie der Staatsanwalt de Felice vorhergesagt hatte, eine „große Sache" geworden.

Schon lange vor neun Uhr war der große Sitzungssaal in der Vicaria gedrängt voll. Die Logen, die Sitzreihen

füllten Kopf an Kopf Leute, die gespannt die Strapazen einer voraussichtlich Stunden langen Verhandlung auf sich luden, um ihre Neugierde zu befriedigen, um die Ersten zu sein, die den Urtheilsspruch hörten, und um das Vergnügen zu haben, den jungen hübschen Marini noch einmal zu sehen — ehe er in's Bagno wanderte, die Kette am Fuß. Und dem Anschein nach war das Publikum, das sich in dem Verhandlungssaal versammelt hatte, vorwiegend ein den besseren Ständen angehöriges, wenigstens seiner Toilette nach. Die seidenen Kleider und Federhüte der Damen, die dunkeln Anzüge und Cylinder der Herren ließen auf eine bessere Gesellschaftsklasse schließen.

Aber das Bessere war auch hier des Guten Feind, und all' die feinen Damen und Herren fühlten bei dem Weh und Leid, bei den Sorgen und Aengsten, dem Unglück und Untergang ihrer Mitmenschen nur das Bedürfniß, sich zu unterhalten, zu amüsiren, anzuregen, damit dann das Essen besser schmeckt.

Der äußere Anblick des Saales hatte unleugbar etwas Feierliches und Würdiges, und doch hatte man immer den peinlichen Beigeschmack des Komödienhaften, des Gemachten. Die feierlich geputzte Menge schwatzte trotz des Ernstes der Lage gleichgiltige und leichtfertige Dinge, und die Richter am grünen Tisch in ihrem weiten pompösen Talar sahen neugierig in den Saal, grüßten da und dort einen Bekannten stumm mit einem Winken der Hand oder mit einem Nicken des Kopfes. Nur die ab und zu gehenden Carabinieri in Paradeuniform machten einen ernsten Eindruck.

Auch auf den Zeugenbänken herrschte ein respektvolles Schweigen. Peppa, die mit ihrem Vater etwas abgesondert von den übrigen Zeugen saß, schien auf ihre nächste Umgebung einen gewissen Eindruck zu machen, so daß die leichten und amüsanten Bemerkungen, die da und dort im

Zuschauerraum über sie gemacht wurden, in ihrer Nähe verstummten. Frau Obermeyer saß mit ihrer Tochter in einer Loge. Marianne hatte anfangs der Verhandlung wegen der für sie zu befürchtenden Aufregung durchaus nicht beiwohnen sollen, aber sie hatte nicht nachgelassen zu bitten und zu betteln und gesagt, daß sie sich während der Verhandlung, wenn sie nicht mitdürfe, zu Hause zu Tode grämen werde und daß die zu befürchtende Aufregung noch größer und gefährlicher sein würde, als in dem Gerichtssaale selbst. So hatte Frau Obermeyer sie denn doch mitgenommen.

Auch Agnelillo und der kleine Antonio Giubba waren da und saßen auf der Zeugenbank. Letzterer war sogar Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit Seitens des eleganten Publikums, da man gehört hatte, daß seine Aussagen einen großen Einfluß auf den Gang des Prozesses ausüben würden, ja vielleicht es von ihnen allein abhänge, ob man zu einer Verurtheilung gelange oder nicht. Der kleine Barbier fühlte sich durch diese Aufmerksamkeit eines hohen Publikums nicht wenig geschmeichelt, und er wußte schließlich gar nicht mehr, wie er sich setzen und halten solle, damit auch seine gesammten Vorzüge zur richtigen Würdigung kämen.

Punkt neun Uhr wurde der Angeklagte hereingeführt. Er war wohl bleich und tiefernst, aber sein Gang war fest und sicher, sein Auge kräftig und kühn, sein ganzes Auftreten hatte etwas Zuversichtliches und Sicheres. Auch er mochte froh sein, daß er nun endlich vor der Entscheidung stand, daß nun diese ewigen Verhöre und Untersuchungen aufhörten.

Er war in seiner gewöhnlichen Kleidung, die er an dem Abend getragen hatte, an dem das Verbrechen vor sich gegangen war. Aufmerksam waren alle Augen auf ihn gerichtet. Das Gesumme und Geplauder im Saale ver-

stummte, und unter lautloser Stille wurde die Sitzung eröffnet. Nachdem die Identität Mario's festgestellt und alle Formalitäten erfüllt waren, die solchen Verhandlungen vorauszugehen pflegen, namentlich die Konstituirung der Jury, wurde die Anklageakte verlesen. Sie lautete auf Raub und vorsätzlichen Mord, begangen an dem Pfandleiher Leone Giuberti durch Mario Marini, Neapolitaner von Geburt.

Die Unbetheiligten empfanden ja bei dieser Verlesung nichts als ein nicht unangenehmes Gruseln. Das Bewußtsein, bei einer großen, sensationellen Untersuchung zugegen zu sein, wobei man doch das liebe Selbst außer aller Gefahr wußte, berührt neugierige und schaulustige Leute immer mehr angenehm als peinlich. Anders war das bei den Betheiligten, besonders bei der leicht erregbaren Peppa, die in ein hysterisches Schluchzen verfiel, während ihr Vater erbleichte und leicht erzitternd zu Boden sah. Mario selbst verlor seine zuversichtliche, hoffnungsfreudige Ruhe nicht und sprach leise aber erregt mit seinem Vertheidiger, dem Rechtsanwalt Saturini.

Nun begann das Zeugenverhör.

„Fräulein Giuseppina Marini," rief der Präsident, ein Mann von fünfzig Jahren, Namens Giovanni del Vito, den Peppa aus ihrer früheren glänzenden Zeit sehr gut kannte, „treten Sie hierher, vor diesen Tisch."

Zitternd und befangen trat Peppa vor.

„Sie haben das Recht, als Schwester des Angeklagten, sich des Zeugnisses zu enthalten," fuhr der Präsident fort. „Wollen Sie von diesem Recht Gebrauch machen?"

„Nein," antwortete Peppa fest. Sie war vorher vom Vertheidiger Mario's instruirt worden.

Der Staatsanwalt de Felice lächelte etwas, wie wenn er eine ganz selbstverständliche Sache höre.

„Gut," begann der Präsident von Neuem, „wenn kein

Widerspruch der Prozeßparteien erfolgt, werde ich Sie vereidigen."

„Ich protestire gegen die Vereidigung sowohl der Schwester als des Vaters des Angeklagten," warf der Staatsanwalt scharf dazwischen, „und zwar aus dem einfachen Grund, weil die Versuchung dieser Zeugen zu einem Meineid doch eine gar zu große ist. Es ist wohl selbstverständlich und erklärlich, daß diese beiden Zeugen dem Angehörigen so viel wie möglich zu Gunsten aussagen, und leicht möglich, daß sie in diesem Bestreben versucht sein könnten, von der Wahrheit abzuweichen oder Belastungsmomente zu verschweigen. Unter diesem Gesichtspunkt wird die Staatsanwaltschaft auch das Zeugniß dieser Zeugen zu betrachten haben."

Der Staatsanwalt sprach mit einer gewissen schneidigen Energie. Es mochte ihm darum zu thun sein, in gleicherweise den Geschworenen, wie dem ausnahmsweise zahlreichen und vornehmen Publikum zu imponiren.

Die Vereidigung unterblieb.

„Erzählen Sie mir, Zeugin," fuhr der Präsident fort, „was Sie über den Aufenthalt des Angeklagten am Abend des 3. Oktober, an dem der Mord im Vicolo sette Dolori geschah, wissen."

„Mein Bruder kam an diesem Tag wie gewöhnlich, wenn er mich nicht in der Villa Marini abholte, bald nach acht Uhr nach Hause," antwortete Peppa tapfer.

„Bitte, machen Sie Ihre Angaben so bestimmt wie möglich," unterbrach sie der Präsident. „Wie viel nach acht Uhr mag das gewesen sein?"

„Eine Viertel- bis eine halbe Stunde."

„Gut. Weiter."

„Dann haben wir gemeinschaftlich gegessen."

„Bis zu welcher Zeit dauerte das?"

„Bis etwa neun oder ein Viertel auf zehn Uhr."

„Weiter. Und dann?"

„Dann haben wir uns schlafen gelegt."

„Ihr Bruder schläft in einem abgesonderten Raum."

„Ja."

„Allein?"

„Ja."

„Sie können also nicht wissen, ob er nicht doch wieder aufgestanden und fortgegangen ist?"

„Ich könnte das wohl wissen, Herr Präsident, denn ich müßte es gehört haben, weil die Wand, die beide Zimmer trennt, sehr dünn ist und den Schall durchläßt. Wenn mein Bruder noch einmal ausgegangen wäre, müßte ich es gehört haben."

„Haben Sie nicht geschlafen?"

„Das kann ich nicht bestimmt sagen. Aber auf das Bestimmteste erinnere ich mich, daß ich ihn später, in der Nacht, habe — schnarchen hören."

„So! Um welche Zeit?"

„Ja, Herr Präsident, wie soll ich das bestimmen? In der Nacht, während ich vielleicht kürzere oder längere Zeit geschlafen hatte und wieder aufgewacht war. Um welche Stunde es aber gewesen ist, das ist mir unmöglich zu bestimmen."

De Felice lächelte wieder überlegen und sagte leise zu Cardelli, der als sein Adjunkt neben ihm saß: „Natürlich! Will ihn gehört haben und weiß nicht wann! Ist vielleicht ein Hund gewesen, der geschnarcht hat."

Sonst ergab die Vernehmung Peppa's nichts Bemerkenswerthes, ebenso wenig die ihres Vaters und einiger Hausbewohner aus der Via Palermo. Dann kam Agnelillo an die Reihe. Agnelillo war schon ein wichtiger Zeuge. Er hatte den Angeklagten an jenem Abend zweimal gesehen, wie er das schon bei seiner ersten Vernehmung behauptet hatte. Er that das auch jetzt wieder, nur mit dem Unter-

schied, daß er heute seine Aussage beschwören mußte, was er that, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. De Felice machte während seiner Vernehmung häufig Notizen, was den Aussagen in den Augen des Publikums eine gewisse Wichtigkeit verlieh, und sie schienen diese Wichtigkeit auch bei den Richtern zu haben, weil Agnelillo den Angeklagten persönlich von längerer Zeit her kannte und bestimmt behauptete, ihn an jenem Abend wiedererkannt zu haben. Auch die Geschworenen waren, wie man deutlich bemerken konnte, offenbar der gleichen Ansicht.

Zweimal unterbrach Mario das Verhör, indem er laut und aufgeregt das Wort „Lüge" in den Saal warf, wodurch er sich von Seiten des Präsidenten eine Rüge zuzog. Aber Alles dies spielte sich noch verhältnißmäßig ruhig und gemessen ab. Eine athemlose Spannung entwickelte sich erst, als der kleine Barbierjunge Antonio Giubba vor den Tisch gerufen wurde und, nachdem er ebenfalls geschworen hatte, „die Wahrheit zu sagen, nichts hinzuzufügen und nichts zu verschweigen", seine Aussagen machte.

Dem Angeklagten wurde der Hut aufgesetzt. Er mußte vor dem Barbierjungen hergehen, ganz genau so, wie er an jenem Abend gegangen war. Es handelte sich darum, festzustellen, ob der „Signore", den Giubba gesehen hatte, mit Mario identisch sei.

„Sieh Dir den Angeklagten genau an, Giubba," ermahnte ihn der Präsident ernst und eindringlich. „Ist das derselbe Herr, den Du kurz vor zehn Uhr vor dem Laden des Leone Giuberti gesehen hast?"

„Ja, er ist's!" antwortete Giubba.

„Erkennst Du ihn bestimmt?" fragte der Präsident nochmals. „Du hast doch wohl begriffen, daß der Angeklagte bestreitet, um diese Zeit dort gewesen zu sein, wo Du ihn gesehen haben willst, und daß sehr viel darauf ankommt, festzustellen, ob er dort war oder nicht?"

Eine athemlose Stille herrschte im Saale. Gespannt sah Alles nach der kleinen verhängnißvollen und folgenschweren Scene, die sich vor dem Zeugentisch abspielte. Nochmals mußte Mario, mit dem Hut auf dem Kopfe, die Hände in den Seitentaschen, vor dem Barbierjungen auf und ab gehen.

„Ja, er ist's," antwortete endlich Giubba wichtig und energisch, „ich erkenne ihn bestimmt. Er will sich nur 'rausreden."

Leichenblaß drehte sich Mario nach dem Jungen um. Was hatte er ihm gethan, daß er ihm so todfeindlich gegenübertrat?

„Heiliger Gott," ächzte er schwer und mühsam, „ich war nicht da!"

Seine Stimme schlug bei diesen Worten um und erstickte in Thränen, die gewaltsam hervordrangen.

Wieder trat eine schwere, bedeutende Pause ein.

„Angeklagter," unterbrach der Präsident die unheimliche Stille ernst, „verfügen Sie sich nach Ihrem Platz."

Mario gehorchte. Nur noch einmal wendete er sich um, als ein auffälliges Geräusch hinter ihm entstand. Peppa war in Ohnmacht gefallen. Einige fremde Leute bemühten sich mit dem Vater um sie und trugen sie fort. Mario durfte ihr nicht helfen. Er mußte nach seinem Platz zurück, wo ihn die Carabinieri in Empfang nahmen. Er wußte, daß auch Marianne im Saale anwesend war, aber so zuversichtlich und muthig er im Beginn der Sitzung gewesen, jetzt wagte er den Blick nicht mehr zu heben. Er wagte keinem Menschen mehr in's Gesicht zu sehen.

„Ich hebe die Sitzung auf zehn Minuten auf. Nach Ablauf derselben hat der Staatsanwalt, Herr Alberto de Felice, das Wort," sagte der Präsident, worauf sich Publikum und Richter in die umliegenden Räume und

Korridore zerstreuten, um frische Luft zu schöpfen, ebenso zogen sich die Geschworenen in ihr Zimmer zurück.

In einem Seitenzimmer, das für die bei der Verhandlung beschäftigten Rechtsanwälte bestimmt war, traf der Vertheidiger Mario's, Saturini, mit dem Staatsanwalt de Felice zusammen.

„Nun, Herr Kollege," meinte Letzterer, wieder lächelnd, „jetzt werden wir die Waffen kreuzen! Hoffentlich fließt dabei kein Blut."

„Wohl nicht, Herr Staatsanwalt," antwortete der junge Vertheidiger ernst und nicht ohne eine gewisse innere Erregtheit und Wärme, „aber ich muß doch gestehen, daß mich der Fall in einer Weise gepackt hat, wie noch nie einer."

„Neuling, Neuling!" spöttelte de Felice; „habe ich nicht Recht gehabt? Habe ich nicht gleich gesagt, es wird eine feine Vertheidigungssache?"

„Herr Staatsanwalt —"

„Sie dürfen sich gratuliren, Herr Kollege, zu so einer brillanten Gelegenheit. Die Presse wird davon sprechen. Sie werden sehen, wie fein der Beweis geführt wird."

„Herr Staatsanwalt —"

„Ah bah! Sie dürfen mir danken, Ihnen zu der Sache verholfen zu haben. Sie brauchen mich deshalb nicht zu schonen. Setzen Sie mir nur derb zu. Ich gönne Ihnen die goldenen Sporen, die Sie sich bei der Sache holen, wenn es auch mir gegenüber geschieht. Addio, Addio, ich muß gehen. Ich will noch ein paar Züge rauchen, ehe der Rummel wieder losgeht."

Damit stürzte er eilig davon.

Die Zeugen waren entlassen worden, weil man ihrer während der übrigen Verhandlungen nicht mehr bedurfte. Aber es hatte Keiner von ihnen das Haus verlassen, aus Spannung auf den weiteren Verlauf der Sache. Nur dem kleinen Giubba schien bei der Geschichte nicht wohl zu

werden. Als der Staatsanwalt de Felice im ersten Stock an einem offenen Fenster stand und seine Cigarette rauchte, hörte er, wie sich Agnelillo und der Barbierjunge gegenseitig verabschiedeten.

„Addio, Tonino," rief Ersterer. „Recht muß Recht bleiben. Du warteſt bei Don Nicolo auf mich?"

„Ja."

„Gut. Ich komme sofort, wenn ich weiß —"

„Addio, Agnelillo."

Der Staatsanwalt ging nach dem Sitzungssaal zurück. Die zehn Minuten waren um. Die Sitzung nahm ihren Fortgang.

„Der Herr Staatsanwalt hat das Wort!" sagte der Präsident.

De Felice war ein guter Sprecher. Die Geste frei und dem Worte scharf angepaßt, lebhaft, die Rede leicht und fließend ohne jede störende Stockung. So war er seiner Wirkung auf die Zuhörer ziemlich sicher, dazu kam noch, daß er heute, aus Anlaß des großen, vornehmen Publikums, besonders bestrebt war, sein Licht recht leuchten zu lassen.

„Meine Herren," begann er in seiner kurzen, vornehmen Sprechweise, „der Fall, der uns heute hier beschäftigt, bietet ja dem menschlichen Gefühl, dem Mitleid, der Rührung mannigfachen Anlaß. Niemand von uns wird das bestreiten, Niemand dem Angeklagten das menschliche Gefühl vorenthalten. Aber hier sind wir Richter! Wir sind nicht da, um über den allmäligen Fall eines Menschen von den Höhen der Gesellschaft bis in den Abgrund des Verbrechens, des Mordes, philosophische Erörterungen anzustellen oder Thränen der Rührung zu vergießen, sondern wir sind da, eine Strafthat zu sühnen, eine Strafe zu verhängen, auf die der Verbrecher sowohl wie auch die Gesellschaft ein heiliges Recht hat."

De Felice machte hier, nach Art geübter Redner, eine Kunstpause, theils um die Wirkung seiner Worte auf die Geschworenen zu beobachten, theils um dem Zuhörer Zeit zu lassen, sich seinem Gedankengang anzupassen. Es war so still im Saal, daß man eine Nadel hätte fallen hören.

„Es handelt sich um Mord, meine Herren," fuhr de Felice plötzlich wieder hart und kräftig fort, „es ist Menschenblut vergossen worden, das nach Sühne schreit. Es ist unser Recht sowohl, wie unsere Pflicht, diese Sühne zu gewähren. Der Fall ist durch die Zeugen vollständig klar gelegt. Der Angeklagte, ein junger Mann aus bevorzugten Kreisen, ist von der Bahn des Unglücks auf den Weg des Verbrechens gedrängt worden. Der Verstorbene, ein Wucherer schlimmster Sorte — ich mag ihn nicht in Schutz nehmen —, hat ihn bedrängt, gequält und gepeinigt bis auf's Blut, und in seiner Herzensangst, in seiner Noth hat der junge Marini keinen anderen Ausweg gefunden, als — als das Verbrechen. Der Tod seines Peinigers, das war seine einzige Befreiung."

Ein leises Schluchzen wurde vernommen, und Aller Augen richteten sich auf den Angeklagten, der diese fürchterlichen Worte stumm und wehrlos über sich ergehen lassen mußte. Mario saß, den Kopf in die Hand gestützt, die brennenden, fiebernden Augen starr auf den Boden gerichtet, die Lippen nervös zuckend, regungslos da.

„Ich komme zum Nachweis der That," fuhr der Staatsanwalt kurz und schneidig fort. „Die That ist nach den Erhebungen zwischen elf und ein Uhr in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober geschehen. Der Angeklagte Marini behauptet, während dieser Zeit zu Hause gewesen zu sein. Diese Behauptung ist selbstverständlich, aber ein Beweis dafür liegt nicht vor. Die Aussagen seiner Verwandten, unbestimmt und unsicher wie sie sind, können, wie ich schon anführte, nicht als entlastend angesehen werden. Ich will

mich der Kritik dieser Aussagen enthalten, aber darüber sind wir doch wohl Alle einig, daß sie kein Beweis der Behauptung des Angeklagten sind. Dagegen weise ich Ihnen durch zwei Zeugen nach, daß der Angeklagte zur Zeit, wo er zu Hause im Bette gelegen haben will, im Vicolo sette Dolori gewesen ist. Agnelo Esposito kennt ihn persönlich und hat ihn dort kurz vor zehn Uhr gesehen. Antonio Giubba erkannte ihn auf das Bestimmteste als den wieder, den er um dieselbe Zeit im Vicolo sette Dolori vor dem Laden des Leone Giuberti gesehen hat. Was will dagegen die Behauptung des Angeklagten bedeuten? Sie bedeutet einfach, meine Herren, das, was der Zeuge Giubba kurz und drastisch mit den Worten: ‚Er will sich 'rausreden', bezeichnete."

Mario machte eine wilde Bewegung. Sie war unwillkürlich; die Wuth der Verzweiflung schien über ihn zu kommen, aber sein Vertheidiger fiel ihm rasch in den Arm und zwang ihn auf seinen Sitz nieder.

„Kommen wir nun zur That selbst," fuhr de Felice weiter fort. „Die mikroskopische Untersuchung hat die Anwesenheit des Angeklagten in dem Laden des Ermordeten bis zur Evidenz erwiesen. Das Protokoll darüber liegt bei den Akten. Auch an der Leiche sind Flecken entdeckt worden, von einer Farbe herrührend, welche die Maler unter dem Namen Kremser Weiß' kennen und benutzen, und — hören Sie wohl, meine Herren, dieselbe Farbe enthielt auch der Malkasten der Schwester des Angeklagten. Wie denken Sie sich den Zusammenhang? Ich will es Ihnen sagen. Wie kam zunächst der Angeklagte in den Laden? Nun, er stieg einfach um elf Uhr oder etwas später, wo der Vicolo sette Dolori öde und leer liegt, durch das über der Ladenthür befindliche Fenster in das Mezzanin. Sein Opfer, das wahrscheinlich von dem Geräusch erwachte, floh vor ihm in den Laden hinunter, wo er es

einholte und erwürgte. Ein Stich am Halse, der die Schlagader durchstieß, vollendete den Mord. Nennenswerthe Beträge sind nicht geraubt worden. In der kleinen Ladenkasse mögen sich wohl kaum hundert Lire befunden haben, und die große Eisenkiste zu öffnen, dazu hat dem Angeklagten das Geschick und der Muth, wahrscheinlich überhaupt auch der Wille gefehlt. Denn er wollte sich ja nur von seinem Peiniger befreien. Nun aber die Farbenflecke am Halse des Opfers! Wie sind diese zu erklären, meine Herren? Einfach dadurch, daß Marini kurz vorher in der Wohnung seiner Schwester mit dem Farbkasten derselben hantirte und sich dabei die Finger mit Kremser Weiß beschmutzte."

Eine aufathmende, wie befriedigte Bewegung ging durch den Saal, und da der Neapolitaner nie still zuhören kann, so verlauteten sogar einige Beifallszeichen aus den Reihen des Publikums.

„Meine Herren, ich komme zum Schluß. Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden, steht in der Bibel. Das ist drakonisches Recht, und wenn auch in unserem gesegneten Lande im tieferen Erkennen der menschlichen Gerechtigkeit die Todesstrafe nicht abgeschafft wäre, so würde ich doch diesem Spruch nicht folgen, denn der Angeklagte hat offenbar in der Vertheidigung seiner Ehre, oder wenn man lieber will, seiner bürgerlichen Existenz, also in einer gewissen Nothwehr gehandelt. Freilich in einer Art, die, schrecklich und verbrecherisch zugleich, unseren Abscheu hervorruft und die Strafe diktirt. Ich beantrage zehn Jahre Zwangsarbeit als Strafe für die That."

Zehn Jahre Bagnosträfling! Wie geknickt und gebrochen fuhr Mario zusammen, als er diese Worte hörte. Er wollte rasch noch einmal mit seinem Vertheidiger, der jetzt zum Worte kam, reden, aber es war schon zu spät!

Kaum hatte sich der Staatsanwalt mit der befriedigten Miene erfüllter Pflicht gesetzt, so sprang Rechtsanwalt Saturini auch schon ungeduldig auf und bat um's Wort.

„Der Herr Vertheidiger hat das Wort," verkündigte der Präsident.

Bei einem Theil seiner Zuhörer durfte Saturini auf unbedingte Sympathie rechnen, schon ehe er überhaupt ein Wort sprach. Da waren die jungen Damen im Saal, und vor Allem Peppa und Marianne. Diese Letzteren sahen in dem jungen Rechtsanwalt den rettenden Engel, die letzte Hilfe aus so viel Kreuz und Leid! Saturini war noch ein sehr junger Mann, vielleicht kaum fünf- oder sechsundzwanzig Jahre alt, aber gleichwohl ein findiger, tüchtiger Jurist, der es wohl nur der erdrückenden Konkurrenz, der ein Rechtsanwalt in Neapel begegnet, zuzuschreiben hatte, daß er noch nicht zu Ruf und Ansehen gekommen war. Heute spielte er nun in dem ersten großen Prozeß eine Hauptrolle, er wollte sein Möglichstes, sein Bestes thun, aber gerade dieses Bestreben versetzte ihn in eine Aufregung, die seinem Vortrag Eintrag that. Dadurch gerieth er manchmal in Unsicherheit, gewisse Pointen, die er langsam vorbereitet hatte, verfehlten ihre Wirkung durch die Hast und Ueberstürzung, mit der er sie vorbrachte.

Zunächst bemängelte er die Beweisführung. Ein früherer Bagnosträfling und ein halbreifer Bursche, der noch zu jung sei, um zu wissen, was er sage, seien mit Unrecht als beweiskräftige Zeugen angesehen worden. Der Staatsanwalt sah dem Sprecher ruhig in's Gesicht. Das waren die gewöhnlichen Künste der Vertheidigung! Nichts Neues, nichts Originelles. Er hatte sozusagen den Schwur der beiden bemängelten Zeugen in der Tasche, und ein Schwur bleibt vor Gericht immer ein Beweis, und wenn der Vertheidiger dabei auch aus der Haut fährt.

Dann aber wurde de Felice unruhiger, als der Ver-

theidiger fortfuhr: „Alle Achtung vor der Routine des Herrn Staatsanwalts und vor seiner Beweisführung. Sie ist eine juristische Musterleistung, aber überzeugt hat sie mich nicht, und Sie, meine Herren Geschworenen, wohl auch nicht. Ich halte den Angeklagten jetzt mehr als früher für unschuldig an der ihm zur Last gelegten That."

Ein kleines schüchternes Bravo, wie aus tief bedrängter Brust, in die endlich einmal ein Sonnenstrahl fällt, ertönte, aber gleich darauf wurde es wieder ruhig im Saal, und man hörte gespannt zu.

„Ja, noch mehr, meine Herren," fuhr Saturini etwas hitziger fort, „ich halte den Angeklagten nicht nur für unschuldig, sondern die That ist in der geschilderten Art sogar eine psychologische Unmöglichkeit, und das will ich Ihnen sogleich beweisen."

De Felice lächelte überlegen. Diese psychologischen Beweisführungen kannte er schon. Sie traten überall da ein, wo eine andere verunglückt war, und hatten sozusagen keinen juristischen Werth und würden auch bei der Jury sicherlich nicht verfangen.

„Durch die Aufnahmen an Ort und Stelle," fuhr der Vertheidiger fort, „sind durchaus keine Blutspuren entdeckt worden. Ich aber frage: Wo ist das Blut hingekommen, meine Herren? Als ich mich damit beschäftigte, fiel mir ein Prozeß ein, der im vorigen Sommer in Palermo verhandelt worden ist. Ich habe die Akten dieses Prozesses erbeten und lege sie hiermit auf den Tisch des Hauses nieder. Aus den Akten geht hervor, daß ein alter Bauer aus Casotto, einem kleinen, einsamen Dorfe in der Gegend von Modica, seine eigene Stieftochter ermordet und ihr Blut aufgefangen hat, weil ihm eine halbverrückte Wahrsagerin prophezeit hatte, daß er mit dem Blut eines unschuldigen Kindes einen Schatz heben könne. Die That charakterisirt sich als ein Akt des finstersten Aberglaubens, sie ist das Produkt der

grenzenlosesten Dummheit und der gemeinsten Begehrlichkeit eines menschlichen Scheusals, sie stammt aus der tiefsten Nacht einer menschlichen Existenz, und, meine Herren, so lange mir nicht der Verbleib des Blutes des Ermordeten nachgewiesen ist, behaupte ich, daß wir es hier mit einem ähnlichen Faktum zu thun haben."

„Nicht übel, in der That nicht übel," sagte de Felice zu dem neben ihm sitzenden Cardelli in einem Ton, als wenn von einem jungen Studenten die Rede gewesen wäre, der sich soeben beim Examen befand und sich in findiger Weise aus der Klemme geholfen habe.

„Sägen Sie mir nicht," fuhr Saturini mit großer Aufregung und innerer Wärme fort, „daß in unserer heutigen Zeit ein solcher Akt mittelalterlichen Aberglaubens, ein solches Stadium menschlicher Unwissenheit und Verlorenheit nicht mehr möglich wäre. Die Akten des Vorganges von Casotto beweisen die traurige Möglichkeit, und so lange wir in unserem Heimathlande noch Länderstriche haben, in denen bis zu siebzig Prozent der Bevölkerung nicht lesen und schreiben können, muß man mit solchen Zuständen rechnen."

„Welche Phantasie!" flüsterte de Felice wieder, „ein Romanschriftsteller könnte die Geschichte nicht besser drehen und wenden. Nur schade, daß die Phantasie nicht in einen Gerichtssaal paßt."

„Ich behaupte also, daß hier eine solche That vorliegt, und nun, meine Herren, sehen Sie sich den Angeklagten an. Halten Sie ihn dieser That für fähig? Ein gebildeter Mensch, der drei Sprachen sehr geläufig spricht, ein früherer Offizier, ein Mann von Ehre bis auf den heutigen Tag, bis auf den Augenblick Ihres Verdikts! Dieser sollte in so krassem Aberglauben befangen sein, um eine solche That zu vollbringen? Nimmermehr werden Sie einen nur halbwegs vernünftigen Menschen zu dieser An-

sicht bekehren. Ich beantrage zufolge meiner festen Ueberzeugung von der Unschuld des Angeklagten und zufolge der mangelhaften Beweisführung vollständige Freisprechung und sofortige Entlassung des Angeklagten."

Diese, mit dem „Brustton der Ueberzeugung" gesprochenen Worte verfehlten nicht, auf das leicht erregbare Publikum ihre Wirkung auszuüben. Man klatschte Beifall, wie im Theater, und rief Bravo, und Saturini verneigte sich gegen das Publikum, wie ein Schauspieler. Es war eine merkwürdige Atmosphäre in dem Saal. Man hatte immer das Gefühl, als wenn dieser Aufwand von Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, von Gemüthswärme, von Wissen und darstellerischem Geschick weniger des Angeklagten, weniger „der Sache" wegen, als vielmehr dazu da wäre, daß die Leute ihr „Geschäft" machten, daß das Licht der einzelnen in Thätigkeit tretenden Juristen auch zur richtigen Beurtheilung komme, als ob der nationale Fehler der Eitelkeit, oder, um es schonender zu sagen, die „Subjektivität" das hehre Wesen der Justiz beeinträchtige.

Der Rede des Vertheidigers folgte eine Replik des Staatsanwaltes, und dann eine Replik des Vertheidigers, der jetzt schlagfertig darlegte, daß — selbst wenn man sich auf den Standpunkt des Staatsanwaltes stelle — doch niemals von einem Morde, sondern höchstens von einer im Affekt begangenen Tödtung die Rede sein könne.

Wenn der Angeklagte — immer vom Standpunkte des Staatsanwaltes aus gesprochen — in später Stunde bei dem Pfandleiher sich eingeschlichen habe, so könne dies doch nur geschehen sein, um sich der in seinem Besitze befindlichen Schuldverschreibung zu bemächtigen. Dann könne man weiter schließen, daß der Wucherer ihn dabei überrascht, und daß Mario, außer sich gebracht durch die Entdeckung, ihn getödtet habe. Ein Mord aber sei ebenso undenkbar und unbeweisbar, wie das Verschwinden von

Geld oder anderen Gegenständen aus dem Laden, was auch der Staatsanwalt sagen möge.

Trotz einer warnenden Bewegung ließ Mario sich nicht abhalten, gegen diese Darlegung zu protestiren und seine völlige Unschuld zu betheuern, dann war seine Kraft zu Ende, und er sank auf seinen Sitz zurück.

Es folgte die Rechtsbelehrung des Präsidenten an die Geschworenen, deren Obmann er die Fragen, über welche sie abzustimmen hatten, einhändigte, und dann zog sich die Jury zurück. Die Spannung des Publikums, von dem sich Niemand aus dem Saale entfernte, steigerte sich jetzt gewaltig. Man sollte jedoch nicht allzu lange auf die Entscheidung zu warten brauchen, denn schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit kehrten die Geschworenen zurück. Ihr Verdikt, das der Obmann ankündete, lautete dahin, daß Mario Marini mit Zweidrittelmehrheit des Todtschlages unter mildernden Umständen schuldig sei. Darauf sprach der Schwurgerichtshof durch den Mund des Präsidenten das Urtheil, welches den Angeklagten in Anbetracht der vom Staatsanwalt selbst hervorgehobenen und von den Geschworenen anerkannten Milderungsumstände zu vier Jahren Zwangsarbeit im Bagno von Nisida verdammte.

Während die Hauptmasse des Publikums jetzt rasch und lärmend den Saal verließ, froh über das gehabte „interessante" Schauspiel und in seiner Neugierde befriedigt, starrte Peppa wie geistesabwesend vor sich hin und schien keiner Bewegung fähig, wie gelähmt. In der oberen Logenreihe wurde eine Dame bewußtlos. Der alte Marini meinte, es müsse Fräulein Marianne Obermeyer sein, wußte nicht, wo er in seiner rathlosen Noth zuerst hinlaufen sollte, und fiel endlich seinem Sohne Mario, den die Carabinieri eben wieder abführen wollten, in die Arme.

„Nur Muth, Mario! Es wird Alles, Alles versucht

werden. Nur Muth!" stammelte er, ohne recht zu wissen, was er sagte.

Mario schien hoffnungslos zu sein, während im Publikum die Ansicht vorherrschte, daß er „sehr gnädig davongekommen sei". Müde, traurig, wehmüthig schaute er seinen Vater an, wie ein in seiner Jugendkraft gebrochener Mann. Dann küßte er ihn auf beide Wangen.

„Vorwärts, vorwärts!" drängte einer der Beamten.

„Also vorwärts! In's Bagno!" schluchzte Mario.

Dann führten sie ihn fort.

Als Marini in die obere Logenreihe kam, lag richtig Marianne im Arme ihrer Mutter und war noch immer bewußtlos. Neben ihr stand der Vertheidiger Mario's, Saturini.

„Ich habe es gleich gesagt, sie würde es nicht aushalten können," jammerte Frau Obermeyer, „aber sie wollte nicht zu Hause bleiben."

„Es wird vorübergehen, der Arzt muß gleich kommen," meinte Saturini. Es ging auch vorüber. Es geht ja Alles vorüber in dieser Welt. Man stieg in einen Wagen.

„Sie fahren mit nach der Villa Marini, Herr Rechtsanwalt?" fragte Marianne.

„Wenn Sie befehlen, meine Gnädige —"

„Es handelt sich um Besprechung der weiteren Schritte in Sachen —"

Sie vollendete nicht. Aber Saturini wußte sehr wohl, was sie meinte. Er hatte nicht sehr viele Sachen.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung," antwortete er, und nach einer unmerklichen Pause setzte er hinzu: „Freilich, ich glaube —" dann brach er wieder ab.

Was wollte er sagen? Marini wußte es. Er war auch hoffnungslos, wie Mario selbst. Sein Sohn war eben verurtheilt, war ein Bagnosträfling! Es war vorbei, Alles vorbei!

(Fortsetzung folgt.)

Der verlorene Sohn.

Erzählung von **Friedrich Thieme.**

Mit Illustrationen von E. Limmer.

---

1. (Nachdruck verboten.)

Ein ernster älterer Herr mit bekümmerter Miene trat durch die Pforte des Polizeipräsidiums auf dem Alexanderplatz in Berlin. Verlegen blickte er sich um, fragte dann einen eben daherkommenden Schutzmann nach dem Zimmer des Kommissars Hilpert und eilte, zurecht gewiesen, hastig die Treppe nach der betreffenden Abtheilung empor.

Ein endloser Korridor mit unzähligen Thüren empfing ihn, scheu ging er die Zimmerflucht entlang, nur dann und wann einen flüchtigen Seitenblick auf die Personen werfend, die beständig ab und zu gingen. Noch ein paarmal bedurfte es der Erkundigung, bevor der alte Herr an sein Ziel gelangte; nachdem Kommissar Hilpert ein eben im Gange befindliches Verhör beendet hat, wurde der Fremde vorgelassen.

„Mein Name ist Martin — Fabrikant Martin aus H.," stellte er sich vor. „Mein Freund, Doktor Vollrath in H., hat mir Ihre Adresse gegeben, Herr Kommissar."

„Ah, Doktor Vollrath! Wie geht es ihm?"

„Danke, ausnehmend wohl, er läßt sie herzlich grüßen."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Martin. Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Fabrikant seufzte. „Ich komme wegen meines Sohnes, der aus dem elterlichen Hause entflohen ist."

„Ein Fall, der leider nicht selten ist; Sie wünschen meinen Beistand zum Zwecke der Wiederauffindung Ihres Sohnes?"

„Ja," erwiederte Martin mit gepreßter Stimme.

„Haben Sie die Güte, mir den Sachverhalt mitzutheilen."

„Ich habe zwei Kinder," begann der Fabrikant. „Einen Sohn, Georg, von zwanzig und eine Tochter, Valerie, von achtzehn Jahren. Ich liebe meine Kinder zärtlich und habe ihnen eine sorgfältige Erziehung geben lassen, halte sie aber im Ganzen bescheiden und streng. Mein Sohn ist Kaufmann, als erster Korrespondent in meinem Geschäfte thätig und hat sich immer als ein brauchbarer, fleißiger, wenn auch ein wenig schwärmerischer junger Mann bewiesen. Nun kam vor etwa vier Monaten eine Erzieherin für die kleine Tochter meines gleichfalls in meinem Geschäfte thätigen, bei mir wohnhaften Bruders in's Haus, ein hübsches, aber dreistes und intrigantes Frauenzimmer, das ich vom ersten Augenblicke an nicht habe leiden können."

Der Kommissar nickte verständnißvoll. Er ahnte bereits, was ihm sein Besucher noch sagen werde.

„Mein Sohn, unerfahren wie er war, fiel natürlich in die Schlingen der schlauen Kokette. Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, ich hätte meinen Bruder zu ihrer sofortigen Entlassung bewogen, aber so ließ man mich bis zuletzt in meiner Unwissenheit. Erst vor wenigen Tagen trat seine Mutter an mich heran mit der Eröffnung, Georg wolle mit Gewalt das Fräulein Wolfram heirathen, er drohe, sich das Leben zu nehmen, wenn er sie nicht bekomme. Ich schüttelte den Kopf, beruhigte meine Frau und ließ nun zunächst das Fräulein bitten, mich einmal in meinem Komptoir zu besuchen. Meine Absicht war, sie kennen zu

lernen, denn ich will durchaus nicht dem Glücke meines Sohnes im Wege stehen; wenn er auch noch jung ist, dachte ich, so mag er einige Jahre lang seine Beständigkeit beweisen und sie dann meinetwegen heirathen, sofern sie seiner würdig ist. Doch ich überzeugte mich sofort, daß dies nicht der Fall sei. Sie besaß zwar ein schönes Gesicht, aber ein anmaßendes, verstecktes Wesen; keine Spur von Gemüth. Ich wußte nach drei Minuten, daß sie meinen Sohn nur seines Geldes wegen in ihre Netze gezogen hatte. Die Auskunft, die ich über ihre Familie und ihr Vorleben erhielt, lautete ebenfalls ungünstig. Da nahm ich denn meinen Sohn vor und sagte zu ihm: ‚Junge, schlage Dir das Frauenzimmer aus dem Sinne! Heirathe meinetwegen eine Taglöhnerstochter, wenn sie gescheidt und gut ist, aber diese Person ist Deiner unwürdig. Du bist noch jung und von ihr eingefangen worden!‘ — Nun, da hätten Sie den Brausekopf sehen sollen! Ich war ein Tyrann, ein Unterdrücker! Ein Schulbube genieße mehr Rechte als er. In den Angelegenheiten des Herzens aber lasse er sich keine Vorschriften machen, lieber verlasse er das Haus. Doch genug, ein Wort gab das andere, schließlich ging ich stehenden Fußes zu meinem Bruder und ersuchte ihn, die Friedensstörerin unverzüglich zu entlassen. Das geschah denn auch; sie erhielt ihr Gehalt für das laufende Vierteljahr ausbezahlt, obgleich sie nur vierwöchentliche Kündigung hatte, mit der Weisung, am andern Morgen das Haus zu räumen.“

„Und sie ging?“

„Gewiß — mit ihr gleichzeitig aber verschwand mein Georg.“

„Ich dachte es mir.“

Martin starrte eine Weile betrübt vor sich hin.

„Sie sind noch nicht zu Ende?“ fragte der Kommissar theilnahmsvoll. „Ihr Sohn hat auch Geld mitgenommen.“

„Woher wissen Sie das?“ rief der alte Herr überrascht.

Hilpert lächelte. „O, ich bin einigermaßen Menschenkenner. Wie groß ist die Summe?“

„Nicht der Rede werth. Zehntausend Mark.“

„In Kassenscheinen oder Gold?“

„Etwa dreihundert Mark bar und das Andere in Werthpapieren.“

„Gut; sehr gut.“

„Wenn ich nur den Jungen wiederkriege, will ich auf das Geld gern verzichten. Seine Mutter und Schwester weinen sich die Augen aus. Wenn Sie mich bei meinen Nachforschungen unterstützen wollen, Herr Kommissar, so werden Sie gerechten Anspruch auf den Dank eines bekümmerten Vaters haben. Sparen Sie keine Kosten, ich trage Alles!“

„Was in meinen Kräften steht, soll geschehen,“ sprach der Beamte. „Doch kann ich nur die erforderlichen Schritte veranlassen, nicht aber Ihnen bei Ihren persönlichen Nachforschungen zur Seite stehen.“

„Das ist schade.“

„Da Sie jedoch jedenfalls in der Hauptstadt nicht genau Bescheid wissen, und auch sonst wohl mit den zu ergreifenden Maßregeln völlig unbekannt sind, so will ich Ihnen gern einen tüchtigen Mann beigeben, der sich Ihrer annimmt. Nur vorher noch einige Fragen. Wann ist Ihr Sohn verschwunden?“

„Gestern Morgen.“

„Und warum vermuthen Sie, daß er sich nach Berlin gewandt hat?“

„Weil jene Person mehrere Jahre hier gelebt hat und stets ganz begeistert von ihrem geliebten Berlin sprach. Was die Beiden eigentlich beabsichtigen, weiß ich nicht, vielleicht wissen sie es selbst nicht, denn wenn ich auch

meinen Sohn jederzeit wieder in meinem Hause willkommen heiße, so darf er doch nicht hoffen, meine Einwilligung zu einer so unheilvollen Handlung zu erlangen, als die Verbindung mit einer Unwürdigen es wäre. Sein Rausch wird wohl auch schnell genug verschwinden."

„Gewiß, doch haben Sie keine anderen Gründe für Ihre Annahme, das Pärchen hier zu suchen?"

„Mein Sohn hat am Bahnhofe zwei Fahrkarten hierher gelöst. Sicher will die vergnügungssüchtige Dame sich in Berlin ein wenig amüsiren, bevor sie Weiteres unternimmt. Mein Georg kennt das Berliner Leben auch noch nicht und ist leicht zu überreden. Eine Verfolgung fürchtet das Fräulein ja nicht, sie weiß wohl, daß ich gegen meinen Sohn nicht gerichtlich vorgehen kann noch will."

„Selbstverständlich nicht. Doch jene Person —"

„Die will ich natürlich nicht geschont sehen. Wenn nur sonst Alles diskret behandelt wird. H. ist eine kleine Stadt und ich möchte nicht, daß die Sache bekannt würde."

„Unbesorgt, die Berliner Polizei arbeitet schnell und verschwiegen. Ich bin nur noch nicht ganz sicher, ob die Vögel sich nicht weiter verflogen haben."

„Keinesfalls. Das junge Mädchen hat noch wenige Tage vorher zu einer Frau im Hause geäußert, sie sehne sich ganz erschrecklich, wieder einmal Großstadtluft zu athmen. Sie ist von jener genußsüchtigen, leichtsinnigen Gattung, die wenig nach den Mitteln fragt. Meine Ueberzeugung, daß mein Sohn hier ist, steht fest."

„Wohl, ist er hier, so werden wir ihn auch finden. Jetzt, Herr Martin, geben Sie mir noch eine Beschreibung der Flüchtlinge."

Der Fabrikant lieferte eine genaue Beschreibung seines Sohnes und der Erzieherin, darauf erhob sich der Kommissar, drückte ihm die Hand und sagte: „Kommen Sie in zwei Stunden wieder zu mir. Dann stelle ich Ihnen einen

Detektiv zur Verfügung. Vielleicht kann ich Ihnen dann auch schon irgend eine wichtige Mittheilung machen."

Pünktlich nach zwei Stunden stellte sich Martin wieder bei Hilpert ein und der Kommissar erklärte ihm, daß er die Personalbeschreibung der Flüchtigen inzwischen an sämmtliche Berliner Polizeibureaux telegraphirt habe. Dieselbe sei bereits in den Händen sämmtlicher Schutzleute. Dann setzte er hinzu: „Bisher ist aber leider weder ein Herr noch eine Dame gesehen worden, auf welche das von Ihnen gegebene Signalement anwendbar wäre. Dagegen steht außer Zweifel, daß Ihr Sohn und seine Begleiterin in der That in Berlin Aufenthalt genommen haben."

„Woher wissen Sie das?" fragte Martin erstaunt.

„O, wir haben zahlreiche Hilfsmittel. Sie sagten, Ihr Sohn habe nur etwa dreihundert Mark in Bar und das Uebrige in Werthpapieren mitgenommen. Dreihundert Mark reichen aber bei einer Dame, die sich auf das Berliner Leben versteht, nicht lange aus, Herr Martin. Ich ging von der Ansicht aus, daß Herr Georg sich bereits in der Nothwendigkeit befunden haben dürfte, einen Theil der Werthpapiere zu Gelde zu machen. Verfolgung fürchtet er ja nicht, wenigstens nicht Seitens der Kriminalpolizei. Ich erließ daher ebenfalls sofort nach Ihrem Weggange eine Cirkulardepesche an sämmtliche Bankiers der Residenz und erhielt von einem derselben sofort Antwort."

„In der That?"

„Hier sehen Sie" — er deutete auf ein Telegramm, das vor ihm auf dem Schreibtische lag. „Ein Herr, auf den die angegebene Beschreibung zutrifft, hat heute Früh um neun Uhr für eintausend Mark vierprozentige preußische Konsols bei mir verkauft. Der Herr nannte sich Bleier."

Der Fabrikant sprang überrascht von seinem Stuhle auf.

„Das war mein Sohn! Bleier ist der Geburtsname meiner Frau, es ist kein Zweifel möglich. Herr Kommissar,

ich danke Ihnen von ganzem Herzen, ich zweifle nun keinen Augenblick mehr, daß ich den unglücklichen Menschen wiederfinden werde."

„Noch ist die Hauptarbeit zu leisten," versetzte Hilpert ruhig. „Haben Sie die Nummern der Ihnen abhanden gekommenen Konsols notirt?"

„Hier sind sie."

„Gut. Die von dem Bankhaus erworbenen Scheine tragen die Nummern Lit. D. 348902, 348903 und lauten über je fünfhundert Mark."

„Kein Zweifel, er ist es — der Verblendete!"

„Jedenfalls wird er, falls wir nicht schon vorher seine Spur entdecken, in ein paar Tagen auf's Neue Papiere verkaufen wollen; bei dieser Gelegenheit dürfte seine Festnehmung gelingen."

„Aber wenn er Berlin verläßt?"

„Beruhigen Sie sich, die nöthige Weisung nebst Personalbeschreibung ist an alle Bahnhöfe Berlins abgegangen und wird jetzt schon überall in den rechten Händen sein."

„Wie ist das nur möglich?"

„Mit Telegraph und Telephon läßt sich viel erreichen. Freilich kostet die Sache Geld."

Der Kommissar winkte einem Herrn, der bisher, von Martin unbeachtet, auf einem Stuhl am Fenster gesessen hatte.

„Fries, kommen Sie einmal her."

Der Gerufene näherte sich. Er war nicht groß und besaß einnehmende Züge, blondes, schlichtgekämmtes Haar, einen röthlichen Vollbart, einfache, aber saubere, anständige Kleidung.

„Das ist der Herr, welcher Sie begleiten soll," wandte sich Hilpert an den Fabrikanten. „Herr Fries, einer unserer tüchtigsten Beamten."

Martin warf einen forschenden Blick auf den Detektiv.

„Man sieht ihm seinen Beruf nicht an," bemerkte er zögernd.

„Das ist eben die Hauptsache, Herr Martin," erwiederte

Hilpert lächelnd. „Sie wollen sagen, er imponirt Ihnen nicht ganz, Sie haben sich einen Berliner Geheimpolizisten anders vorgestellt."

„Nicht doch, Herr Kommissar," vertheidigte sich verlegen der Kaufmann.

„O, wir lesen im Herzen der Menschen, Herr Martin. Nun, Sie werden unseren Fries ja kennen lernen."

Ein kaum wahrnehmbares Lächeln glitt über die Züge des Detektivs.

„Wenn Sie die Güte haben wollen, meine Sache zu führen, Herr Fries, es soll Ihr Schade nicht sein," bemerkte Martin.

„Ich werde meine Pflicht thun," entgegnete der Andere einfach.

Fünf Minuten später verließen beide Männer das Polizeipräsidium. Der Detektiv rief eine Droschke an, die eben leer vorüberfuhr, und sie stiegen hinein. Gleich darauf ließ Fries vor einem kleinen Restaurant halten.

„Kommen Sie, Herr Martin, ich will doch erst einmal telephonisch bei dem Bankhaus anfragen, ob wir dort noch etwas erfahren können."

Sie stiegen aus und traten in das Restaurant. Fries holte mit einem Blicke die Zustimmung des Wirthes ein, worauf er sich an das in einem Hinterzimmer befindliche Telephon begab und sich mit dem Bankhause Roßbach & Co. verbinden ließ.

„Hier Roßbach & Co.," meldete sich alsbald die angerufene Firma.

„Hier Fries, Beamter der Kriminalpolizei."

„Was wünschen Sie?"

„Bitte, wer ist dort?"

„Roßbach."

„Herr Roßbach, sind Sie im Stande, mir über den Herrn Bleier, der heute Früh die tausend Mark preußische Konsols verkauft hat, nähere Mittheilungen zu machen?"

„Bedaure, ich war nicht selbst zugegen. Auch ist der junge Mann, welcher in der Hauptsache mit ihm verhandelt hat, eben nicht hier."

„Wann wird er zurückkehren?"

„In spätestens einer halben Stunde."

„Ich danke Ihnen, ich werde persönlich bei Ihnen vorsprechen."

„Ich erwarte Sie." —

Das Bankhaus befand sich im äußersten Süden der Friedrichstraße, in der Nähe des Belle-Alliance-Platzes. Zuvorkommend empfing der Chef der Firma die beiden Herren und ließ sofort den eben eingetroffenen jungen Mann rufen.

„Bitte, beschreiben Sie mir jenen Bleier so genau, als Sie können."

Der Angestellte that es.

„Er ist es ganz gewiß," rief Martin bei Anhörung der Beschreibung.

„War er allein?" fragte Fries.

„Ja."

„Können Sie uns angeben, wohin sich der Herr von hier aus gewendet hat?" fuhr der Geheimpolizist in seinen Erkundigungen fort. Der junge Mann zuckte die Achseln. „Ich habe nur gesehen, daß er in eine Droschke stieg und in der Richtung nach dem Belle-Alliance-Platz davonfuhr."

„Befand sich eine Dame in dem Wagen?"

„Nein, so viel ich wahrnehmen konnte."

„Es ist gut, ich danke Ihnen." Dann wandte sich Fries an seinen Begleiter. „Lassen Sie uns jetzt die Spur weiter verfolgen."

„Was wollen Sie zunächst thun?" fragte der Fabrikant, als sie wieder im Wagen saßen.

„Die Anfrage an die Gasthöfe ist schon ergangen. Vielleicht ist irgend ein Bescheid eingetroffen."

Sie fuhren zurück nach dem Polizeipräsidium. Aber in keinem der in Frage kommenden Gasthöfe wußte man etwas von einem Herrn und einer Dame gleich den Geschilderten.

„Ich dachte es mir," sagte der Detektiv. „Das Fräulein weiß Bescheid in Berlin, wer weiß, wo sie sich einquartiert haben. Jetzt gilt es, den Droschkenkutscher ausfindig zu machen."

„Ist dazu wieder eine Rundfrage nöthig?"

„Ich fürchte, dadurch zu lange aufgehalten zu werden. Ein großer Theil der Kutscher ist in der Regel unterwegs, es würde also erhebliche Zeit vergehen, vielleicht ein ganzer Tag. Und den dürfen wir nicht verlieren. Am besten also ist's, wenn wir die Droschkenstände in der Umgegend des Belle-Alliance-Platzes einer Revision unterziehen. Sicher hat Ihr Sohn die Dame in einem Café oder Restaurant zurückgelassen, während er den Verkauf der Papiere besorgte. Das gibt einen neuen Anhaltspunkt."

So begann denn die mühevolle Nachforschung nach der Droschke. Während der Fahrt ließ Fries plötzlich halten und winkte einem Schutzmann heran, der seinen Posten an der Ecke der Straße innehatte.

„Haben Sie das Signalement eines Herrn und einer Dame, beide seit gestern in Berlin?"

Der Schutzmann bejahte, zog ein Papier aus seiner Brusttasche und begann zu lesen: „Georg Martin, zwanzig Jahre alt, Haar blond —"

„Gut," sagte der Detektiv befriedigt. „Passen Sie genau auf."

„Eine hohe Belohnung, wenn Sie ihn finden!" rief der bekümmerte Vater aus dem Wagen heraus.

„Weiter!"

Beim nächsten Schutzmann wieder Stillstand.

Auch dieser war genau unterrichtet. Der Dritte ebenfalls.

„Wir können unbesorgt sein," meinte Fries.

„Geradezu bewunderungswürdig," gab Martin seinem Erstaunen Ausdruck. „Aber wahrlich, in einer solchen

Riesenstadt sind solche Einrichtungen nöthig, sonst würde es unmöglich sein, der Spur eines Verbrechers zu folgen."

Der Abend dämmerte, ohne daß ihre Nachfragen bei den Droschkenkutschern Erfolg gehabt hätten. Schon wollten sie den mühevollen Versuch aufgeben, um doch noch das Mittel der Rundfrage anzuwenden, als ein Kutscher auf dem Leipzigerplatz ihnen erwiederte, daß er allerdings heute Vormittag einen Herrn und eine Dame gefahren habe, auf welche die angegebene Beschreibung passe.

„Freilich kann man sich täuschen," ergänzte er vorsichtig. „Viele Menschen sehen einander ähnlich."

„Auch ist der Herr, den wir suchen, bei der betreffenden Fahrt allein gewesen," bemerkte kopfschüttelnd der Fabrikant.

„Nicht doch," unterbrach ihn Fries. „Er war nur auf der Fahrt zum Bankier allein, wohl möglich indessen, daß er und die Dame auch außerdem Fahrgelegenheit benützt haben. Wo haben Sie die Personen, welche Sie im Auge haben, hingefahren, Kutscher?"

„Sie stiegen in einem Restaurant der Leipzigerstraße ab."

„Haben Sie irgend einen Namen gehört?"

„Nur einmal — er nannte die Dame Irmgard."

„Fräulein Wolfram führt allerdings diesen Namen," bestätigte aufgeregt der Vater.

„Also auf der rechten Spur," sagte der Beamte erfreut. „Und in dem Restaurant haben Sie die Beiden verlassen?"

„Nein, der Herr fuhr allein nach der Friedrichstraße weiter."

„Wohl zu Roßbach & Co.?"

„Allerdings. Und dann brachte ich ihn nach dem Restaurant zurück, wo er mich ablohnte."

Der Detektiv warf Martin einen triumphirenden Blick zu.

„Kutscher, fahren Sie uns sofort nach dem Restaurant in der Leipzigerstraße," gebot er, und Beide nahmen eilig in dem Wagen Platz.

„Es thut mir leid, Ihnen diese aufregende Jagd nicht ersparen zu können," wandte sich Fries theilnahmsvoll an den Fabrikanten. „Wenn man nicht an das beständige Fahren inmitten dieses Riesenverkehrs gewöhnt ist, ermüdet es ungemein."

„Ich spüre keine Ermüdung — wenn ich nur meinen Sohn wiederfinde!"

„Wissen Sie, daß die Kosten für die heutigen Nachforschungen sich schon auf Hunderte von Mark belaufen?"

„Thut nichts."

„Und denken Sie nicht, daß Ihr Sohn sich nach einiger Zeit allein wieder eingestellt hätte? Wenn das Geld verbraucht ist — er ist noch unerfahren — was sollte er anfangen?"

„O, glauben Sie das nicht, er ist von einem Stolze, der ihm nie erlauben würde, mir und seiner Mutter und Schwester wieder vor die Augen zu kommen. Eher würde er sich das Leben nehmen. Wer weiß, ob er nicht beabsichtigt, mit dem Mädchen nach Amerika zu gehen. Daher thut Eile Noth."

Vor dem bezeichneten Restaurant wurde der Kutscher angemessen bezahlt, und Martin trat mit Fries ein.

Der Kellner erinnerte sich recht wohl des jungen Paares. Beide waren wohl an zwei Stunden die einzigen Gäste gewesen, hatten gefrühstückt und sich, nachdem der Herr nach etwa dreiviertelstündiger Abwesenheit zurückgekehrt war, nach den Zügen erkundigt. Der Kellner hatte sie für Neuvermählte auf der Hochzeitsreise gehalten.

„Nach welchem Zuge erkundigten sie sich?" forschte der Detektiv, indeß der alte Herr unruhig seinen grauen Vollbart strich.

„Nach den vom Stettiner Bahnhof abgehenden.“ Sie sprachen darauf lebhaft miteinander, ich gab jedoch nicht Acht und hörte nur ein- oder zweimal die Worte: ‚Fünf Uhr.‘“

Der Fabrikant seufzte tief. „So ist es zu spät,“ klagte er. „Sie haben um fünf Uhr Berlin verlassen.“

„Keineswegs, sie wären sicher erkannt und am Bahnhof zurückgehalten worden. Zum Ueberfluß lassen Sie uns sofort nach dem Stettiner Bahnhof fahren.“

Allein auch die dort angestellten Nachforschungen blieben erfolglos. Niemand hatte die Gesuchten gesehen. Die diensthuenden Schalterbeamten hatten der an sie ergangenen Aufforderung gemäß ein scharfes Auge auf die Reisenden gehabt, doch war ihnen nichts Verdächtiges aufgefallen.

„Ich wette, sie sind noch in Berlin,“ sagte Fries. „Entweder haben sie nur Komödie gespielt, um ihre Verfolger zu täuschen, oder, was ich noch eher glaube, Ihr Sohn hat abreisen, seine Begleiterin aber in Berlin bleiben wollen, und ihren Willen durchgesetzt. Uebrigens will ich morgen, bevor wir von Neuem an's Werk gehen, nochmals an den Bahnhöfen telephonisch Nachfrage halten. Für heute bedürfen wir Beide der Ruhe.“

„Doch was morgen beginnen?“ fragte schwermüthig Martin. „Die aufgefundene Spur ist wieder verloren.“

„Morgen verfahren wir nach einem ganz anderen System,“ entgegnete der Beamte. „Jetzt schlafen Sie ruhig, mein Herr, Sie werden Ihren Sohn sicherlich zurückerhalten.“

2.

Der unglückliche Vater verbrachte eine unruhige, von fieberhaften Träumen gestörte Nacht. Die Aufregung, das ungewohnte Umherfahren in der großen, verkehrsreichen

Stadt, das nicht einen Augenblick ruhende Getöse auf der Straße, Alles vereinigte sich, um seinen Schlummer zu einem höchst unerquicklichen zu gestalten. Erst gegen Morgen übermannte ihn die Erschöpfung und er sank für ein paar Stunden in einen tiefen, wohlthätigen Schlaf.

Kaum erwacht, befand er sich auch schon auf den Füßen. Er glaubte sich verspätet zu haben, ein Blick auf seine Uhr überzeugte ihn jedoch, daß es eben erst Sechs geschlagen hatte. Unruhig nahm er seinen Kaffee ein und wanderte dann rathlos auf und ab, des Detektivs wartend, der ihn abholen wollte. Von Zeit zu Zeit trat er an's Fenster und schaute ungeduldig hinaus.

Der Morgen war frostig und nebelig. Die Nacht mußte bitter kalt gewesen sein. Draußen herrschte trotz der frühen Stunde schon reges Leben. Menschen eilten in geschäftiger Gleichgiltigkeit aneinander vorüber, Droschken rasselten vorbei, die Pferdebahnwagen klingelten unabläßig.

„Seltsam, wie viel Leute in einer so großen Stadt unausgesetzt aneinander vorübergehen, von denen Jeder nur sein Ziel im Auge, und Keiner einen Blick des Interesses für den Anderen hat," murmelte der Fabrikant trübegelaunt. „Wo nur der Fries bleibt? Es ist zum Verzweifeln!"

Endlich kam der Detektiv.

„Es ist später geworden, als ich dachte," entschuldigte er sich. „Indessen die Anfragen auf den Bahnhöfen nahmen Zeit in Anspruch, auch wollte ich noch Nachricht wegen des Nachtquartiers abwarten."

„Und haben Sie —"

Der Detektiv schüttelte ärgerlich den Kopf. „Kein Fingerzeig! Die Flüchtigen müssen ein Privatquartier aufgesucht haben."

„Was nun thun?"

„Wir setzen unsere Nachforschungen fort."

„Auf's Gerathewohl?"

Fries lachte. „Lieber Herr, da könnten wir wohl Wochen lang herumirren. Nein, wir handeln nach einem System, und ich hoffe, daß uns dasselbe in weniger als drei Stunden auf die verlorene Spur zurückgeführt haben wird."

„Wirklich?"

„Ja. So, wie Sie mir diese Irmgard geschildert haben, ist sie nicht nach Berlin gereist, um einsame Mondscheinspaziergänge mit ihrem Liebhaber zu unternehmen. Sie will genießen, glänzen, prahlen — sie ist erpicht darauf, die vornehmsten, berühmtesten Etablissements der Residenz zu besuchen, unter den „Linden" zu promeniren, durch den Thiergarten zu fahren und Abends in die Oper oder in's Konzert zu gehen. Irgendwo werden wir sie schon abfassen."

Die Voraussage des gewandten Kriminalisten sollte sich in der That bald erfüllen. Einer der Tageskellner im Café Bauer wollte den jungen Mann in einem Herrn wiedererkennen, der sowohl vorgestern als gestern in Begleitung einer elegant gekleideten jungen Dame im Café erschienen war.

„Ich nahm sofort wahr," sagte der Kellner, „daß der Herr aus der Provinz und wohl zum ersten Male nach Berlin kam. Seine Begleiterin schien schon eher Bescheid zu wissen, überhaupt führte sie offenbar das Regiment. Beide blieben lange hier, und die Dame nahm sehr viel Eis, Chokolade, Gebäck u. s. w. Der Umstand, weshalb mir in der Hochfluth der Gäste gerade diese jungen Leute in Erinnerung geblieben sind, ist aber folgender. Gestern gegen Abend traten Beide wieder hier ein. Sie saßen wohl eine Stunde zusammen und sprachen viel und heimlich miteinander; plötzlich erhob sich die Dame und verließ

das Lokal, der Herr half ihr den Mantel anlegen, es sah aus, als beabsichtige sie einen kurzen Gang zu thun, während der Herr sie hier erwarten wollte. Lange saß er ruhig in seiner Ecke, mit der Zeit aber schien er unruhig zu werden, blickte immer häufiger nach der Uhr, ging nach der Thür und sah die Straße hinauf und hinab. Mit ärgerlichem Ausdruck im Gesicht kam er jedesmal zurück, endlich, nach zwei Stunden, rief er mich und fragte nach dem Konfektionsgeschäft von Landau in der Friedrichstraße. Ich gab ihm die Adresse, worauf er mir mittheilte, er wolle dorthin gehen, um nach seiner Cousine zu fragen, die einen Herbstmantel, den sie heute im Vorbeigehen im Schaufenster bewundert habe, zu erwerben beabsichtige. Vielleicht habe sie sich verirrt, oder es sei ihr etwas zugestoßen. Falls sie inzwischen zurückkomme, solle er ihr sagen, sie möge ihn erwarten. Nach etwa einer Stunde kam er zurück, um zu fragen, ob die Dame inzwischen eingetroffen sei; es war nicht der Fall. So sprach er im Laufe des Abends noch drei- oder viermal vergeblich vor, das letzte Mal um elf Uhr. Er war im höchsten Grade aufgeregt und bestürzt. Ich merkte wohl, daß etwas nicht in Ordnung war, er wies jedoch meine Vermuthung, das Fräulein werde überhaupt nicht wiederkommen, höchst entrüstet zurück. Die Dame sei seine Cousine und mit ihm von H. hierher gereist."

„Heute ist er nicht wieder hier gewesen?" forschte Fries.

„Nein!"

„Und wie sah der Herr aus?" fiel der Fabrikant mit erregter Stimme ein.

Der Kellner beschrieb, so gut er es vermochte, den Herrn und die Dame, und der alte Herr nickte erfreut mit dem Kopfe.

„Sie hat ihn im Stich gelassen," raunte er zufrieden seinem Führer zu. „Der leichtsinnige Junge, da sieht er

nun, in wen er sich so kopflos verliebt hat! Oder glauben Sie, daß das Mädchen sich in der That verirrt hat?"

Der Detektiv zog den Fabrikanten auf die Straße. „Verirrt? Wo denken Sie hin! Die weiß gut Bescheid hier. Und ich bin überzeugt, daß ihn das Mädchen nicht verlassen hätte, so lange noch etwas bei ihm zu holen war."

Martin fuhr auf. „Das Geld kann doch unmöglich bereits verbraucht sein."

„Das ist es auch nicht, aber Ihr Sohn ist nichtsdestoweniger zur Zeit ohne alle Mittel. Die Person ist ihm mit dem Gelde durchgegangen."

„Nicht möglich!"

„Doch, doch, verlassen Sie sich auf meine Erfahrung. Das Fräulein wußte ganz genau, daß Sie nie in eine Ehe willigen würden, sie hatte es von vornherein bei dieser Flucht nur auf das Geld abgesehen. Anzeigen würde Ihr Sohn sie nicht, das wußte sie, von Ihnen glaubt sie ebenso wenig etwas fürchten zu müssen."

Martin athmete tief. „Da wäre ja der Junge jetzt in einer fürchterlichen Klemme. Allein in der Riesenstadt, ohne Geld, ohne Freunde —"

„Um so besser, denn nun ist Hoffnung, daß er sich reuig an Sie wendet."

„Der? Niemals! Dazu ist er zu stolz. Er schämt sich nun doppelt und würde lieber verhungern oder sich das Leben nehmen, ehe er freiwillig zu uns zurückkehrt."

„Besaß er eine gute Uhr?"

„Ja."

„Dann ist er vorläufig noch gesichert," tröstete Fries. „Machen Sie sich daher keine Sorgen, daß er nothleidet. Mir ist sein Abenteuer sehr willkommen. Es heilt ihn gründlich von seiner Thorheit, außerdem bekommen wir ihn leichter als die geriebene Schöne. Gegen diese dürfen

wir wiederum, da sie jetzt allein ist und sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat, rücksichtslos vorgehen, und so wird auch dieser Vogel uns schnell genug in's Garn fliegen. Kommen Sie jetzt nach dem Landau'schen Geschäft."

In wenigen Minuten trug sie die Droschke an Ort und Stelle.

In dem Verkaufslokal erhielten die Nachfragenden ausführlich Bescheid. Am Tage vorher war kurz vor Geschäftsschluß ein junger Herr an der Kasse erschienen, der um Auskunft bat, ob sich nicht vor etwa zwei Stunden eine so und so aussehende Dame einen hellbraunen Herbstmantel, gleich einem im Schaufenster ausgestellten, gekauft habe. Er erhielt den Bescheid, daß eine Dame, wie die geschilderte, den Laden nicht betreten habe, was er mit sichtbarer Niedergeschlagenheit anhörte.

Der Kassirer fügte dann noch hinzu: „Ich habe mich etwas länger mit dem Fremden unterhalten und durch verschiedene Fragen herausbekommen, daß der junge Mann in der schrecklichsten Verlegenheit sei, wenn er die Dame nicht wiederfinde. Er fragte dann noch nach der Adresse eines Pfandleihers, da er sich vorläufig nicht anders als durch den Verkauf seiner Uhr helfen könne. Die Dame habe all' sein Geld bei sich."

„Dachte ich es doch," meinte der Detektiv.

„Ich fragte ihn, ob er denn nicht in den Gasthof, wo er abgestiegen sei, zurückkehren und von dort aus an die Seinen depeschiren könne," fuhr der Kassirer fort. „Da vertraute er mir, daß er während der beiden Tage, die er in Berlin anwesend gewesen, in Steglitz logirt habe. In seinen Gasthof getraue er sich ohne hinreichende Zahlungsmittel nicht zurück."

„So wissen wir nun bestimmt," sagte der Kriminalbeamte, „daß Herr Martin die ganze Summe eingebüßt,

daß er in der That von der schlauen Spekulantin um Alles gebracht worden ist. Auch die räthselhafte Thatsache, warum wir in keinem Gasthofe eine Spur der Gesuchten entdeckten, ist durch das Geständniß des unglücklichen jungen Mannes erklärt. Bis nach Steglitz haben sich unsere Nachforschungen nicht erstreckt."

„Was nun?" stöhnte der besorgte Vater.

„Das will ich Ihnen sagen. Wir könnten ja jetzt versuchen, herauszubekommen, ob und bei welchem Pfandleiher Ihr Sohn gestern Abend seine Uhr verkauft oder versetzt hat. Ich meine aber, diese Feststellung sei ohne Zweck für uns, denn ich bin überzeugt, daß Ihr Herr Sohn seine Uhr gar nicht versetzt haben kann, denn es war gestern Abend schon zu spät dazu. Auch hätte ihm in den Pfandhäusern, die man ihm angegeben, sicherlich Niemand die Uhr abgenommen, dazu ist man mit Recht zu mißtrauisch in Berlin gegen Fremde. Diejenigen Pfandleiher aber, die skrupellos sind, liegen zu weit aus seinem Bereiche. Oeffentliche Leihhäuser aber waren überhaupt zu jener späten Tagesstunde nicht geöffnet. Außerdem hat er mehrmals im Laufe des Abends im Café Bauer vorgesprochen. Ich vermuthe, er ist nicht nach Steglitz zurückgekehrt, in einem Berliner Gasthof hat er auch nicht übernachtet, folglich —"

„Folglich?"

„Hat er die Nacht im Freien zugebracht."

„O, das ist schrecklich, Herr Fries! Wie hart bestraft sich der Leichtsinn des thörichten Burschen! Wo mag er nur geblieben sein?"

Der Andere zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht. Es bleibt uns nur noch übrig, festzustellen, ob er etwa als Obdachloser eingebracht worden ist."

„Mein Sohn als Obdachloser!"

„Ich verstehe Ihre Gefühle, Herr Martin, aber es

wäre thatsächlich das beste Mittel, ihn zu retten. Nur glaube ich es nicht. Er wird rastlos durch die Straßen gepilgert sein, vielleicht auch den Rest seines Geldes in einem Café verzehrt haben. Kommen Sie, wir werden bald Gewißheit haben!"

Eine Stunde später wußte Herr Martin, daß sein Sohn nicht als Obdachloser eingebracht worden war.

„Nun sind wir schlimmer daran als je," jammerte er. „Wir wissen nicht, wo er sich aufhält — alle Wege umsonst."

„Keinenfalls, wir sind im Gegentheil genau da, wo wir sein müssen."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Jetzt merken Sie auf, mein Herr! Wenn Sie für heute noch etwas unternehmen wollen, so gehen Sie nach einer Annoncenexpedition und erlassen Sie einen Aufruf an den Verlorenen, zurückzukehren. Dann depeschiren Sie nach Hause, daß man es Ihnen sofort melde, wenn er etwa zurückkehren sollte. Darauf nehmen Sie in aller Gemächlichkeit Ihr Mittagessen ein und ruhen sich für den Rest des Tages aus. Für alles Uebrige lassen Sie mich sorgen. Wenn Ihr Sohn Berlin nicht heute verlassen hat, so werden Sie ihn morgen Vormittag noch in Ihre Arme schließen."

„Sie glauben wirklich —"

„Ich hoffe es."

„Sagen Sie mir wenigstens, was Sie vorhaben?"

„Morgen Früh erfahren Sie Alles. Erwarten Sie mich um neun Uhr in Ihrem Gasthofe."

Die beiden Männer drückten sich wie Freunde die Hand und der Detektiv verschwand eilig im Gewühl der Menschen, während der Fabrikant sich nach einer Annoncenexpedition begab.

3.

Mit dem Glockenschlage neun Uhr klopfte Fries an die Thür des Fabrikanten.

„Nun, was haben Sie mir zu berichten?“ rief dieser ungeduldig. „Ich habe die ganze Nacht vor Aufregung nicht geschlafen. Ist mein Sohn gefunden?“

„Leider nein. In einem Gasthof ist er nicht abgestiegen, als Obdachloser nicht eingebracht worden. Nach Steglitz, in das Hotel Garni, wo er abgestiegen war, ist er nicht zurückgekehrt."

„Vielleicht ist er abgereist?"

„Mit der Eisenbahn nicht — möglicherweise zu Fuße. Kennen Sie das?"

Der Detektiv zog eine Uhr aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

„Das ist die Uhr meines Sohnes," rief der Fabrikant bestürzt. „Wie kommen Sie dazu? Ist er todt?"

„Gerathen Sie nicht außer sich, Herr Martin. Die Uhr ist ganz einfach versetzt worden."

„Er hat sie —"

„Nicht er selbst. Eine Frau hat die Uhr bei einem Pfandleiher im Norden verpfändet. Alle von vorgestern Abend bis gestern Abend verpfändeten Uhren wurden besichtigt. Diese trug die eingravirten Initialen Ihres Sohnes."

„Kennt man die Frau?"

„Leider nicht, der von ihr angegebene Name ist falsch."

„Aber was hilft uns dann das Alles?"

„Warten Sie."

Der Kriminalbeamte griff in die Seitentasche seines Rockes und holte eine Zeitung daraus hervor.

„Die neueste Nummer des Lokalanzeigers," bemerkte er in seiner ruhigen Weise, „bringt folgende Anzeige:

‚G. M.

Durch unglücklichen Zufall habe ich Dich verfehlt. Bin untröstlich. Näheres Café B. Deine J—d.'"

„Ha, also ist die Person doch keine Diebin!" rief Martin, fast enttäuscht. „Sie hat sich verirrt?"

„Nicht doch, Herr Martin. Diese Anzeige — habe ich selbst einrücken lassen."

„Sie selbst haben diese Annonce aufgegeben?“ fragte der alte Herr verwirrt. „Zu welchem Zwecke?“

„Da Ihr Sohn, wie Sie sagen, aus falschem Stolz niemals freiwillig zu Ihnen zurückkehren würde, so habe ich diesen Weg gewählt. Zu seiner Angebeteten wird er unbedingt gehen, voll Freude, das Mißverständniß gelöst und sich aus seiner Noth befreit zu sehen.“

„Ja, wirklich, das ist ein guter Gedanke. Doch meinen Sie, daß er dieses lesen wird?“

„Er wird jeden Morgen über die Zeitung herstürzen wie ein Verhungernder über sein Frühstück. Denn sein einziger Ausweg besteht ja darin, eine Stellung zu finden, sei sie welcher Art sie wolle.“

„So haben wir nichts zu thun, als zu warten?“

„Nichts weiter. Der Portier und der Oberkellner des Café Bauer haben von mir ihre Weisungen erhalten. Man wird ihn zwischen zehn und elf Uhr hierher schicken.“

Mit fieberhafter Spannung folgte der Fabrikant dem langsam fortschreitenden Zeiger seiner goldenen Taschenuhr.

„Zehn Uhr,“ rief er endlich mit einem keuchenden Athemzuge. Ihm war bereits, als vernehme er Schritte auf der Treppe. Doch das erwartete Klopfen blieb aus.

„Setzen Sie sich, Herr Martin,“ ermahnte ihn der Kriminalbeamte. „Sie machen sich krank mit Ihrer Aufregung. Trinken Sie ein Glas Wein.“

Der Fabrikant schellte, bestellte eine Flasche Wein und stürzte ein Glas hinunter, langsam schlürfte Fries den feurigen Trank.

Eine halbe Stunde verfloß in lautloser Stille.

„Es kommt Niemand,“ murmelte der arme Vater tonlos.

„Es fehlen noch dreißig Minuten,“ erklärte Fries phlegmatisch mit einem Blicke auf seine Uhr.

Martin stieß in kurzen, nervösen Zügen den Rauch seiner Cigarre von sich.

„Drei Viertel —"

„Noch fünfzehn Minuten," sagte Fries.

„Elf Uhr — Sie irren sich, Herr Fries — es kommt Niemand!"

„Doch," erwiederte der Beamte und ging langsam der Thür zu. „Hören Sie nicht?"

In diesem Augenblicke klopfte es.

„Herein!" rief der Fabrikant mit zitternder Stimme.

Die Thür ging zögernd auf — ein Schrei der Enttäuschung rang sich aus dem Munde des Zimmerbewohners. Eine ältere Frau stand auf der Schwelle.

„Er ist es nicht," stöhnte der Bedauernswerthe.

„Aber Jemand, den er sendet," antwortete der Beamte. „Treten Sie näher, liebe Frau," redete er diese freundlich an, die schüchtern an der Thür stehen blieb.

„Sie verzeihen — ich fürchte, ich bin fehlgegangen, ich —"

„Sie wollen zu Fräulein Irmgard Wolfram?"

„Ja."

„Kommen Sie nur, Sie sind am richtigen Platze. Das Fräulein ist noch nicht hier. Wir sind beauftragt, Ihre Mittheilungen entgegenzunehmen."

Die Frau, die einfach, aber nicht dürftig gekleidet war, näherte sich zaghaft.

„Warum kommt Herr Martin nicht selbst?" fragte der Detektiv.

„Er ist krank."

„Krank," rief der Fabrikant nervös, „hören Sie, Herr Fries?"

„Was fehlt ihm denn?" fragte dieser weiter.

„Er hat die ganze Nacht gefiebert und fühlte sich so schwach heute Früh, daß er mich beauftragt hat, für ihn hierher zu gehen."

Martin trat auf die Frau zu und ergriff sie leidenschaftlich am Arme.

„Wo ist er? Wo finden wir ihn?“ sprach er heftig.

Der Detektiv schob ihn sanft bei Seite, dann schloß er mit einer plötzlichen Bewegung die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

„Was soll das heißen?“ rief die Frau bestürzt. „Was beabsichtigen Sie?“

„Nichts Böses, beste Frau,“ entgegnete Fries beruhigend. „Setzen Sie sich hier auf den Stuhl.“ Er rückte ihn für sie zurecht. „So. Und nun — kennen Sie das hier?“ Er hielt ihr seine Marke vor die Augen.

Die Frau stieß ärgerlich hervor: „Ich bin betrogen — ich will mit Fräulein Wolfram sprechen. Wo ist sie?“

„Lassen Sie sich gesagt sein, Frau, daß ich in amtlicher Eigenschaft vor Ihnen stehe,“ sagte der Kriminalbeamte ernst. „Trotzdem brauchen Sie nichts zu fürchten; beantworten Sie nur ehrlich meine Fragen. Sie waren vorher im Café Bauer?“

„Ja.“

„Wo ist Herr Martin?“

„In meiner Wohnung.“

„Wie kommt er dahin?“

„Durch einen Zufall. Er trug einige Briefe von Fräulein Wolfram bei sich, darunter einen, den ich an sie geschrieben und worin ich ihr meine Adresse mittheilte. In der Hoffnung, sie vielleicht bei mir wiederzufinden oder doch etwas über sie zu erfahren, suchte er mich auf.“

„Wann?“

„Er kam gestern Nachmittag ganz durchfroren, erkältet und ausgehungert.“

„Sie haben ihn bei sich aufgenommen?“

„Sein Zustand erweckte mein Mitleid.“

„Sie haben diese Uhr für ihn verkauft?“

Fries zeigte auf die noch auf dem Tische liegende Uhr.

„Auf seinen Wunsch.“

„Wie viel haben Sie dafür erhalten?"

„Zehn Mark."

„Fragen Sie doch, wo er ist," drängte unmuthig der Fabrikant.

„Einen Augenblick Geduld. — Sie kennen Fräulein Wolfram?"

Die Frau schwieg einen Augenblick unschlüssig.

„Natürlich, denn Sie haben an sie geschrieben. Der Brief wird bald in unseren Händen sein, da Herr Martin ihn besitzt. Wie lange kennen Sie die Dame?"

„Seit etwa drei Jahren. Sie hat damals bei mir gewohnt."

„Haben Sie sie in den letzten Tagen gesehen?"

„Nein."

Der erfahrene Beamte blickte die Fremde durchdringend an.

„So, Sie haben sie nicht gesehen," fuhr er dann gleichmüthig fort. „Also: wo befindet sich Ihre Wohnung?"

Die Frau zögerte. „Ich bin gegenwärtig arm und glaubte, hier —"

„Sie erwarteten eine Belohnung?"

Die Frau nickte.

„Die soll Ihnen werden," warf der alte Herr hastig dazwischen. „Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie meinen Sohn aufgenommen haben."

„Kamen Sie in der Absicht her, eine Belohnung zu fordern?"

„Herr Martin versprach mir —"

„Ah so. Also: wo wohnen Sie?"

„In der Brunnenstraße — hier ist die Adresse." Sie überreichte dem Detektiv einen kleinen mit Bleistift geschriebenen Zettel. „Ich heiße Frau Meißner."

„Eilen wir, Herr Fries," rief der Fabrikant. „Wer weiß, was sich Alles noch ereignen kann."

Die Drei verließen das Zimmer und bestiegen eine sofort herbeigerufene Droschke.

„Eine halbe Minute," entschuldigte sich der Beamte und sprang schnell noch einmal in das Haus zurück.

„Eilen Sie," rief ihm der alte Herr nach.

Nach kurzer Zeit kehrte Fries zurück und sprang mit einem Satze in den Wagen.

„Hatten Sie etwas vergessen?"

„Sie werden es später erfahren," wies ihn der Detektiv ab. „Fort, Kutscher!"

* * *

Georg Martin ging zu derselben Zeit, als seine Beauftragte mit seinem Vater unterhandelte, in deren Wohnung unruhig auf und ab.

Der junge Mann, der in der letzten Zeit so böse Erfahrungen hatte machen müssen, sah blaß und leidend aus. Mit zögernden und doch hastigen Schritten durchmaß er den kleinen, nur dürftig möblirten Raum. Bittere Gedanken durchstürmten seine Brust. Seit er Irmgard verloren, hatte er begonnen, seine Handlungsweise zu erwägen und bittere Reue darüber zu empfinden. Eine qualvolle Nacht im Freien gewährte ihm Zeit und Veranlassung zum Nachdenken. Wie in einem Wandelpanorama zogen die Erlebnisse der letzten Tage in fiebernder Geschwindigkeit an ihm vorüber.

Was hatte er gethan? Wozu hatte er sich verleiten lassen! Wie hatte er seine geachteten Eltern, die ihn so liebten, geängstigt und bloßgestellt!

Er hatte das drei Jahre ältere Mädchen mit der tollen Leidenschaft der Jugend geliebt. Seine Unerfahrenheit war ohnmächtig gegenüber ihren Künsten. Trotzdem war es ihr nicht leicht geworden, ihn zu dem Entschlusse, mit ihr zu entfliehen, zu überreden. Sein ganzes Herz hing an den Seinen, wenn er auch in jugendlicher Verblendung

von augenblicklichem Zorn gegen seinen Vater erfüllt war, der seiner Meinung nach sein Lebensglück mit kalter Hand zerstörte. Aber der Gedanke: die Geliebte muß Haus und Stadt verlassen und du wirst sie nie wieder sehen! wirkte mächtig auf ihn. Er ließ sich von ihr überzeugen, daß es nur dieses Schrittes bedürfe, um seinen Vater zur Nachgiebigkeit zu veranlassen — er habe die Wahl zwischen ihr und seinen Eltern, deren Verzeihung er sicher genug erlangen würde. Sie wußte ihn mit einer Erbitterung zu erfüllen, die er nie in sich gekannt, in einen Rausch der Wuth zu versetzen, der es ihm als einen Akt natürlicher Gerechtigkeit erscheinen ließ, wenn er sich, bei der Aussicht, seiner Flucht wegen vielleicht enterbt zu werden, am Eigenthum seines Vaters schadlos halte.

Wie hatte er das nur thun können, fragte er sich jetzt. Er fand darauf keine Antwort. Seine Leidenschaft hatte ihn völlig blind gemacht. Irmgard übernahm dann auch, wie sie die Anstifterin des Fluchtplanes gewesen war, die Führung in der Residenz. Sie wollte die lang entbehrten Reize der Großstadt genießen, befand sich infolge dessen in beständigem Streite mit ihrem Begleiter, der sich in der großen Stadt nicht wohl fühlte und seine Flucht gern weiter fortgesetzt hätte. Das Mädchen spottete seiner, trotzdem brauchte sie die Vorsicht, im nahen Steglitz abzusteigen, das man ja Abends in einer halben Stunde erreichte.

Doch Georg, von steigenden Selbstvorwürfen gefoltert, bestand auf der Ausführung seiner Pläne. Wohl oder übel mußte sie einwilligen, mit ihm nach Stettin zu reisen und von da nach der Neuen Welt. Dort wollte er ein Heim zu gründen suchen. Irmgard fiel es nicht ein, auf diese romantischen Grillen hineinzufallen. Was sollte sie in Amerika? Mochte er hingehen, wenn er wollte, sein Geld sollte er ihr jedenfalls da lassen. Und sie hatte es nur zu gut verstanden, den Bethörten zu betrügen.

Der junge Mann stöhnte bei diesem Gedanken laut auf. Mit welcher Reue dachte er nun des verlassenen Heims, der zärtlichen Mutter, der heiteren Schwester! Wie liebte und hätschelte man ihn dort! Und warum hatte er Alles verlassen? Um einer Elenden willen! Denn die Wahrheit, die ihm schon während der letzten zwei Tage langsam aufgedämmert, war ihm jetzt zum vollen Bewußtsein gekommen. Er war das ahnungslose Opfer eines verworfenen Weibes geworden, die es nur auf das Geld seines Vaters abgesehen hatte.

Und dann jene schreckliche Nacht, während er obdachlos im Freien umherirrte! Mehrmals war er nahe daran, sich zu erschießen, in seiner Tasche steckte ja ein geladener Revolver. Doch noch hing seine Seele zu stark am Leben. Er wollte versuchen, eine Stellung zu finden, sei sie auch noch so bescheiden. Sobald der Morgen dämmerte, trat er in ein einfaches Restaurant, ließ sich eine Tasse Kaffee geben — sie kostete sein letztes Geld — und studirte den Lokalanzeiger. Wie mit Flammengluth übergoß es ihn, als er darin den Aufruf seines Vaters las, zu ihm zurückzukehren.

„Zurückkehren? Niemals, und sollte ich sterben! Zu groß war die Scham, die Demüthigung!“

Einen halben Tag irrte er in der Stadt herum, seine Dienste als Schreiber, als Kommis anzubieten. Vergebens! Er besaß keine Zeugnisse. Da fiel ihm ein, daß er noch einige Briefe von Irmgard in der Tasche trug, die sie ihm auf der Herfahrt aufzuheben gegeben hatte. In der Hoffnung, einen Fingerzeig darin zu finden, der ihn auf ihre Spur leite, sah er sie durch, und erblickte die Adresse einer Bekannten, von der sie ihm einmal flüchtig gesprochen hatte.

Sofort suchte er diese auf. Frau Meißner empfing ihn mit einiger Verlegenheit. Indessen nahm sie, in der Hoffnung auf Belohnung, den Todmüden auf, und da ihr

Aftermiether gerade verreist war, räumte sie ihm dessen Zimmer ein. Sie erbot sich auch, seine Uhr zu Geld zu machen, und suchte ihm einzureden, daß Irmgard sich gewiß wiederfinden werde. Sicherlich sei ihr irgend ein Unfall zugestoßen. Insgeheim aber nahm sie sich vor, seinen Vater zu benachrichtigen, von dem sie sich klingenden Dank versprach. Sie legte ihm auch auf seinen dringenden Wunsch am andern Morgen die Zeitung vor, in welcher er das oben wiedergegebene, anscheinend von Irmgard herrührende Inserat fand.

Also hatte sie ihn doch nicht bestehlen wollen! Gleichviel, er war zur Besinnung gekommen. Er glaubte nicht mehr an ihre Liebe, nicht mehr an seine eigene, er wollte sich von ihr trennen, nachdem er sie angemessen entschädigt hatte, und dann allein nach Amerika gehen. Elend, wie er sich fühlte, nahm er den Vorschlag der Frau Meißner, für ihn den Ort der Zusammenkunft zu erforschen, an. Nun war sie seit mehr als zwei Stunden fort, und er lief herum, von Furcht und Zweifel gequält, in Angst und Reue.

Endlich vernahm er nahende Schritte, die Thür wurde aufgerissen — sein Vater stand vor ihm.

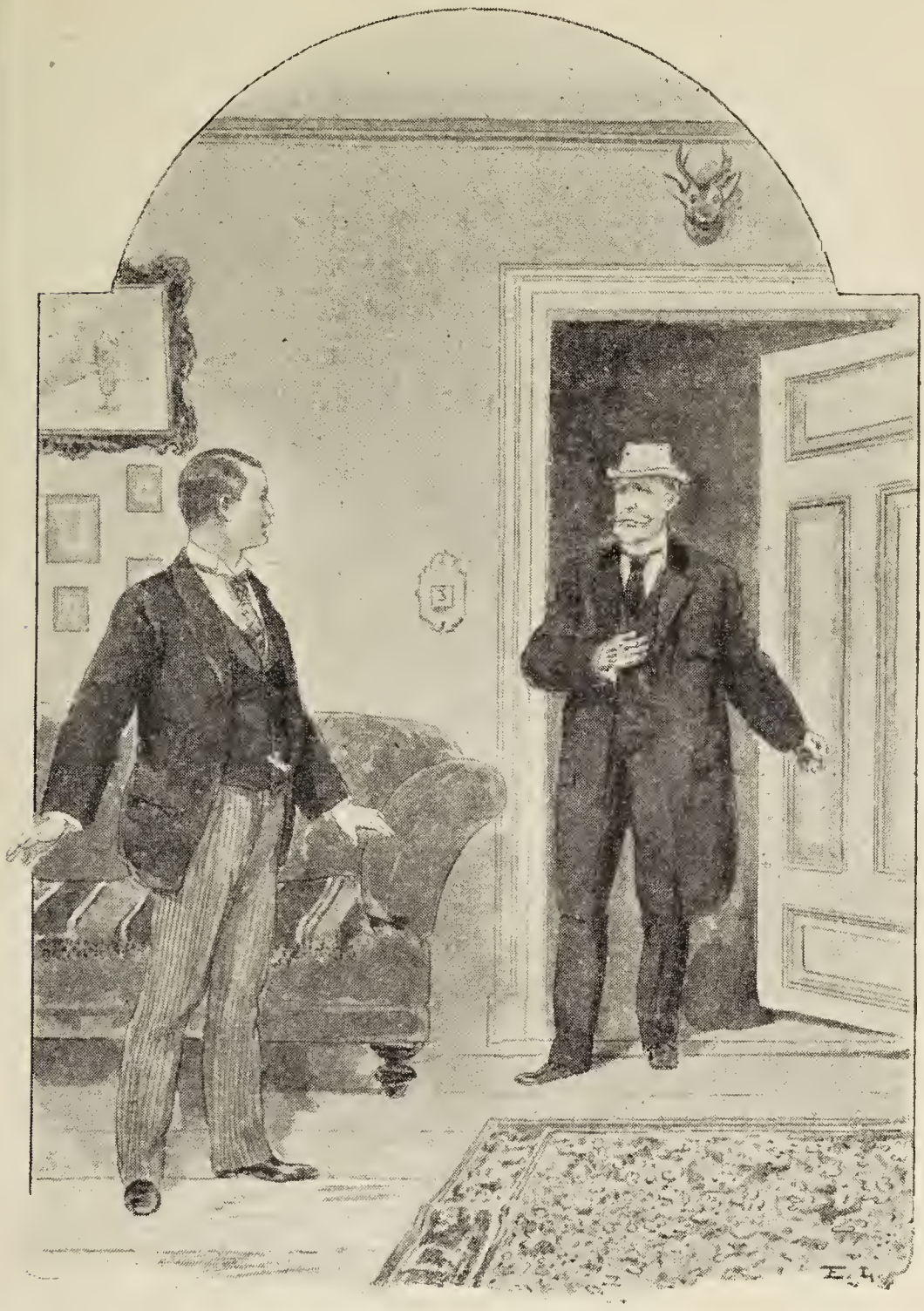
„Georg!"

„Vater!"

Der Fabrikant bezwang seine Gefühle, sobald er den mit Schmerzen Gesuchten gefunden hatte. Ernst trat er näher.

„Ich kenne Deine ganze Geschichte, Georg. Du hast mir und der Mutter tiefen Kummer gemacht. Doch jetzt nichts davon. Du gehst mit mir. Die Droschke wartet unten. Deine Rechnung mit Deiner Wirthin werde ich begleichen. Sprich jetzt nicht, eben kommt sie mit einem Herrn, der mir nach Dir suchen half."

„Wohin, Vater? Ich kann nicht nach H. zurück! Die Schande —"



„Thorheit — Alles soll vergeben sein, Du hast genug gebüßt. Schlecht warst Du nie. Hast Du die Kraft gehabt, zu fehlen, so habe auch die Kraft, zu sühnen. Deine Mutter, Deine Schwester vergehen vor Angst und Sorge um Dich."

Der junge Mann begann bitterlich zu weinen.

„Ermanne Dich," rief der Fabrikant. „Folge mir."

„Einen Augenblick noch, ich —"

Martin verstand ihn.

„Beruhige Dich, sie kommt nicht. Die Anzeige ging von mir aus, um Dir eine Falle zu stellen. Jene Person, mit der Du flüchtetest, ist eine abgefeimte Betrügerin! Wir werden uns im Gasthof sagen, was wir uns zu sagen haben — dann soll nie wieder von dem Geschehenen zwischen uns die Rede sein."

Eben trat Fries und Frau Meißner in's Zimmer. Der Fabrikant drückte ihr schweigend ein Goldstück in die Hand.

„Nicht zu freigebig," raunte ihm der Detektiv zu, „die Frau verdient es nicht."

Als alle Drei in der Droschke saßen, fügte Fries hinzu: „Sie wollten vorhin wissen, warum ich noch einmal in das Hotel zurückkehrte? Weil ich Verdacht gegen die Frau hegte. Ich merkte ihr an, daß sie mehr von der Sache wisse. Deshalb fragte ich den Portier aus, bei dem sie sich nach dem zur Zusammenkunft bestimmten Zimmer erkundigt haben mußte. In der That — sie fragte nicht nach Fräulein Wolfram, sondern darnach, wer in dem betreffenden Zimmer anwesend sei. Ob ein Herr oben sei? Also hat sie das Mädchen bereits gesprochen und wußte, daß dies Inserat nicht von ihr ausging. Nur die Erwartung einer Belohnung führte sie her."

„Was thut das?"

„Was es thut? Ich werde durch sie den Aufenthalt der Diebin auskundschaften. Morgen Früh ist die gestohlene Summe wieder zur Stelle."

Damit verabschiedete sich der Beamte und verließ den Wagen, während Vater und Sohn, ohne ein Wort zu wechseln, nach dem Gasthofe des Fabrikanten zurückkehrten.

4.

Die Nacht war wiederum hereingebrochen, schwarz und kalt. Da huschte eine dunkle Frauengestalt eilig an den Häusern der Brunnenstraße entlang, bis sie nach einiger Zeit rasch eine Thür öffnete und durch einen halbdunklen Hausflur hindurch dem Hofe zuschritt. Ohne Zaudern erreichte sie die Pforte des Hinterhauses, sie schien mit dem Wege vertraut zu sein. Hastig stieg sie die hölzernen Treppen hinan.

Plötzlich zuckte sie zusammen. Ihr war, als vernehme sie einen leisen Schritt hinter sich. Sie blieb einen Moment forschend stehen. Das Herz klopfte ihr mächtig in der Brust.

Thorheit — ihre Furcht hatte sie getäuscht! Langsamer schritt sie weiter. Dann, sich besinnend, wandte sie sich jäh um und lief eilig wieder zurück, aufmerksam um sich blickend. Niemand zu sehen! Erleichtert strebte sie von Neuem ihrem ersten Ziele zu und klingelte bald darauf leise an der Thür einer im vierten Stock belegenen Wohnung.

Sie mußte das Läuten dreimal wiederholen, ehe die Bewohnerin, Frau Meißner, ihr öffnete.

Irmgard folgte ihr schweigend in das Wohnzimmer, entfernte das Tuch, das ihren Kopf fest verhüllte und zog ihren Mantel aus.

„Ich komme, um hier zu bleiben," sagte sie. „Die Luft ist ja wohl jetzt rein?"

„Du hast meinen Brief erhalten?"

„Ich habe ihn erhalten und weiß daraus, was geschehen ist. Ich denke, ich bin hier am sichersten. Bei Dir wird man mich gewiß nicht suchen, wenn man überhaupt daran denkt. Der alte Martin wird sich nicht so blamiren wollen."

„Hast Du das Geld gut verborgen?"

Irmgard schlug sich mit bedeutsamem Augenzwinkern auf die Brust.

„Ich kann jetzt nicht wagen, mich davon zu trennen. Wer weiß, ob ich nicht Berlin verlassen muß."

In diesem Augenblicke klingelte es heftig.

„Mein Gott — wer ist das?"

„Es wird mein Zimmerherr sein, der heute Abend zurückkommen wollte," erwiederte Frau Meißner ruhig. „Er braucht Dich, falls er überhaupt hereinkommt, nicht zu sehen. Tritt in die Schlafkammer."

Irmgard gehorchte, Tuch und Mantel mit sich nehmend. Die Wohnungsinhaberin ging hinaus, um zu öffnen, vorsichtig schaute sie, wie sie stets zu thun pflegte, vorher durch eines der Gucklöcher in der Thür.

Ein Mann stand davor, tief in seinen Ueberzieher gehüllt. Sie vermochte nicht zu erkennen, ob es ihr Aftermiether war.

„Herr Ewald, sind Sie es?" fragte sie furchtsam.

„Oeffnen Sie," schallte die Antwort zurück. „Schnell, schnell, dem Herrn Ewald ist etwas zugestoßen."

Sie riß die Thür auf, im selben Augenblicke drängte sich ein Mann an ihr vorüber in die Wohnung.

„Diebe, Räuber!" schrie die Frau erschrocken. „Hilfe, Hilfe!"

„Schweigen Sie," herrschte der Fremde sie an. „Ich bin Beamter der Kriminalpolizei und suche eine Frauensperson, die sich bei Ihnen verborgen hält."

„Hier ist Niemand, gar Niemand," kreischte die Alte, indem sie ihn zurückzuhalten suchte.

„Meine Leute haben sie hereingehen sehen und bis an die Thür verfolgt," antwortete Fries, denn dieser war der Mann. „Hier ist sie nicht, wahrscheinlich dort." Er riß ungestüm die Kammerthür auf. „Fräulein Wolfram, Sie

sind erkannt," rief er mit seiner ruhigen, festen Stimme, „versuchen Sie nicht zu fliehen, das Haus ist von meinen Leuten umringt und auch vor der Thür stehen Kriminalbeamte."

Ein verzweifelter Schrei ertönte aus einer Ecke. Gleichzeitig sah er eine dunkle Gestalt auf das Fenster zustürzen und den Flügel aufreißen. Mit einem Sprunge erreichte sie der Detektiv, packte sie am Arme und zerrte die sich heftig Sträubende in das erleuchtete Wohnzimmer.*)

„Nehmen Sie Vernunft an, sonst muß ich Sie fesseln. Wo haben Sie die Brieftasche, die Sie Herrn Martin entwendet haben?"

„Ich habe keine Brieftasche," rief das schöne Mädchen mit blitzenden Augen. „Als ich mich zu Landau begeben wollte, um mir den Mantel zu kaufen, wurde sie mir gestohlen. Aus Scham und Verzweiflung kehrte ich nicht zu meinem Bräutigam zurück."

Der Detektiv setzte eine kleine Pfeife an den Mund, ein schriller Pfiff wurde vernehmbar. Gleich darauf traten zwei Schutzleute in die Stube.

„Haben Sie ein gutes Auge auf diese," befahl der Detektiv. „Ich bemerke, daß Ihre Toilette noch in Unordnung ist, Fräulein; vermuthlich haben Sie sich der Tasche im Nebenzimmer zu entledigen versucht. Wir werden sie voraussichtlich gleich finden."

In der That kehrte er fünf Minuten später mit der Brieftasche in der Hand zurück. Die alte Frau rang die Hände, weinte und stöhnte. Irmgard stand mit fest aufeinander gepreßten Lippen heftig aufathmend zwischen ihren Häschern.

„Ich bin unschuldig, ich bin unschuldig," heulte die Alte.

---

*) Siehe das Titelbild.

„Sie haben sich einer Begünstigung des Diebstahls schuldig gemacht," wandte sich Fries an die Schreiende. „Gestehen Sie jetzt. Sie wußten, daß nicht Fräulein Wolfram die Anzeige erlassen hatte?"

„Ich wußte es," jammerte Frau Meißner. „Sie war ja schon bei mir gewesen, um Aufnahme zu suchen — ich hatte aber bereits Herrn Martin hier, der glücklicherweise in Herrn Ewald's Stube nach der durchwachten Nacht einen reinen Todtenschlaf schlief."

„Wen erwarteten Sie denn zu finden?"

„Den Vater des jungen Mannes — ich hoffte auf gute Belohnung."

„Die Sie ja auch erhalten haben. Dann haben Sie diese" — er zeigte auf Irmgard — „benachrichtigt?"

Die Alte nickte schluchzend.

„Ich dachte es wohl. Sie vertrauten den Brief, um ihn schneller an seine Adresse zu befördern, einem Dienstmann an?"

„Jawohl."

„Nun, jeder Ihrer Schritte wurde bewacht, auch dem Dienstmann folgte ein Geheimpolizist. Und auch das Haus, wohin er ihn trug, ließ ich beobachten. Jetzt kommen Sie, Fräulein, folgen Sie gutwillig — es steht eine Droschke für Sie bereit."

* * *

Am andern Morgen meldete sich Fries bei dem Fabrikanten und überreichte ihm triumphirend die gefüllte Brieftasche.

„Wie? Es ist Ihnen gelungen, die Diebin festzunehmen?"

„Noch gestern Abend."

Der Fabrikant deutete auf die Thür des mit dem Zimmer verbundenen Schlafgemaches.

„Leise — dort befindet sich mein Sohn. Wie haben Sie sie gefunden?"

Fries erzählte halblaut den ganzen Hergang.

„Was wird mit der Betrügerin geschehen?"

„Sie wird in Anbetracht der Verhältnisse noch ziemlich mild davonkommen."

„Das ist mir lieb. Hoffentlich wird die Angelegenheit diskret behandelt?"

„Vollständig. Die Wolfram ist geständig, Ihr Sohn braucht daher nicht einmal als Zeuge vorgeladen zu werden."

„Gut. Der leichtsinnige Junge wird zeitlebens an dieses Abenteuer denken. Und nun, Herr Fries, nehmen Sie meinen wärmsten Dank, zuvörderst in Worten. Ihrem Eifer und Scharfsinn verdanke ich den glücklichen Ausgang der Sache." —

Der Fabrikant blieb noch bis zum nächsten Tage in Berlin, um seine Rechnung mit der Polizei auszugleichen und die noch bestehenden Verpflichtungen seines Sohnes einzulösen.

Von dem Inhalte des Gesprächs, das zwischen ihm und diesem in der Stunde nach seiner Ankunft im Gasthofe stattfand, hat Niemand etwas erfahren. Beide sprachen nie davon, und Mutter und Schwester, die den wiedergefundenen Sohn und Bruder mit Thränen der Freude in ihre Arme schlossen, vermieden es sorgfältig, den peinlichen Gegenstand zu berühren. Gewiß ist, daß Georg Martin von Stund an der bravste und fleißigste Sohn war. Die Ueberzeugung von dem Unwerthe der einst so leidenschaftlich Geliebten hatte ihn im Innersten erschüttert, zugleich aber das Vertrauen in die opferfähige Liebe der Seinen befestigt. Anfangs hatte er sich geweigert, seinem Vater nach H. zu folgen, indessen sich dann doch in das Unvermeidliche gefügt. Er fand auch bald, daß

die Furcht vor dem Gerede der Leute eine falsche, und diese schnell vergehende Unannehmlichkeit weit leichter zu ertragen sei, als ein Leben voll Reue und Schande.

Georg ist jetzt Theilhaber seines Vaters, wird sich demnächst verheirathen und gedenkt seiner jugendlichen Verirrung nur noch als eines bösen Traumes, der ihm für sein ganzes Leben eine zwar bittere, aber heilsame Lehre gegeben hat.

Herzenskrisen.

Novelle von **Carl Sonntag.**

1. (Nachdruck verboten.)

Also grad' aus, immer grad' aus, die lange Straße führt direkt in die Stadt, mein Herr, Sie können gar nicht fehlen!" Dann zum Kutscher, der die kleinen Russen lenkte, gewendet: „Na lewo, Jancek, i dalli, dalli, — jest puzno!"*)

Fort klingelte der kleine Schlitten mit dem dicken, gutmüthigen Gutsbesitzer in die stille Winternacht, und ich stand allein auf der schneebedeckten, vom Mondlicht hell erleuchteten Landstraße. Ich zog den Pelz fester um mich und schlug mit schnellen Schritten die bezeichnete Richtung ein, denn ein kalter Nordost blies mir tüchtig um die Ohren und ließ nicht ahnen, daß wir schon im März auf Frühlingslüfte ein gewisses Anrecht hätten.

„Lenzeslüfte. Prosit Mahlzeit!" brummte ich ärgerlich in den Bart. Auf einer Vetternreise nach Ostpreußen war ich hier, in dem kleinen polnischen Neste, im Schnee stecken geblieben und konnte vor dem nächsten Morgen nicht weiter, da die Bahnstrecke vollständig verweht war. Doch gab mir der Bahnhofinspektor Hoffnung, sie bis zum Früh-

*) Nach links, Jancek, und schnell vorwärts, — es ist spät!

zuge wieder frei zu finden. Ich hatte mit dem einzigen Passagier der zweiten Klasse, jenem Gutsbesitzer aus der hiesigen Umgegend, im Bahnhofsrestaurant gut gegessen und getrunken und wollte auf seinen Rath jetzt einen Gang nach der Stadt machen, um zu sehen, ob ich in einem der beiden dortigen Gasthöfe Unterkunft finden könne für die Nacht.

So ging ich denn die lange, vollständig ausgestorbene, mit vereinzelten Häusern besetzte Straße hinunter und gewahrte bald zu meiner Linken die Kaserne des hier garnisonirenden Infanterieregiments. Dann folgten einige Villen, von Gärten umgeben. Aber kein menschliches Wesen weit und breit, nicht einmal der Nachtwächter oder Laternenanstecker! Letzterer fiel wohl selbstredend fort, da der Mond die Beleuchtung übernommen hatte und den Stadtvätern das Gas ersparte.

Eine breite Querallee durchschnitt meine Straße. Auf den im Rauhreif zaubervoll glitzernden Schmuck der von beiden Seiten sie einfassenden Baumreihen blinkte der alte Mond so geheimnißvoll leuchtend und lockend herab, daß ich den Schritt vom Wege wagte und in die Allee einbog. Vor einem zierlichen Landhäuschen, aus dessen Fenstern im Erdgeschoß ein gelblicher Lichtschimmer auf die weiße Straße fiel, blieb ich stehen, denn ich gewahrte zu meinem Erstaunen, daß eines der Fenster trotz der Kälte weit geöffnet war. Ich sah in ein reich möblirtes, lauschiges Gemach, das von einer bunten Ampel in der Mitte matt erleuchtet wurde, während auf dem kleinen, dicht am offenen Fenster stehenden Schreibtisch eine Studirlampe brannte.

Ihr Licht fiel grell auf ein offenes Buch, dessen beschriebene Blätter sich im Winde leise hin und her bewegten. In einem Schaukelstuhle seitwärts vom Schreibtisch saß eine in weiche, lichte Stoffe gehüllte Frauengestalt, unbeweglich, den feinen Kopf fest an die Lehne zurück-

gelehnt, zwei kleine, schmale Hände um das etwas emporgezogene Knie geschlungen. Das Gesicht war der Tiefe des Zimmers zugewendet, so sah ich nur in dem Windzuge, in welchem sie offenbar saß, die dunklen Löckchen über Scheitel und Ohr erbeben.

„Sie ist eingeschlafen und wird sich erkälten," war mein erster Gedanke, und schon überlegte ich, durch welches Geräusch ich sie wecken könne, als der Wind mir diese Arbeit abnahm. Schärfer sauste er in das stille Gemach, blies in die Lampe, daß sie grell emporflackerte, und ließ die Seiten des Buches aufblättern, während ein Fensterflügel klirrend zuschlug. Gleichzeitig sah ich ein flatterndes, weißes Blatt mit meinem Hute um die Wette vor mir her wirbeln. Es gelang mir, beide an der Hausecke zu erhaschen, und während ich den Hut hastig aufstülpte, eilte ich zurück, um das Blatt der Eigenthümerin wieder zuzustellen.

Doch fast erschrocken fuhr ich zurück. Am offenen Fenster, sich klar gegen das Lampenlicht abhebend, taghell vom Mondlicht, das über die weiße Schneefläche wob, beleuchtet, stand jetzt jene schlanke Frau in dem hellen Gewande. Sie sah zum Monde auf mit großen, tief umschatteten Augen, die ihrem Gesicht mit den wirren, in die Stirn fallenden, dunklen Löckchen einen unsagbaren Reiz verliehen. Um den kleinen, vollen Mund lag ein schmerzlicher, weher Zug.

Ich stand unbeweglich, wie verzaubert vor diesem lebenden Bilde. Die Winterstille dieses erstorbenen Städtchens, nur durch das seltsame Sausen und Pfeifen des Windes unterbrochen, und sie und ich die einzigen Wachenden in der Einöde. Diese Gleichartigkeit müsse uns verbinden, dachte ich.

Doch schon schloß sie das Fenster, und die Vorhänge verwehrten mir jede fernere Einsicht. Während ich noch zaudernd überlegte, ob das Blatt in der Hand mir nicht vielleicht Einlaßkarte sein könne, erlosch das Licht.

Fröstelnd eilte ich nun weiter und fand richtig an der nächsten Ecke ein Gasthaus. Während der Wirth heizen und das Zimmer herrichten ließ, setzte ich mich in dem fast leeren Gastzimmer zu einer Flasche Wein, und der Wirth leistete mir auf meine Aufforderung Gesellschaft. Dabei suchte ich ihn über die Insassen jenes Häuschens auszuforschen. Das gelang ohne besondere Diplomatenkünste. Ein älterer Oberstlieutenant mit Frau und Tochter bewohnte die Allee.

„Und ist die Tochter jung und schön?" fragte ich gespannt.

„Ja, schön ist sie, erst achtzehnjährig, von großer, prächtiger Gestalt, mit schönem, goldigrothem Haar."

„Nein, ich meine eine dunkle, schlanke Erscheinung, ein liebliches Gesicht —"

„Ach, das ist die Frau Oberstlieutenant," sagte der Wirth. „Ja, sie ist ein hübsches, freundliches Frauchen."

„Die Frau? Unmöglich! So jung —"

„Nun ja, sie ist erst etwa sechsundzwanzig Jahre, sie ist die zweite Frau des Oberstlieutenants und sieht wie die Schwester der Tochter aus."

Ich war ernüchtert. Meine Märchenprinzessin hatte plötzlich allen Reiz für mich verloren, und als der Hausknecht meine Reisetasche vom Bahnhof brachte, bestellte ich das Wecken zum Frühzuge und zog mich auf mein Zimmer zurück. Doch vor dem Einschlafen nahm ich das aufgefangene Blatt Papier aus der Tasche, um es näher zu betrachten. Es war ein losgetrenntes Quartblatt eines Buches und trug folgenden mit kleinen, festen, deutlichen Schriftzügen verzeichneten Inhalt:

„Mitternacht ist vorüber, ich bin allein, endlich allein! Werner verließ uns eben, Ruth ging zur Ruhe und Karl schläft wohl längst. Wer doch auch schlafen könnte, ohne wieder erwachen zu müssen! Wie müde bin ich am Geist

und Körper, und wie lange schon schleppe ich diese Müdigkeit weiter! Am Tage ein heiteres Gesicht, Plaudern und Scherzen — das ist Pflicht! Des Nachts Seufzer und Thränen — das ist Erleichterung, ist Wahrheit! Und drinnen in der Brust bei Tag und Nacht eine gähnende Leere, eine eisige Gleichgiltigkeit. Manchmal weicht sie von mir; ein freundliches Wort, ein tiefer Blick, ein leiser Handdruck hat sie verscheucht. Dann fängt das kalte Herz mir plötzlich zu pochen an, dann tritt warmes Leben in mein Scherzen und Lachen, dann scheint die Welt um mich rosig, sonnig zu erstehen. Dann meine ich, all' mein Leid sei nichtig, der Himmel und die Erde lachten mir, ich hätte Flügel, die mich emportrügen in den blauen Aether zu ungemessener Seligkeit. Und da — mitten in dieses Glück — trifft mich der kalte Strahl. Ohne meine Schuld, ohne mein Zuthun verwunden mich harte Worte, heimliche, nur mir verständliche Zurückweisungen. Gleich kalten Schloßen schlagen sie auf die schüchtern sich hervorwagende Blüthenpracht meines armen, endlich vertrauenden Herzens. Wild bäumt es sich auf, und Stürme des empörten Stolzes, der Eifersucht, der Qual gekränkter Güte erschüttern es in seinen tiefsten Tiefen. Dann glaube ich den Mann zu hassen, der unbegehrt und ungewünscht meine Bahnen kreuzte, der mir die Fata Morgana des Glückes in dem Wüstensande wies, um sie unerreicht der darnach lechzenden Seele wieder entschwinden zu lassen. Warum mußte er meiner schlafenden Seele Leben einhauchen, wenn er es doch nur erbarmungslos wieder zertreten wollte? — Und aus dem Haß und der Bitterniß jener Erkenntniß ringt sich schmerzend heiß die wahnsinnige Sehnsucht empor: ‚O gib mir ihn, Schicksalsmacht, ein einziges Mal, eine kurze Minute als mein eigen! Laß mich an seinem Herzen ruhen, laß seine Hand schmeichelnd über mein fieberndes Haupt gleiten und laß seine schöne, so heißgeliebte Stimme nur ein einziges

Mal mir weich und mild sagen: Ich habe Dich so lieb! Dann will ich gern sterben!'"

Mit getheilten Gefühlen las ich das Blatt nochmals durch. Der heiße Schrei nach Glück in diesen Zeilen rührte mich unwillkürlich, ob ich gleich wenig Sympathie sonst für die „unverstandene Frau" besaß. Warum hatte sie den älteren Mann geheirathet, wenn sie ihn nicht liebte? Ja, warum! Da lag der Knoten aller modernen Eheverwickelungen. Aus welchem Grunde heirathet denn die Mehrzahl der oberen Stände? — Aus Liebe doch selten genug, Liebe gedeiht kaum noch, dazu sind des Lebens Ansprüche zu groß, dazu ist die Verwöhnung und Verzärtelung des modernen Kulturmenschen zu gewaltig geworden. Wir heirathen gewöhnlich, wenn wir uns ausgestürmt und ausgetobt haben; wir heirathen, um in der Ehe den Ruhehafen zu finden. Denn der Ehen, die um äußerer Vortheile willen geschlossen werden und gut die Hälfte aller Ehebündnisse bilden, will ich nicht einmal gedenken. Mit unseren vielleicht wohlwollenden, doch im Vergleich mit leidenschaftlicher Liebe lauen Gefühlen nehmen wir das Weib an's Herz, welches in vielen Fällen noch ein unwissendes Kind mit schlummernden Lebenselementen, in jedem Falle keine Wissende von des Lebens Tiefe ist, wie wir selbst. Daraus entsteht nur zu häufig jene moderne Vereinigung, in der zwei Menschen aneinander geschmiedet leben, ohne Eines das Andere zu kennen. Der bejammernswürdigste Theil in solchem Falle ist wohl immer die Frau.

Dem Manne bleibt die Liebe eine schöne Schmuckblume, die er ungern missen würde, die aber keineswegs seinem Lebensziel und -Zweck nothwendig ist. Anders das Weib, welches in der engen Beschränkung des Hauses aufwuchs, durch Erziehung und Gewöhnung auf die Liebe in der Ehe als Hauptziel, Lebenszweck und Lebensinhalt hingewiesen ward. Ihr ist Alles geraubt, enthält man ihr

die Liebe vor oder nimmt man ihr dieselbe. Einfache, nüchterne Naturen werden sich trösten durch den kleinen Tand geselliger Freuden und in den engen Pflichten des alltäglichen Lebens ihr Genügen finden. Wie kann das aber eine heißere, eine strebsamere, beweglichere Seele befriedigen? All' ihre Hoffnungen, all' ihre Träume, der ganze Aufbau ihres Frauendaseins liegt zertrümmert am Boden. Das Leben ist eine Qual.

Und die heißen, heimlichen Kämpfe und verborgenen Leiden, die bitteren Thränen und die erstickten Seufzer eines sehnsüchtigen Herzens, das man um sein Glück betrog, all' das Märtyrerthum einer stolzen, kranken Seele, die ihr Leid nicht zeigen darf, wird von so Vielen mit einem stillen Heldenthum ertragen, das Bewunderung einflößt.

Diese Gedanken, welche das Blättchen in mir erweckte, hielten mich noch lange unruhig auf meinem Lager wach und gaben mir auch am nächsten Morgen das Geleite, als ich mit dem Schnellzuge das Städtchen verließ. Das Blatt hatte ich in meine Reiseschreibmappe verschlossen. An eine Zurückgabe, die bei seinem Inhalt der Eigenthümerin peinlichste Verlegenheit bringen mußte, dachte ich nicht mehr.

2.

Es war ein Jahr später, im Juni 1893. Ich hatte meine Ernennung als Regierungsrath erhalten und war im Begriff, ehe ich in meinen neuen Wohnort übersiedelte, einen kleinen Abstecher nach Schweden zu machen, um Stockholm mit seinen sogenannten „weißen Nächten" um die Sommersonnenwende kennen zu lernen. Durch die letzten Jahre angestrengter Arbeit hatte ich mir diese Erholung wohl verdient. Mit dreißig Jahren, dem Gehalt eines Regierungsrathes und nicht ganz unbeträchtlichem eigenen Vermögen konnte ich nun an die Gründung eines Hausstandes denken und beschloß, auf der Reise eifrig Um-

schau zu halten, ob das Ideal meiner Träume, die Ergänzung meines zweiten Ichs nicht endlich in mein Leben treten wolle. Ich hatte eine unbestimmte Vorstellung von ihr, als von etwas sehr Süßem, sehr Reizendem, sehr Vollkommenem, das mich beglücken sollte. Reich brauchte dies Ideal nicht zu sein, große Schönheit verlangte ich auch nicht gerade, denn ich schwärmte mehr für Liebreiz, Anmuth und Geist. Daß sie neben diesen löblichen Eigenschaften noch diejenigen einer vorzüglichen Hausfrau und eines goldigen, zärtlichen Herzens besitzen mußte, hielt ich für selbstverständlich.

So in behagliche Zukunftsträume versetzt, durchaus zufrieden mit der Gegenwart, saß ich auf dem Deck des Raddampfers „Gjedser", der die Verbindung zwischen Kopenhagen und Malmö unterhält. Die Abfahrt hatte um neun Uhr Abends stattgefunden, und wir befanden uns jetzt auf dem nur schwach bewegten Sund. Seit drei Tagen war mir das Wetter hold gewesen, während in Deutschland in diesem Sommer täglich Ströme vom Himmel flossen. An Bord herrschte zufriedene, heitere Stimmung. Alles folgte mit den Blicken den verschiedenen Schiffen, welche nach der Nord- und Ostsee passirten, und schien von der Seekrankheit verschont zu bleiben. Die zahlreichen, seit Sonnenuntergang glühenden Leuchtfeuer sandten ihre Strahlen in längeren oder kürzeren Zeiträumen von den Küsten in die lichtgraue Dämmerung hinaus, denn finster wird es in dieser Breite um die Sommersonnenwende nicht mehr.

Mir gegenüber hatte eine junge, sehr hübsche Dame Platz genommen, die sich munter mit einem Herrn unterhielt, dessen eigenartig interessante Gesichtszüge mir schon Tags vorher in Kopenhagen aufgefallen waren. Er schien ein Deutscher und ungefähr in meinem Alter oder etwas darüber zu sein, während die Dame Dänin war, denn die Unterhaltung wurde in einem spaßhaften Gemisch von

Dänisch-Deutsch geführt, wobei ich bemerken konnte, daß er dänisch besser sprach, als sie deutsch. Wie aus dem Gespräche hervorging, bildete sie sich auf einem Konservatorium aus und befand sich augenblicklich auf einer Reise zu Verwandten in Malmö. Sie schien die Vorstudien ihrer Künstlerlaufbahn nicht außer Acht zu lassen, denn sie schoß wahrhaft leuchtende Blitze aus ihren schönen Augen auf den Reisegefährten. Ihr Gegenüber hörte ihr sichtlich amüsirt, doch mehr mit der Ruhe des humorvollen Zuschauers, als mit dem Feuer des betheiligten Partners zu. Seine mittelgroße, schlanke, aber kräftig entwickelte Gestalt lehnte lässig an der Regeling des Dampfers, und sein kluges, blaues Auge weilte bald freundlich auf der schwatzenden Kunstnovize, bald träumerisch auf den Wogen des Meeres. Der Mann begann, mich zu beschäftigen, mehr als die schöne Danske-Pige*).

Um halb elf Uhr langten wir in Malmö an. Die dänische Künstlerin wurde von den Verwandten zärtlich empfangen; ich eilte nach dem nahen Bahnhofe, von welchem der Zug abging, der mich in zwölf Stunden nach Stockholm bringen sollte, nahm mir einen Platz im Schlafwagen und machte es mir bequem. Zuerst war ich allein in meinem Abtheil, doch kurz vor der Abfahrt erschien mein interessanter Fremder. Er verbeugte sich liebenswürdig: „Hauptmann Warneck aus Deutschland!“ sagte er, sich vorstellend.

„So sind wir Landsleute,“ erwiederte ich. „Regierungsrath v. Poser.“

Wir geriethen nun bald in ein Gespräch, aus welchem ich ersah, daß der Hauptmann ein sehr unterrichteter und weit gereister Mann war. Er war wohl auch viel durch Versetzungen im Reich umhergeworfen worden, hatte längere

*) Dänenmaid.

Zeit im Generalstabe in Berlin gestanden und befand sich jetzt, da die Herren in der Zwischenzeit immer wieder Frontdienst thun müssen, in einer kleineren Garnison an der Ostgrenze. Ich errieth das mehr aus seinen Erzählungen, als daß er es mittheilte, wie er überhaupt in Bezug auf sich sehr einsilbig blieb. Im Laufe des Gespräches erwähnte ich die schöne, junge Dame, in deren Gesellschaft ich ihn zuerst erblickt hatte.

„O, eine flüchtige Reisebekanntschaft, ich kenne sie nicht," lächelte er.

„Nicht möglich!" versetzte ich. „Sie that doch so bekannt, und bei ihrer Schönheit —"

„Nein, nein," wehrte er ab, seine linke Hand zeigend, an der ein Ring blitzte, „ich bin verlobt."

„O, dann gratulire ich herzlich! Nun ist mir auch Ihre Kälte diesem Zauber gegenüber begreiflich!"

Er erwiederte nichts, sondern blickte den Dampfwölkchen seiner Cigarre nach. Sein blasses, ernstes Gesicht mit der hohen, von dichtem, blondem Haar begrenzten Stirn verrieth in den feinen Linien um Augen und Nasenflügel, daß er die Mitte der Dreißig wohl überschritten hatte. Seine Augen sahen meist mit sinnendem, grübelndem Ausdruck in die Weite, richteten sich aber auch scharf beobachtend auf Menschen und Gegenstände. Die Nase war gerade und klein, das Kinn energisch, dahingegen schien mir um den vollen Mund, den ein starker, langer Schnurrbart fast ganz verhüllte, ein weicher Zug zu liegen, der auch beim Lächeln in die Augen trat.

„Wie denken Sie über Schlafen?" fragte er mich jetzt. „Es ist ein Uhr." Ich war einverstanden, wir schlossen das Fenster und streckten uns aus.

Am nächsten Morgen weckte uns der Schaffner mit den Worten: „In einer halben Stunde Kaffeestation, Katrineholm!" Wir machten Morgentoilette und begaben uns,

sobald der Zug hielt, an den Frühstückstisch. In der üblichen Weise war das Büffet aufgestellt: Brod, Butter, verschiedener kalter Aufschnitt und auf einem großen Samowar die Theekanne, aus welcher man vermittelst eines Hahnes das duftende Getränk in seine Tasse lassen konnte. Man bediente sich nach Belieben. Dann ging es weiter.

Wald, Föhren und Birken, dazwischen Eichen und Erlen, Berge und zahlreiche Seen flogen an uns vorüber und machten die Gegend reizvoll. Malerisch lagen die zerstreuten Häuser und Gehöfte dazwischen. Die Gebäude waren ausnahmslos von Holz, trugen sämmtlich hier in Södermanland rothbraunen Anstrich, dem hellere Pfeilerstriche ein freundliches Ansehen gaben.

Ein durch die Granitlage geschlagener Tunnel führte dann den Zug in die schöne Inselstadt, das nordische Venedig, auf fortwährend geschwungenem Schienenstrange. Wasser und Felsgestein haben diesen Weg vorgeschrieben, und aus der Nothwendigkeit ist die Schönheit reizvoller Abwechslung dadurch entstanden.

„In welchen Gasthof gehen Sie?" fragte mein Gefährte. „Werden Sie erwartet, haben Sie sich verabredet?"

Als ich mittheilte, daß ich allein und ganz fremd hier sei, schlug er mir vor, mich ihm anzuschließen. Er sei bekannt und könne, da er die ersten Tage gleichfalls auf sich angewiesen sei, mit seiner Erfahrung gern dienen.

Strahlender Sonnenschein empfing uns, als wir aus der geräumigen Bahnhofhalle traten und den Omnibus des Grand Hotel bestiegen. Zwei nebeneinander liegende Zimmer nahmen uns dort auf. Aus den Fenstern eine wundervolle Aussicht! Der herrliche Mälarsee fließt unter der hohen Norrbro (Norderbrücke) hindurch mit etwa meterstarkem Gefälle in den salzigen Fjord, den Saltsjön. Gegenüber lag das imposante Schloß mit glatter, gänzlich schmuckloser Fassade und flachem Dach im edlen Renaissancestyl.

Es bildet ein Viereck mit niedrigen Flügeln an den Ecken und halbrunden, freistehenden Flügelgebäuden an der Westseite. Unter mir auf der Straße tobte das Geräusch des rastlosen Verkehrs. Man sah Lastwagen, besonders viel zweiräderige Karren mit niedrigen Rädern und tief hängendem Ladekasten, Droschken, Omnibusse und Pferdebahnwagen; auf den Wassern aber große und kleine Dampfer, überseeische Schiffe, kleine, flinke Schaluppen, die Wasserdroschken dieser Stadt, kurz ein Bild mannigfaltigster Geschäftigkeit und regsten Lebens, wie ich es mir so großartig und so reizvoll nicht vorgestellt hatte. Mein Gefährte rieth, ein Stündchen zu ruhen, dann zu speisen und nach dem Essen eine kleine Rundfahrt auf dem Saltsjön bis nach Waxholm und zurück zu machen.

Nach dem Mittagessen machten wir mit dem Dampfer „Viktoria" eine Rundfahrt. Zahlreiche kleine Inseln, welche wir anliefen, waren sämmtlich mit Föhren bestandet, die sehr gut auf der leichten Moosdecke gedeihen. Kleine Blumen- und Grasanlagen waren in mühsam herbeigeschaffter Erde angepflanzt und durch Steine vor dem Abschwemmen geschützt. Reizend, in vielfacher Abwechslung nach Styl und Lage wirkten die kleinen hölzernen, in das Grün hineingestreuten Schwedenhäuser.

„Hier ist gut sein, hier möcht' ich Hütten bauen!" sagte ich zu meinem Begleiter, der mich auf alle diese Einzelheiten aufmerksam gemacht hatte.

„Denken Sie schon an eine Hütte und ein Herz?" fragte er lächelnd.

„Schon?" erwiederte ich. „Ich meine, es sei hohe Zeit, ich bin bald einunddreißig Jahre, wohl so alt wie Sie!"

„O nein, ich bin achtunddreißig Jahre. Aber dieser Unterschied begründet schwerlich vollkommen das Bedenken, welches in meiner Frage liegt. Sie kommen mir noch so jung, so frisch und — verzeihen Sie — noch zu un-

erfahren vor, als daß ich Sie mir mit Eheketten vorstellen könnte."

„Also betrachten auch Sie die Ehe als Ruhehafen nach den Stürmen?"

„Das nicht gerade! Wenn eine heiße Liebe zwei Seelen zu einander zieht, so sollen sie sich in die Arme sinken, gleichviel ob jung, ob älter. Falls dies aber nicht in Frage kommt und nur herzliches Wohlgefallen aneinander, mit dem Verstande Hand in Hand gehend, zur Ehe räth, so eilt die Heirath nicht und kommt ein paar Jahre später auch noch früh genug."

Er versank dann wieder in Schweigen, und ich betrachtete verstohlen sein nachdenkliches Gesicht. „Armer Kerl," dachte ich bei mir, „verliebt scheinst Du trotz der Brautschaft nicht gerade zu sein und bist doch ganz dazu angethan, das Herz eines Weibes zu fesseln!" Und aus diesen Gedanken heraus sagte ich plötzlich: „Haben Sie gute Nachrichten von Ihrer Braut?"

„Danke, ja!" erwiederte er kurz und etwas überrascht, wie mir schien. Ich faßte mir ein Herz, beschloß, ihm Vertrauen zu schenken, um Vertrauen zu gewinnen und vielleicht Näheres über ihn zu erfahren. Er gefiel mir sehr; seine ruhige überlegene Art, die Dinge zu betrachten, seine große Weltkenntniß und Gewandtheit, die ich beobachtete, hatten mir von Anfang an imponirt. Dazu kam bei näherer Bekanntschaft seine liebenswürdige, bescheidene Art, sich zu geben, ohne je das Uebergewicht eines großen Wissens, das er zweifellos besaß, fühlen zu lassen.

So erzählte ich ihm dann von meinem einfachen, bisher recht arbeitsamen Leben, von meinen Plänen und Träumen für die Zukunft. Meine Eltern waren todt; außer einer in glücklichster Ehe verheiratheten, älteren Schwester, welche sich schon seit Jahren bemühte, mir dieses Glück auch zu verschaffen, besaß ich keine näheren Verwandten. Ich er-

wähnte, daß ich des Junggesellendaseins recht überdrüssig sei und mich nach einem eigenen Herd herzlichst sehne.

Unter diesen Gesprächen hatten wir das Strömparterren gegenüber dem Grand Hotel erreicht, wo eine österreichische Kapelle spielte. Wir fanden Plätze im Centrum des Lokals, wo der Hauptsache nach die besseren Stände sich niedergelassen hatten. Das Publikum schien etwas bunt, aber machte einen harmlos frohen Eindruck. Da das Bier, wie überall hier, nicht gut war, bestellten wir uns den beliebten kalten, süßen Arakpunsch, wie er hier von jedem Eingeborenen mit Selterswasser oder reinem Wasser getrunken wird. Die Kapelle, aus jungen Burschen in ungarischer Uniform bestehend, spielte leidlich. Das bunte Treiben der Spaziergänger, der Anblick junger, froher Gesichter, namentlich schöner Mädchengesichter, stimmte uns heiter. Erst gegen elf Uhr wendeten wir uns unserem Gasthofe wieder zu. Es war noch ganz hell draußen, und so bleibt es in den längsten Tagen die ganze Nacht. Mit freundlichem Händedruck trennte ich mich von Warneck, der mir in den mit ihm verlebten Stunden schon werth geworden war.

Ich machte am anderen Morgen einen weiten Spaziergang durch die schöne Stadt und zog mich dann ermüdet und zu innerer Betrachtung auf mein Zimmer zurück. Warneck, welcher mich zum Essen abholen wollte, war noch unsichtbar. Ich streckte mich auf das Sopha und ergriff meine Reiseschreibmappe, um mir mit Bleistift einige Notizen zu machen. Während ich nach Papier darin suchte, gerieth mir ein loses Blatt in die Hand, dessen kleine, feste Handschrift mir ganz unbekannt erschien. Ich betrachtete es befremdet und dann, mit einem Schlage, stand das Erlebniß jener Winternacht in dem schneeverwehten, polnischen Städtchen wieder vor mir. In der ersten Zeit hatte ich noch oft daran zurückgedacht, es später aber ganz aus dem Gedächtniß verloren, und da ich seit jenen Märztagen

heute zum ersten Male wieder auf längerem Urlaub war, so hatte ich die Reisemappe seitdem auch nicht wieder geöffnet.

Mit dem durch jene Erinnerung heraufbeschworenen Bilde der schönen, zum Monde aufblickenden Frau entschlief ich, bis mich ein Klopfen an der Thür jäh aufschreckte. Es war Warneck, welcher kam, mich zum Mittagessen zu holen. Während ich mich eilig rüstete, denn ich hatte zu lange geschlafen, warf er sich in einen der am Tisch stehenden Sessel und erkundigte sich freundlich nach meinen Vormittagserlebnissen. Ich berichtete beim Anziehen und trat dann zu ihm, um die auf dem Tische liegen gebliebene Mappe zu schließen und fortzulegen. Als dies geschehen war, bemerkte ich, daß seine Augen mit scharf forschendem Blick auf mich gerichtet waren, während sein Gesicht mir wieder seltsam kalt und verschlossen erschien. Nachdenklich schritt ich an seiner Seite dahin. Hatte ich mich geirrt, da ich ihn beim Eintritt in bester Laune wähnte? Und wenn nicht — wodurch konnte dieselbe einen so plötzlichen Umschlag erlitten haben?

Beim Essen verhielt er sich ziemlich schweigend, und nach Tische setzten wir uns auf den Balkon vor seinem Zimmer, um bei einer Tasse Kaffee unsere Cigarren zu rauchen.

„In drei Tagen erwarte ich meine Braut und ihre Mutter," unterbrach mein Gefährte meine gleichgiltigen Bemerkungen über das Treiben unter uns.

„Ah," sagte ich merklich überrascht, und die Enttäuschung, die ich über das wahrscheinliche Aufhören unserer kameradschaftlichen Beziehungen empfand, spiegelte sich wohl in meinen Mienen, denn ein freundlicher Zug glitt um seine Lippen, und er sagte, die Hand auf meinen Arm legend, liebenswürdig: „Ich hoffe, ich darf dann weiter auf Ihre Gesellschaft rechnen, lieber Poser! Sie werden mir helfen, die Damen ein wenig zu unterhalten."

„Von Herzen gern, wenn Sie mich brauchen können," erwiederte ich erfreut, „und wenn ich auch nur als Elephant Verwendung finde, ich eigne mich dazu brillant, denn ältere Damen sind meine Leidenschaft, vorausgesetzt, daß sie liebenswürdig sind!"

Ein Lächeln ging über sein Gesicht: „Das ist doch wohl bei Schwiegermüttern selbstredend!"

Er erhob sich, trat in sein Zimmer und kehrte mit einer Anzahl Photographien zurück, die er auf das Tischchen vor uns legte: „Ich muß Sie ein wenig mit den Meinen bekannt machen. Hier — bitte! Numero eins." Und er reichte mir mit eigenem Blick ein Bild in Visitenkartenformat.

Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr meinen Lippen. Wieder sah ich vor mir das Bild jener Winternacht. Es war dasselbe süße Gesicht, die großen, träumenden Augen, nur um die Lippen spielte ein leichtes Lächeln, das den Ausdruck desselben kindlich, fast schelmisch machte. Ich sah wie gebannt darauf hernieder, als mich die Frage Warneck's emporschreckte: „Sie kennen diese Dame?"

Es klang gepreßt, mißtrauisch. Aufblickend, gewahrte ich seine Augen durchdringend auf mich gerichtet.

„Ja — nein — — ich weiß nicht!" sagte ich verwirrt. „Vielleicht täuscht mich eine Aehnlichkeit. Ich sah sie nur einmal vor Jahr und Tag von Weitem!"

„Und da hat sie diesen überwältigenden Eindruck auf Sie gemacht?" fragte er ungläubig.

„Ist es — Ihre Braut?"

„Nein, meine künftige Schwiegermutter," erwiederte er kurz, „selbstredend die Stiefmutter meiner Braut. Diese ist zwanzig Jahre, jene kaum einige Jahre älter, freilich, Aussehen und Wesen lassen sie noch nicht einmal ihrem Alter gemäß erscheinen. Hier ist meine Braut!"

Er reichte mir ein Bild in Kabinetformat. Es stellte

eine schöne, volle Figur in dunklem Reitkleid dar, ein schmales, etwas hochmüthiges Gesicht, mit stolzen Augen unter hochgeschwungenen Brauen. Wie sie da stand, die linke Hand auf das runde Tischchen gestützt, auf welchem ihr kleiner Reithut und die Peitsche lagen, mit der Rechten leicht die Schleppe des langen Kleides zusammenraffend, das schöne Haupt stolz erhoben, über dessen Stirn sich lichtes Haar wellig hob, im Nacken zu einem schweren Knoten zusammengefaßt, machte sie einen wahrhaft königlichen Eindruck.

„Eine wunderschöne Erscheinung!“ sagte ich bewundernd, als ich es zurückgab.

„Ja,“ erwiederte er zustimmend und betrachtete es lange schweigend, mehr kritisch als liebevoll. „Und nun hier noch meinen verstorbenen Schwiegervater, der Oberstlieutenant v. Steineck!“

„Also das war der Mann dieser Frau!“ sann ich, während ich die an die Tochter erinnernden stolzen, aber etwas finsteren Züge des großen, hageren Mannes in der Stabsoffiziersuniform betrachtete.

„Wann starb er?“ fragte ich dann.

„Vor neun Monaten, meine Damen sind noch in Halbtrauer, unsere Hochzeit ist aus diesem Grunde auch so lange hinausgeschoben.“

„Und stand Ihr Schwiegervater vor einem Jahre in J. im Posenschen?“

„Allerdings, ebenso wie ich.“

„So sind Sie schon lange verlobt?“

„Beinahe ein Jahr. Ich hätte meine Verlobung vielleicht weniger beschleunigt, wenn nicht die Krankheit des Oberstlieutenants, der schon lange leberleidend war, was er bei seiner Energie und seinem Ehrgeiz indessen sorgfältig zu verbergen sich bemühte, plötzlich sehr heftig ausgebrochen wäre und die Familie gezwungen hätte, schleu-

nigst mit ihm nach Karlsbad zu reisen, woselbst er nach wenigen Monaten starb. Da ich viel bei dem klugen, aber sehr eigenartigen, galligen Herrn verkehrte, weil ich eigentlich der einzige Freund war, der ihm näher stand, so hoffte ich in meiner Eigenschaft als Verwandter den Damen in den schweren Tagen von besserem Nutzen zu sein, als es sonst der Fall gewesen wäre. Darum erklärte ich mich, ehe sie abreisten, obgleich die Aussicht einer jahrelangen Verlobung sehr wenig meinen Grundsätzen entspricht. Ich hatte die Genugthuung, dem Sterbenden eine große Freude zu bereiten und die Damen in den trüben Tagen unterstützen zu dürfen. — Doch die Sonne schreitet abwärts, lassen Sie uns noch eine kleine Dampferfahrt nach der Lofö-Drottning-Holm (Königininsel) machen. Es sind dort, mitten in herrlichsten Parkanlagen, ein paar allerliebste Schlösser."

Wir brachen also auf, ziemlich einsilbig während der kurzen Fahrt und bei Besichtigung der wirklich wunderhübschen Schlösser. Das Gehörte beschäftigte mich mächtig, und ich brannte vor Begier, die beiden Damen kennen zu lernen. Warneck's Wesen erschien mir sonderbar, zu wenig bräutigamsselig und verliebt, wie man es von einem Manne verlangen konnte, der eine so junge und schöne Braut besaß. Ich überlegte hin und her, ob ich ihm von meinem Erlebniß mit der Mutter seiner Braut sprechen sollte. Ich hatte wohl gemerkt, daß er meinen Erklärungen zu mißtrauen schien. War es nicht rathsam, Alles klarzustellen, ehe die Damen eintrafen? Als wir uns dann unter den prachtvollen Eichen und Buchen des herrlichen Parkes lagerten, den Blick auf Wasser, Wald und Höhen vor uns, begann ich, gleichsam tastend, wie er es aufnehmen würde: „Es interessirt Sie wohl, zu erfahren, woher mir das Bild der Frau v. Steineck bekannt war, und weshalb es sich mir von dem einmaligen Sehen so treu eingeprägt hat?"

„In der That, ich wäre begierig!“

Es sollte gleichmüthig klingen, aber ich sah an dem lebhaften Aufleuchten seiner Augen, daß er diese Erklärung längst erwartet hatte.

Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer wahrheitsgetreu, verschwieg indessen das mir zugeflogene Blättchen aus Rücksicht gegen die Dame. Vielleicht bot sich Gelegenheit, es der Eigenthümerin unauffällig in die Hand zu spielen, wenn ich ihr erst persönlich begegnet war.

Warneck hatte aufmerksam zugehört, sich nach dem Datum des Tages und der Stunde erkundigt und, die Brauen fester zusammengezogen, schweigend auf das sich vor uns ausdehnende Panorama gestarrt.

„Und ist das Alles?“ fragte er nun, als ich schwieg, etwas sarkastisch, wie mir schien. Mein Zögern bemerkend, fuhr er fort: „Bitte, antworten Sie nicht sogleich, lassen Sie mich Ihnen erst mittheilen, daß ich heute Mittag, als ich bei Ihnen unverhofft eintrat, auf Ihrer Schreibmappe ein Briefblatt erblickte, welches in der Handschrift eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der jener Dame hat. Ich kann mich ja irren, Handschriften ähneln einander, aber ich glaube kaum.“

„Sie haben sich nicht geirrt, lieber Warneck,“ erwiederte ich nun und fügte noch den Bericht des zugeflogenen Blättchens meiner Erzählung hinzu. „Ueber den Inhalt desselben darf ich Ihnen nichts mittheilen, wie Sie begreifen werden. Es ist offenbar das Blatt eines Tagebuches, und meine Kenntniß desselben schon zu viel.“

„Das Blatt eines Tagebuches?“ rief er, erregt aufspringend, „diese Kinderei hätte ich nicht für möglich gehalten!“ Er ging erregt auf und nieder.

„Und weshalb verdammen Sie das als Kinderei, Warneck? Wenn man Niemand hat, dem man unbedingt vertrauen kann und möchte, wenn es etwas in uns gibt,

das der Aussprache bedarf, um uns zu erleichtern, um uns freier davon zu machen, so ist ein Tagebuch ein ganz geeigneter Nothbehelf."

„Besonders, wenn man die Blätter den Winden preisgibt," warf er spöttisch ein.

„Nun ja, in manchen Fällen ist das allerdings unangenehm," gab ich zu, „in diesem indessen ist die Sache harmlos."

Das beruhigte ihn sichtlich, und mit merklich heiterer Stirn lenkte er unser Gespräch wieder auf gleichgiltigere Dinge.

3.

Drehorgeln, Gesang, Gejubel in den Straßen und auf den Wassern, die Dampfboote überfüllt! Alles strömte noch umher, trotzdem die erste Stunde des neuen Tages schon begonnen hatte. Wir befanden uns ja in der kürzesten, in der Mittsommernacht, die in Schweden dem doppelt langen Tage gleicht, der sich nur auf einige Stunden etwas trübt, um sofort wieder hell zu werden. Ich saß sinnend am offenen Fenster und blickte hinaus. Auf den Dampfern, zu Wagen und Fuß waren die Menschen hinausgestürmt in's Freie, um ihren mitgenommenen Imbiß unter grünen Bäumen zu verzehren, um diese kürzeste Nacht zu durchtrinken, zu durchtanzen und zu durchjubeln.

Auch ich war sehr froh gestimmt, denn ich hatte am heutigen Tage zwei höchst interessante Damenbekanntschaften gemacht — die Braut und die Schwiegermutter meines Freundes Warneck.

Frau Viola v. Steineck war eine reizende Erscheinung. Klug, unterrichtet, lebhaft, konnte sie in dem Augenblick der Erregung Alles hinreißen durch den schlagenden Witz ihrer Einfälle und Bemerkungen, während sie beim ersten Anblick einen kühlen, zurückstoßenden Eindruck machte. Neben

Stolz und Trotz schlummerte eine kindliche Freundlichkeit, eine schelmische Naivetät; neben großer Gutmüthigkeit schien mir heiße Leidenschaftlichkeit zu liegen. Meine Eisprinzessin, die ich mir nach ihrem Tagebuchblatt sehr überspannt und sentimental vorgestellt hatte, sah in Wirklichkeit ganz anders aus. Der schneeige, von sanfter Röthe belebte Teint, der kleine, rothe Mund, die frischen Bewegungen sprachen von blühender Gesundheit, und die leuchtenden Augen konnten so spöttisch blicken, so übermüthig und schelmisch necken, daß man an die tiefe Träumerei, deren sie fähig waren, nicht recht glauben mochte.

Die schöne Braut hatte mir auch sehr gefallen, allein sie war meist nur stumme Zuhörerin geblieben, während Warneck und ich die Unterhaltung mit Frau Viola führten. Der Kontrast zwischen diesen beiden vornehmen Erscheinungen war von reizvollster Natur. Frau Viola war entweder sehr still oder sehr lebhaft. Fräulein Ruth konnte wohl nicht sehr lebhaft sein. Ihre etwas langsame, mit sanfter, wohllautender Stimme geführte Sprache beschleunigte sich kaum im Affekt. Man hatte ihr gegenüber immer das Gefühl, als könne sie nie aus dem Gleichmaß ihres Wesens gerathen. Sie war von einer Sicherheit der Formen, einer Bestimmtheit und Selbstständigkeit des Auftretens, die sich in jedem Blick, jeder Bewegung aussprach, wie ich sie nie zuvor bei einem so jungen Mädchen gesehen hatte.

Frau Viola war beim Mittagessen meine Nachbarin. Ich hatte ihr von meinem unfreiwilligen Aufenthalt in der Garnison ihres verstorbenen Gatten und Warneck's erzählt, ohne indessen das Erlebniß vor ihrem Hause näher zu erwähnen. Ein Lächeln flog über ihr Gesicht, ein Leuchten trat in ihre Augen.

„Ach, es ist ein armes, kleines Nest," meinte sie, „und doch, wollen Sie glauben, daß es mir in der Erinnerung

gar nicht mehr so öde und jämmerlich erscheint, als es mir damals vorkam."

„In der Erinnerung," gab ich zu, „da vergißt man das Häßliche und behält nur die schönen Stunden!"

„Die schönen Stunden!" wiederholte sie sinnend, und ihre Augen trafen über den Tisch die auf sie gerichteten Warneck's.

Ein heißes Roth überfluthete ihr Gesicht, während er spöttisch bemerkte: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der Gnädigen, Alles das begehrenswerth und schön zu finden, was sie nicht mehr besitzt oder nicht besitzen kann."

Sie schnellte einer Feder gleich empor: „Von mir, von mir?" fragte sie staunend, ungläubig.

„Ja, von Ihnen, gnädige Frau," klang es herausfordernd zurück. „Sie sind der personifizirte Oppositionsgeist nicht nur der Persönlichkeit, mit welcher Sie sprechen, sondern auch der Sachlage, dem Ort gegenüber, an welchem Sie sich gerade befinden. Sie werden nie die Gegenwart genießen, denn Ihr verneinender Geist sucht in der Ferne und übersieht das Naheliegende. Das ist sehr traurig für Sie, denn man kann Ihnen nicht helfen!"

Sie war sehr blaß geworden, und der kleine Mund zuckte, wie von verhaltenen Thränen, als sie halblaut sagte: „Und das soll ich sein?!" — Aber schnell gefaßt klang mit spöttischem Lächeln ihre Entgegnung: „Merkwürdig, mir kommt es eher vor, als entwerfen Sie ein Bild, das auf Sie selbst paßt, lieber Warneck!"

„Auf mich? Durchaus nicht! Ich fühle mich sehr zufrieden in meiner Haut und der gegenwärtigen Lage."

„Welche Zufriedenheit Sie indessen nicht hindert, den Zankapfel unter andere, harmlos stille Gemüther zu werfen."

Sie saß aufgerichtet und blitzte ihn feindlich an mit den dunklen Sternen. Er begegnete ihr mit kühlem Spott

in Wort und Haltung, der sie entschieden aufstachelte. Wie das zarte Gesicht sich in der Entrüstung belebte, wie die Augen sprühten, die feinen Nasenflügel bebten, und wie gewandt und schlagend der kleine Mund parirte! Sie hätte kaum der Worte bedurft, so war ihr ganzer Ausdruck Abwehr und zündende Sprache! Natürlich verlief das vom Zaun gebrochene Gepänkel im Sande, wiederholte sich aber bei den geringsten Anlässen. Fräulein Ruth sah diesem lustigen Kriege mit einem merkwürdig ironischen Zug um die Lippen zu. Was mochte sie denken und empfinden? Zog man sie in's Gespräch, gab sie kurz und trocken meist Warneck Recht, machte aber aus ihrer Abneigung gegen diese Debatten kein Hehl. Mir wurde dabei klar, daß Warneck, so sehr er sich bemühte, sein Interesse an Allem, was die schöne Frau sagte, zu verbergen, so sehr er ihr zu widersprechen strebte, im Inneren doch vollständig mit ihr übereinstimmte und eine helle Freude an ihren geistvollen Auseinandersetzungen hatte. Sie indessen ließ sich von dem äußeren Schein täuschen. Eine Herabstimmung und tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich allmälig ihrer. Ihr Gesicht wurde blaß und kalt, die Augen blickten umschattet und müde, und sie betheiligte sich nur noch höflichkeitshalber an dem mühsam schleichenden Gespräch, das jetzt von Ruth und Warneck in ruhiger Alltäglichkeit geführt wurde.

Als wir aufstanden, um eine Wasserfahrt zu machen, gingen Frau v. Steineck und Warneck sich entschieden aus dem Wege. Er blieb mit der Braut zurück, sonderte sich auch auf dem Schiffe von uns ab und überließ mir die schöne Frau, die sich ja geschickt und tapfer bemühte, Haltung zu bewahren, deren wahren Gemüthszustand ich aber nicht allein aus meiner Kenntniß des Tagebuchblattes ahnte, sondern auch durch ihre heimlich zu dem Brautpaare schweifenden Blicke bestätigt sah, welches am Bug des Dampfers

plaudernd und vergnüglich lachend stand. Ein tiefes Mitgefühl ergriff mich für das arme, hochbegabte Wesen, das den Kelch hoffnungsloser Liebe mit allen Bitternissen bis zur Hefe leeren mußte. Ahnte Warneck diese Neigung und suchte er sie im Keim zu ersticken? Oder hielt er die kleinen Schroffheiten, hinter welche sie das heiße Herz zu verbergen suchte, für schwiegermütterliche Launen, denen er begegnen mußte? Sein Ton Ruth gegenüber war stets liebenswürdig und warm, während er Frau Viola ein paarmal mit einer Schroffheit behandelt hatte, die ihre harmlosen Neckereien nicht verdienten, und die so nahe die Grenze der schuldigen Höflichkeit streiften, daß nur der Takt, mit dem sie sich zurückzog, ein ernstes Zerwürfniß verhüten konnte.

Obgleich er es an äußeren Aufmerksamkeiten gegen seine Braut nicht fehlen ließ, schien er mir jedoch seelisch wenig mit ihr beschäftigt. So bemerkte er eine längere Abwesenheit derselben gar nicht, während er über jede Bewegung Viola's entschieden unterrichtet war, ohne sie scheinbar zu beachten. Keinem Unbefangenen wäre das vielleicht aufgefallen, aber ich beobachtete mit den geschärften Sinnen des nach einer Seite Unterrichteten und einem ungewöhnlichen Interesse, welches ich an diesen drei so von der Natur bevorzugten Menschen nahm.

Nun saß ich in der Mittsommernacht in meinem Zimmer am offenen Fenster und überdachte die Vorgänge des Tages. Ein feiner Cigarrenduft streifte da über mich hin. Mich leise vorbiegend, gewahrte ich Warneck, der auf seinem Balkon stand. Sein Gesicht war ernst, fast traurig, die Augen blickten gespannt seitwärts hinunter nach der Richtung, wo die Zimmer der Damen lagen.

Wenn man doch seine Gedanken ergründen könnte! Ich möchte glauben, daß sein Herz für Viola empfindet, während sein Kopf sich für die kühlverständige, vornehme

Ruth entscheidet. Wer wird Sieger in dem Kampf bleiben? — Und Ruth? Liebt sie den Bräutigam? Ihr gleichmäßiges, ruhiges Wesen läßt so wenig Schlüsse ziehen. Das Einvernehmen der beiden Damen scheint ein gutes, besonders behandelt Viola Ruth mit Güte und herzlicher Liebenswürdigkeit, die Letztere durch höfliche Zuvorkommenheit erwiedert.

Und ich selbst, wenn ich die Wahl hätte, für welche von den beiden Frauen würde ich mich entscheiden? — Viola war süßer, berauschender. Ein Strom von sprühendem Leben, von verborgenen Funken ging von ihr aus. In ihr war Alles vereinigt, was meinem Ideal entsprach. Ich fühlte, sie war gemacht, um eine große, glühende Leidenschaft einzuflößen. Aber — für die Alltäglichkeit, für den häuslichen, stillen Herd schien mir ihre Natur zu vielseitig, heftig und gewitterdräuend. In ihr war Sturm und Drang, lag ewiges Kämpfen, Unterliegen oder Siegen. Ruth war dagegen wie ein schöner, klarer Sommertag, sie verhieß eine ruhige, treue Vereinigung, einen Hafen des Glücks.

Thörichte Gedanken! Was ging es eigentlich mich an?

„Hörten Sie Mama schon singen, Herr v. Poser?“ fragte mich Ruth einige Tage später.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, wenigstens nicht mit dem Bewußtsein, daß die Sängerin Frau v. Steineck ist.“

„O, da steht Ihnen noch ein Genuß bevor, da fehlt Ihnen noch eine Perle in der Krone ihrer Vorzüge!“

Ich sah die Sprecherin betroffen an. Sie blickte auf den Mälarsee, als diese Worte gleichmüthig von ihren Lippen fielen, aber ich sah einen gespannten Zug zwischen den Brauen, und die Mundwinkel zogen sich herab.

„Sie singen auch, gnädiges Fräulein?“

„Nein, ich bin gänzlich unmusikalisch, besitze überhaupt

keine Talente. Ich kann nur reiten und Tennis spielen. Mein guter, armer Vater hat es mich gelehrt!" Ein weiches Lächeln umspielte ihre Lippen.

„Sie haben Ihren Vater sehr geliebt?"

„Ja, sehr!" erwiederte sie warm. „Er war ein so edler, guter Mensch und wurde von so Wenigen erkannt und geschätzt, weil eine unzugängliche, spröde Schale den edlen Kern verbarg." Sie seufzte leise. „Solche Menschen haben es viel schwerer als andere, liebenswürdigere Naturen."

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz, gnädiges Fräulein," sagte ich ruhig. „Wenn man, wie Ihr Herr Vater, im Stande war, einen Freund gleich Hauptmann Warneck, eine Gattin wie Frau v. Steineck zu erringen, dann kann man sich über zu geringe Werthschätzung nicht beklagen."

Sie sah mich groß und etwas kühl an. „Mein Vater liebte Warneck, eine Gegenleistung von seiner Seite konnte ich nie bemerken." Eine abweisende Handbewegung schnitt den Einwand, welchen ich machen wollte, ab.

„Und Ihre Frau Stiefmutter?"

„Wir lebten mit ihrem Vater, dem General v. Sander, in einem Hause, als mein Vater als Hauptmann in Berlin stand. Meine Mutter interessirte sich für das schöne, damals fünfzehnjährige Kind, welches ohne Mutter mit einer Gouvernante und dem Vater allein lebte. Sie war häufig bei uns, spielte mit mir, der Achtjährigen, gleich einem Schwesterchen, und musizirte mit meiner Mutter, die Gefallen an ihrer schönen Stimme fand. Als dann meine Mutter plötzlich schwer erkrankte, war Viola v. Sander ihre anhänglichste Gesellschafterin. In den kurzen Augenblicken des klaren Bewußtseins sah die Kranke immer die großen, sprechenden Augen ihrer jungen Freundin auf sich gerichtet, rief sie zu sich heran, streichelte sie und bat sie, sich meiner anzunehmen. Und als es dann zum Sterben kam, man

mich zum letzten Male in ihre Arme legte, da rief sie Viola, welche fassungslos am Bette kniete, heran, legte ihre Hand auf meinen Kopf und flüsterte: ‚Behalte sie lieb! Viola, ich weiß, Du wirst es, schon um meinetwillen!‘“

Ruth schwieg einen Augenblick und fuhr dann leise fort: „Es war eine schöne Zeit für mich, die nun folgte. Zwar fehlte mir meine theure Mutter noch sehr oft, doch war ich zufrieden und glücklich in der Gesellschaft Viola's, welche immer um mich war, denn Viola's Erzieherin hatte die Führung unseres Haushaltes übernommen und leitete im Verein mit Viola meinen Unterricht. Bei allen Mahlzeiten waren wir und Viola's Vater, der Onkel General, vereint, und wir lebten wie eine große Familie zusammen. So gingen zwei Jahre, die mein Vater in tiefster Zurückgezogenheit in der Trauer um die Gattin verlebt hatte, wie ein friedlicher, schöner Traum hin. Da eines Morgens theilte mir mein Vater mit, daß er als Major nach Hannover versetzt sei.

Ich sprang jubelnd auf, aber Viola saß mit entgeistertem Gesicht da und stammelte nur: ‚Versetzt!‘ Dann warf sie den Kopf verzweifelt auf die auf dem Tisch verschränkten Arme und weinte fassungslos. Mein Vater trat hastig an sie heran: ‚Viola, mein Kind, weine nicht so, es zerreißt mir das Herz!‘

Ich stand erstaunt und begriff nicht: ‚Warum weint sie, Papa?‘ fragte ich, seine Hand erfassend, damit er mich ansehe. Doch seine Augen waren nur auf Viola gerichtet, und er hörte mich nicht.

Jetzt richtete diese sich auf, die dunklen Locken aus dem Gesichte streichend sagte sie, mich heftig an sich ziehend: ‚Aber weißt Du denn nicht, Ruth, daß das Trennung bedeutet, daß ihr nun fortgeht von uns?‘

Fortgehen von ihr, das schien mir unmöglich, undenkbar.

‚Aber Du kommst mit, Viola, natürlich kommst Du mit!‘ rief ich, sie umarmend.

Da nahm mein Vater meinen Kopf in seine beiden Hände, küßte mich auf die Stirn und flüsterte: ‚Ja, sie soll mit uns gehen!‘ und dann hatte er schnell das Zimmer verlassen. Aber sie kam doch nicht mit uns. Der alte General war, als vier Wochen später unser Umzug stattfand, erkrankt, und Viola blieb mit einer Cousine, die zu seiner Pflege gekommen war, bei ihm. Wir hörten nur durch die häufigen Briefe Viola's voneinander, die manchmal recht trostlos klangen, denn dem General ging es fortgesetzt schlecht. Und eines Morgens kam eine Depesche: ‚Papa schwer krank, verlangt nach Ihnen.‘ Mein guter Vater reiste bereits mit dem Mittagzuge; meine Bitte, ihn begleiten zu dürfen, schlug er ab. Der General starb, mein Vater blieb eine Woche in Berlin und kam dann allein zurück, ohne Viola, die ich sicher erwartet hatte, mitzubringen. Ich war trostlos und weinte heiße Thränen über diese Enttäuschung. Einige Tage später rief mich der Vater in sein Zimmer und fragte weich, mich an sich ziehend: ‚Würdest Du Viola gern auf immer um Dich haben, Ruth?‘

‚O gern, gern, liebster, bester Vater! Es ist mein heißester Wunsch!‘

‚Nun, da gedulde Dich, Herzenskind, vielleicht kommt sie mit mir. Aber sprich nicht davon und frage mich nicht mehr darnach.‘

Wieder vergingen Wochen und Monate. Mein Vater rüstete sich zu einer längeren Reise, welche er, wie er mir sagte, antreten müsse. Nach derselben würde er mir Viola bringen.

Ich zählte die Tage, ja die Stunden, welche bis zu Papas Rückkehr verstrichen. An der Ausschmückung des Hauses zur Feier seiner Rückkehr betheiligte ich mich lebhaft. Und dann war der Abend da, ich vergesse ihn nie!“

Wieder ging ein herbes Lächeln um ihre Lippen und mit tonloser Stimme fuhr sie langsam fort: „Ich stand auf dem Balkon, als der Wagen vorfuhr, mein Vater heraussprang und eine Dame heraushob, die er schnell in's Haus führte. An der Eingangsthür traf ich mit ihnen zusammen. ‚Viola, ach Viola, bist Du endlich da!' jauchzte ich.

Sie preßte mich fest an sich, küßte mich heiß und stürmisch und murmelte, vor Rührung halb erstickt: ‚Ruth, Ruth, mein Liebling, habe ich Dich wieder!' Und ich fühlte heiße Thränen auf meinem Gesicht. Innig küßte ich sie und warf einen scheuen Blick auf meine angebetete Freundin. Sie sah mir so fremd, so verändert aus. Entzückend schön war sie mit dem blassen Gesicht, aus dem die großen, tiefumschatteten Augen verschleiert blickten, aber sie schien mir so ernst, so würdig, so viel bestimmter und erwachsener geworden zu sein.

‚Nun, ich bin wohl ganz vergessen, kleine Ruth?' fragte meines Vaters Stimme, und ich flog ihm jubelnd an die Brust. ‚Habe ich es recht gemacht, kleine Bachstelze? Viola bleibt nun immer bei uns. Sie ist nämlich Deine Mama geworden!'

‚Meine Mama?' stammelte ich verwirrt, ‚nein, nein, das ist meine gute Mama.' Und ich wies auf ihr großes Bild. Dann in Heftigkeit ausbrechend, fügte ich sehr bestimmt hinzu: ‚Ich will keine andere Mama.'

Die Zornesader auf meines Vaters Stirn schwoll, und seine Brauen zogen sich finster zusammen. ‚Laß mich das nie wieder hören,' sagte er streng. ‚Du hast sie, die Dir so viel Liebe erwiesen, fortan als Deine Mutter zu ehren und zu lieben. Es wird Dir nicht schwer werden, wenn Du Deinen Eigensinn zu beherrschen suchst.'

‚Laß sie, Karl,' bat Viola, ‚wir werden schon miteinander einig werden, nicht wahr, Ruth?'

Aber ihre Fürsprache entfachte meine ganze Erbitterung

über das ‚falsche Spiel', welches sie, wie ich meinte, mit mir getrieben hatten. Sie heftig abwehrend, wandte ich mich der Thür zu. Ich sah noch, wie mein Vater sich ihr tröstend nahte, und flüchtete nach meinem Zimmer, um die ganze herbe Enttäuschung, den ersten bitteren Schmerz meiner elf Jahre hier auszuweinen. Ich war wohl ein albernes Ding, doch die Eifersucht, nicht mehr die Erste in meines Vaters Herzen zu sein, nicht mehr den besten Theil von Viola's Liebe beanspruchen zu können, hatte ganz von mir Besitz ergriffen. Vielleicht hätte ich dieses Gefühl allmälig durch die Güte und Geduld, mit welcher mir meine neue Mama begegnete, überwunden. Doch mein Vater liebte sie über Alles und sah mit wachsendem Unmuth mein kindisches Widerstreben. Ja, als meine Unliebenswürdigkeit gegenüber ihrem zarten Wohlwollen wieder einmal jäh durchbrach, da war mein Urtheil bei ihm gesprochen. Trotz aller Gegenvorstellungen und Bitten Viola's wurde ich einem Pensionat in Wolfenbüttel überwiesen, in dem ich bis zu meiner Einsegnung verblieb. Durch meine ganzen Jugendjahre zog sich die Bitterkeit über diesen Entschluß, von dem Viola ja unschuldige Ursache war, den sie allein mir auch durch ihre Briefe, durch ihre Sendungen zu versüßen strebte. Je mehr ich mir mit dem reifenden Verstande sagen mußte: die Schuld trägst du allein, um so härter war für mich die Thatsache, daß doch sie es war, die mir des Vaters Herz entfremdet, mir die Heimath geraubt hatte."

Ich sah das schöne Mädchen mitleidig an. Ja, ich konnte mir vorstellen, daß ihr verwöhntes, stolzes Gemüth gelitten hatte unter dem Bewußtsein, da die zweite Stelle einzunehmen, wo sie zur ersten bestimmt und berechtigt war. Sie begegnete meinem Blick und erröthete tief.

„Ich weiß nicht, wie ich Sie mit diesen Erzählungen langweilen konnte, Herr v. Poser," entschuldigte sie sich

verwirrt. „Verzeihen Sie mir. Ich bin sonst nicht gerade mittheilungsbedürftiger Natur. Aber mich überkam plötzlich das Gefühl, mich nicht immer gewaltsam in den Schatten zu stellen, nein, auch einmal etwas Licht von dem Sonnenschein zu erhaschen, welcher Viola so hell umfließt."

„Ihr Vertrauen macht mich sehr glücklich, gnädiges Fräulein," sagte ich ernst. „Darf ich doch aus ihm ersehen, daß Sie das tiefe Interesse, welches ich an Ihnen und Ihrer Familie nehme, nicht zurückweisen. Vielleicht, wenn Ihnen die Furcht kommt, mich zu wenig dafür zu kennen, beruhigt Sie das schöne Dichterwort:

‚Mit Vielen, die man möchte meiden,
Hält jahrelang man Schritt,
Und nimmt an sie dann doch beim Scheiden
Kaum ein Erinnern mit.
Oft wieder braucht's nur wenig Stunden,
Daß Menschen sich versteh'n;
Das hab' ich heut so recht empfunden,
Als Du nur kamst: zu geh'n!'"

„Ich danke Ihnen," sagte sie leise und reichte mir ihre Hand, die ich an die Lippen zog.

„Wie wurde es nun aber, als Sie erwachsen aus der Pension heimkehrten?" fragte ich nach einer Pause.

„O, das hatte sich äußerlich Alles ausgeglichen," erwiederte sie lebhafter. „Mein Vater war als Oberstlieutenant nach J. im Posenschen versetzt. Zu meinem Schrecken jedoch fand ich meinen Vater recht gealtert, verbittert, krank, welches letztere er indessen energisch bestritt. Seine Freude über unser Wiedersehen, und sein Stolz auf die erwachsene Tochter war indessen so warm und groß, daß die künstliche Eisschichte, die ich um die besseren Gefühle meines Herzens aufgebaut hatte, hinschmolz wie Schnee vor der Märzsonne. Ich hatte keinen anderen Wunsch mehr, als ihm Freude zu bereiten. In den Stunden,

die der Dienst ihm frei ließ, ritt ich mit ihm und spielte im Garten mit ihm, verbrachte so den Haupttheil des Tages in seiner Gesellschaft."

„Und Frau v. Steineck?" fragte ich erwartungsvoll.

„O, Viola war glücklich über unser Einvernehmen, das ihr erlaubte, den eigenen Beschäftigungen ungestörter nachzugehen. Sie ist sehr thätig und schaffenslustig. Sie steht dem Haushalt, dem Garten vor und leitet die ganze Wirthschaft gewandt und vorzüglich, ohne daß man viel davon ihr anmerkt. Dazwischen pflegt sie ihre Talente. Sie musizirt und singt, sie malt und dichtet wohl gar, wenn die Gelegenheit dergleichen von ihr verlangt. Sie gibt uns, was wir brauchen und verlangen, und lebt doch sozusagen ihr Leben für sich, welches sie nur mit uns theilt, wenn Feierstunden oder Gastfreundschaft es fordert. Manchmal glaube ich, sie hat die Seele einer Undine. Trotz aller Sanftmuth, aller Güte und Milde, trotz aller Selbstlosigkeit und ihres Opferwillens, den sie stets beweist, fehlt ihr das rechte Liebesgefühl, das erwärmt und beglückt. Meiner Mutter brachte sie dies heiße Gefühl als Kind entgegen, noch heute lebt die Liebe zu der Verstorbenen in ungebrochener Gluth in ihrer Seele. Aber mein Vater und ich waren auf gemäßigtere Temperatur gesetzt."

„Und war das nicht auch Ihre Schuld?"

„Die meine, ja!" gab sie freimüthig zu. „Doch mein Vater liebte sie von ganzem Herzen bis zum letzten Athemzuge. Warum nahm sie ihn, wenn sie diese Liebe nicht ganz erwiedern konnte?"

Ich sah sie fest an: „Sie war sehr jung, sehr unerfahren und sehr verlassen, als sie es that. Sind Sie sicher, ganz sicher, gnädiges Fräulein, daß verständigere Mädchen diesen Schritt heutigen Tages nicht mit viel weniger Zwang und Recht thun, als sie?"

Mit einem harten Auflachen warf sie den schönen Kopf in den Nacken: „Wie kann ich das wissen? Nicht immer wirbt Liebe um Liebe und drängt zur Ehe. Es gibt andere Beweggründe. Doch wenn Liebe wirbt, sollte man nur mit Liebe oder gar nicht antworten."

„Und wer hat Ihnen gesagt, wie Ihr Vater warb? Kann er nicht seine kleine Tochter als Köder ausgeworfen haben, der ihre Liebe die Mutter ersetzen sollte. Diese Pflicht hätte sie gewissenhaft erfüllt, wenn nicht Sie selbst sie daran gehindert hätten."

Sie sah finster vor sich hin und zog ungeduldig an ihrem langen Handschuh.

„Ich muß Ihnen noch Eines sagen, gnädiges Fräulein, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen," fuhr ich fort. „Ich bin nicht der Ansicht, daß für Mann und Weib andere Beweggründe existiren sollten, als die Liebe. Ich halte im Gegentheil andere Beweggründe vom Standpunkte der Moral für unentschuldbar. Wie viel Konflikte, wie viel Unheil würde verhütet, wenn man sich das gegenseitig zur rechten Zeit klar machte!"

Sich zum Gehen wendend, erwiederte sie mit ironischer Betonung: „Sie scheinen Idealist zu sein, Herr v. Poser, sonst müßten Sie doch wissen, daß die Liebe ein überwundener Standpunkt für die jetzige Generation ist."

„Sie kennen die Liebe nicht, gnädiges Fräulein, sonst sprächen Sie anders. O, öffnen Sie Ihre Augen, die so scharf und hell sehen können, und schauen Sie in sich und um sich. Der Eigensinn des Kindes hat Ihnen die Kindheit verdorben. Lassen Sie nicht den Starrsinn der Jungfrau Ihnen das Lebensglück rauben, und nicht Ihnen allein, sondern mit Ihnen anderen, hochbegabten Naturen zum Verhängniß werden."

Und ohne ihre Entgegnung abzuwarten, grüßte ich und ging.

4.

Es hatte den ganzen Tag geregnet, wir saßen nach Tisch im sonst unbenutzten Damenzimmer des Gasthofs. Ruth, welche sich nach unserer letzten Unterredung den ganzen gestrigen Tag kühl und fern von mir gehalten hatte und am Abend, Ermüdung vorschützend, nicht erschienen war, zeigte sich heute in bester, gehobenster Laune. Sie lächelte und scherzte, ja versuchte, ihre Stiefmutter durch Neckereien aus der elegischen Stimmung zu reißen, welche dieselbe umfangen hielt und mehr oder weniger auf uns Allen lastete.

„Wie wäre es, Otto, wenn Du mit Mama etwas sängest," wandte sie sich an Warneck.

Viola wehrte mit Kopf und Hand heftig ab: „Nein, ich bin nicht bei Stimme."

„Das bedeutet mit anderen Worten: ich habe keine Lust. Aber ich lasse mich nicht so abspeisen. Bitte, thu' es mir zu Liebe, ich bin heute melodramatisch veranlagt, kleine Mama!" Und sie sah sie mit bittenden Augen freundlich an.

„Herr v. Poser, helfen Sie mir! Mama ist nämlich stets disponirt, wenn sie will!"

„Gnädigste Frau, darf ich mich den Bitten Ihrer Fräulein Tochter anschließen; ich möchte Sie so gern hören!" sagte ich.

Sie erhob sich zögernd, durchblätterte flüchtig die Noten und sagte: „Ich werde ein kleines Lied singen, das ich kürzlich in Berlin hörte." Ihr Blick streifte Warneck. „Ich glaube, Sie kennen es auch noch nicht, es ist von Ada Christen, ganz neu, ganz modern, der Komponist unbekannt. Es heißt ‚Haltlos'."

Sie präludirte leise und setzte mit einer weichen, vollen Altstimme ein:

„Moderne Zigeuner,
Wüste Gesellen,
Vagabunden des Lebens,
Die ringen und suchen,
Doch immer vergebens!
Einsame, große Kinder
Mit halbem Wissen,
Todkrankem Herzen.
Und immer hinaus, immer weiter!
Nach außen keck, nach innen verjammert,
Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert."

Ja, die Stimme war schön, doch schöner noch der Vortrag. Die ganze leidenschaftliche Seele, die aus den bewegten Tönen, aus dem Jammerschrei der Schlußstrophe sprach, erschütterte tief:

„Den Rücken zerschlagen von der Hand,
An die sie vertrauend sich geklammert."

Ich sah zu Warneck hinüber. Er stand unbeweglich, mit gesenkten Blicken, aber es lag Qual und Pein auf seinem blassen Gesicht. Nun spähte ich zu seiner Braut hinüber. Sie saß zurückgelehnt in ihrem Sessel, seitwärts von der Sängerin, Warneck gegenüber, und musterte Beide. Ein großer Triumph schien mir aus ihren Augen zu leuchten, die Lippen lächelten leise.

Viola erhob sich. „Es ist wohl nicht Jedermanns Geschmack," kam es stockend, halb verwirrt von ihren Lippen, „doch mir gefiel es."

„Es ist ein tief empfundenes, schönes Lied," sagte ich, „und wundervoll von Ihnen erfaßt! Von wem mag es sein, klang es nicht wie Brahms, was meinen Sie, Warneck?"

„Ich weiß es nicht. Es ist ja gleichgiltig."

„Eiszapfen!" lachte Ruth, ohne seinen verwunderten Blick zu beachten. „Aber, süße Mama, laß Dich nicht

täuschen durch diese Zurückhaltung, innen war er ganz verhaltene Gluth, ich habe ihn scharf beobachtet."

„Ruth!" Maßlos befremdet sah er sie an, während er nicht hindern konnte, daß dunkle Gluth der Verlegenheit seine Wangen färbte. Auch Viola saß entgeistert und blickte mit großen Augen auf die sonst so stille, gelassene Stieftochter.

Diese aber fuhr unbeirrt fort: „Kommen Sie, Herr v. Poser, der Regen hat nachgelassen, lassen Sie uns Beide ein wenig in's Freie gehen, mir ist die Luft zu schwül hier." Und als ich noch zögernd stand: „Aber so kommen Sie doch, die beiden musikalischen Elemente musiziren wohl noch ein wenig!" Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, zog sie mich mit sich. Im Hinausgehen erhaschte ich noch die vollständig bestürzten Mienen der beiden Zurückbleibenden und folgte dann schnell dem enteilenden Mädchen, welche ihren Hut im Korridor aufgesetzt und das Mäntelchen im Weiterschreiten umgeworfen hatte.

Stumm ging ich neben ihr das Strömparterren entlang, und stumm erreichten wir den Park des Lustschlößchens Haga. Die regenschweren Bäume, von der Abendsonne flimmernd bestrahlt, der Duft der feuchten Erde, Gräser und Moose, welcher uns erfrischend entgegenschlug, ließ mich tief aufathmen nach der Schwüle der letzten Stunden, und stehenbleibend richtete ich den fragenden Blick auf meine Begleiterin, deren Wangen von dem schnellen Gange oder auch von verhaltener innerer Erregung in ungewohnten Rosen erblühten.

„Nun?" fragte sie aufschauend und etwas wie Verlegenheit sprach aus dem Blick und der Stimme.

„Ja, mein gnädiges Fräulein, das möchte ich Sie fragen. Was nun? Wollen Sie in dem Tempo weiter vorwärts stürzen oder haben Sie noch irgend einen Gewaltakt in petto?"

Sie lachte kurz auf: „So seid ihr Männer! Erst spornt ihr unsere Thatkraft an und dann tadelt ihr die Uebereilung. Wie soll man's nun machen!" Und sie riß ungeduldig nasse Blätter von den Sträuchern, daß die feuchten Tropfen der Zweige sie umsprühten.

„Das Richtige liegt wohl in der Mitte. Man soll handeln mit Ueberlegung und mit feinen Frauenfingern sanft die verwirrten Fäden lösen, nicht aber sie schroff zerreißen, weil man da leicht verletzt!" entgegnete ich.

Sie wandte mir das Antlitz voll zu und lächelte halb spöttisch, halb bedauernd: „Und sehen Sie, dazu tauge ich nicht! Ich bin ein Soldatenkind, einfach, gesund und derb, äußerlich wie innerlich. Diplomatenkünste überlasse ich den Juristen, die mit Aktenstößen in Monaten erreichen, was mir ein Handstreich im Handumdrehen gewinnt!"

Wie sie da stand, die herrliche Gestalt, da durchzuckte es mich heiß. Sie besaß keines der vielen Talente und Modespielereien, mit denen die heutige Damenerziehung zu blenden liebt, aber sie war treu, wahr, hatte das Herz auf dem rechten Fleck und Verstand und Muth, für ihr Herz einzutreten.

„Gut, Sie konnten nicht anders handeln, sagen Sie, Fräulein v. Steineck, und ich glaube Ihnen. Ihr Handeln an und für sich macht mich auch so glücklich, daß ich um das Wie dabei nicht rechten will. Aber Sie müssen sich doch ein Bild von den Folgen gemacht haben. Warneck und Frau v. Steineck blieben vollständig überrascht und bestürzt zurück."

Sie warf in der ihr eigenen trotzigen Art den Kopf in den Nacken: „Ich hoffe, sie finden vereint den Ariadnefaden aus dem Labyrinth der Irrungen," sagte sie, die Brauen zusammenziehend. Dann fügte sie schneller hinzu: „Wir wollen nicht Versteckens miteinander spielen, Herr

v. Poser. Sie wissen so gut wie ich, daß die Beiden sich lieben, daß sie für einander wie geschaffen sind!"

„Halt, Fräulein v. Steineck, da muß ich widersprechen! Ich finde allerdings, daß sie zu einander passen, ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich bei Frau v. Steineck Liebe voraussetze, die sie allerdings meisterhaft beherrscht, aber ich weiß nicht, wie Warneck fühlt. Mir kommt sogar öfters der Gedanke, daß es ihn nur reizt, sich in geistvollen Gesprächen mit der schönen, klugen Frau zu messen, während sein Herz anderweitig gefesselt bleibt."

Die Situation war doch recht peinigend für mich. Ich stand vor der Braut und sollte sie über die abirrenden Gefühle des Bräutigams aufklären, über welche ich selbst mir durchaus nicht klar war, und welche zu beleuchten ich am wenigsten mich berufen fühlen durfte.

Sie sah mich mit ruhigem Lächeln an: „Geben Sie sich keine Mühe, zu bemänteln. Offenheit ist das Einzige, was uns noch nützen kann. Warneck hat mich nie, hat stets Viola geliebt, und er hat um diese Liebe gelitten, gegen sie gekämpft, wie ein Held. Als ich aus der Pension heimkam, erkannte ich bei den ersten Zusammenkünften sein Interesse für sie. Ich begriff die Blindheit meines armen Vaters nicht, und ich haßte in manchen Augenblicken fast diese Frau, die die Liebe Aller spielend gewann, ohne selbst warm zu empfinden. Dann, als ich erkannte, wie heimlich und heiß auch sie an der verbotenen Liebe litt, steigerte sich meine Empörung gegen sie. Jeder Liebesdienst, den sie meinem kranken Vater erwies, schien mir Heuchelei, Falschheit zu sein, den der Ahnungslose für echte Münze hinnahm. Jetzt weiß ich, ich war ungerecht. Man kann herzliches Wohlwollen hegen, man kann durch Verehrung, Freundschaft und Mitleid ersetzen wollen, was man an Liebe nicht gewähren kann, ohne falsch zu sein. Ja, man wird vielleicht in doppelter Pflichterfüllung zu übertäuben

suchen, was sich doch nicht fortwischen, fortleugnen läßt. Warneck gab sich redliche Mühe, seine Leidenschaft zu besiegen. Er ist eine durchaus ehrenwerthe Natur, welche meines Vaters Vertrauen nie mit Undank gelohnt hätte. Er ist aber auch ein so fester Charakter, daß kaum das aufmerksamste Studium seine mit fester Hand niedergezwungene Liebe hätte gewahren können, wenn dieselbe nicht in Augenblicken heftiger Erregung stets von Neuem die künstlichen Dämme erzwungener Gleichgiltigkeit sprengte. Das geschieht besonders, wenn er Viola in Gefahr glaubt. Sie erkrankte vor drei Monaten in Berlin. Ich hatte es ihm kurz, ohne besondere Aengstlichkeit zu verrathen, mitgetheilt. Bereits am selben Tage, da er Morgens die Nachricht erhalten hatte, war er Abends fiebernd vor Unruhe bei uns, und kehrte erst in seine Garnison zurück, als er Viola außer aller Gefahr wußte. Doch ich habe vorgegriffen. Damals, als ich aus der Pension heimkam, theilte er seine Aufmerksamkeit unparteiisch zwischen uns Beiden und begann allmälig, wenigstens äußerlich, mich in höherem Maße auszuzeichnen, als sie. Aus ihrer Unruhe, ihrer heimlichen Angst dabei erkannte ich ihre Liebe. Und in dem Bestreben, Warneck zu unterstützen, meinem kranken Vater eine Wohlthat zu erweisen und — ich gestehe es mit Beschämung ein — auch um Viola in's Innerste zu treffen, ließ ich mir seine Huldigungen voll Entgegenkommen gefallen, ja nahm schließlich, als er damit hervortrat, seine Werbung an. Wie klein werden Sie von mir denken, Herr v. Poser. Ich bin selbst ganz beschämt, wenn ich die Motive, welche mich leiteten, jetzt betrachte. Damals indessen stand mir nur immer vor Augen, wie viel ich um Viola gelitten, wie leicht sie, die Fremde, meiner Mutter Liebe und die meine gewonnen hatte, um mir dann mühelos die erste Stelle im Herzen meines Vaters zu rauben. So fühlte ich mich in dem

Racheakt gegen sie als Verfechterin der guten Sache meines Vaters berechtigt und entschuldigt."

„Und wie kommt es, daß Sie jetzt zu einer anderen, einer richtigeren Erkenntniß gelangten?" fragte ich, ihr erregt nähertretend. „O, Fräulein Ruth, bleiben Sie offen und wahr in Ihrem schönen Freimuth, ich flehe Sie an! Wie kommt es, daß Ihnen jetzt, erst jetzt ein Verständniß und damit eine Entschuldigung für die Handlungsweise Ihrer Stiefmutter aufging?"

Eine heiße Röthe überfluthete ihr Gesicht, ein Zittern ging durch ihre mir abwehrend sich entgegenstreckenden Hände, die ich mit festem Druck ergriff, während ich innig forschend ihrem Auge zu begegnen strebte. Da sah sie mich voll an: „Darauf werde ich Ihnen antworten, wenn ich frei bin!" erwiederte sie, mit lieblicher Würde auf den Ring an ihrem Finger weisend. Tiefbewegt führte ich ihre Hände an die Lippen, und stumm, wie wir gekommen, das Herz voll stürmender Gedanken, eilten wir zurück, uns mit einem hoffnungsfreudigen „Auf Wiedersehen!" vor unseren Zimmern trennend.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden später, in denen ich mich vergebens bemüht hatte, Ruhe und Fassung in das wildbewegte Meer meiner Hoffnungen und Befürchtungen zu bringen, klopfte es an meine Thür, und Warneck trat ein. Sein verschlossenes Gesicht verrieth kein Zeichen irgend einer Erregung, aber aus der Stimme, mit welcher er mich begrüßte, tönte mir ein spröder, harter Klang entgegen.

„Ich komme, Sie um einige Aufklärung zu bitten, Herr v. Poser," sagte er, auf meine Aufforderung Platz nehmend. „Der Zufall oder ein seltsames Geschick hat Ihnen vertrauliche Einblicke in das Leben und Denken mir nahe Stehender gegeben. Sie erwähnten einmal eines Tagebuchblattes, welches Ihnen zugeflogen sei. Können

Sie mir die Versicherung geben, daß Niemand, auch nicht Fräulein v. Steineck, von dem Inhalt des Blattes erfahren hat?"

Empört fuhr ich in die Höhe. „Die Versicherung kann ich Ihnen mit meinem Ehrenwort geben, Herr Hauptmann Warneck, obgleich ich geglaubt hätte, auf mehr Vertrauen von Ihrer Seite rechnen zu dürfen."

„Ich danke Ihnen, ich habe übrigens auch nicht gezweifelt, daß — doch ich muß vor Allem Gewißheit haben. Wie erklären Sie sich den seltsamen Aufbruch Fräulein v. Steineck's heute Nachmittag?"

Sein durchdringender Blick hielt mich fest.

„Den kann ich mir sehr gut erklären, Herr Hauptmann Warneck, doch erlassen Sie mir wohl die Erläuterung; Fräulein v. Steineck hat mich ihres Vertrauens gewürdigt."

„Ah, dachte ich es doch!" Er sprang auf und ging hastig im Zimmer umher. Dann vor mir stehen bleibend, sagte er in kurzem, scharfem Ton: „Machten Sie sich klar, daß die Dame meine Braut war?"

„Das haben weder sie noch ich einen Moment außer Acht gelassen, wie Sie wohl annehmen dürfen," erwiederte ich, gleichfalls aufstehend.

Ohne seine Augen von meinem Gesicht zu lassen, forschte er weiter: „So wissen Sie also nicht, daß Fräulein v. Steineck mir unmittelbar nach Ihrem gemeinsamen Spaziergang meinen Ring zurückgab und unser Verlöbniß löste?"

Obgleich ich diese Botschaft heimlich erwartet hatte, so durchzuckte mich die Erfüllung meiner Hoffnung doch wie ein glühender Freudenblitz und trieb mir das Blut heiß in's Gesicht.

„Ah, that sie das?" entfuhr es fast jubelnd meinen Lippen, und dann, vor Erwartung zitternd: „Was gab sie als Grund an?"

Ein spöttisches Lächeln überflog momentan sein ernstes Gesicht: „Nun, was eine Frau in dem Fall als Grund vorzuschützen pflegt. Sie passe nicht zu mir, sie genüge mir nicht, ich könnte sie nicht lieben. Als ich ihr erwiederte, daß das Alles meiner Ansicht nach nicht zuträfe, bekannte sie Farbe und erklärte mir, daß sie einen Anderen liebe, wie ich ja auch eine Andere liebe. Wir sollten uns doch Beide nicht unglücklich machen durch eigensinniges Festhalten an thörichten Vorurtheilen. Daraufhin gab ich ihr selbstredend Wort und Ring zurück und kam zu Ihnen, um mich zu unterrichten, in wie weit Sie mit dieser Erkenntniß in Zusammenhang zu bringen sind."

Er setzte sich wieder und wartete gelassen auf meine Antwort.

Ich blickte rathlos in dies unbewegte, kalte Gesicht, vor dem jedes lebende Liebesgefühl zu Eis erstarrte. Und dieser Mann sollte gluthvoll lieben können, sollte eine Frau wie Viola v. Steineck jahrelang hoffnungslos ersehnt haben, um dann, da ihm der endliche Besitz derselben in greifbare Nähe gerückt ist, so klug und kühl über das Für und Wider, das sich diesem Wunsche entgegenstellte, nachzudenken? Die schöne Frau mit der heißen Seele fiel mir ein. Ich sah sie wieder vor mir im Mondlicht der Winternacht, ich gedachte jenes mir zugeflogenen Blättchens, und ich hörte die wundersame Stimme wieder klagen:

„Einsame, große Kinder
Mit halbem Wissen,
Todkrankem Herzen."

Ein tiefes Mitgefühl erfüllte mich. Wohlan, um ihretwegen wollte ich es wagen, mit der Wünschelruthe an den Fels zu schlagen, vielleicht, daß er sich diesem Sesam öffnete mit seinen Schätzen. So begann ich denn, mich ihm gegenübersetzend, mit bewegter Stimme: „Sie wollen wissen,

in wie weit ich mit Fräulein v. Steineck's Entschluß in Verbindung zu bringen bin. Verzeihen Sie, wenn ich zu näherem Verständniß ein wenig weit ausholen muß. Als ich das Glück hatte, Sie kennen zu lernen, erfüllte mich lebhaftes Interesse für Sie, das sich steigerte, nachdem ich in Ihnen einen Verwandten jener mir durch einen Zufall bekannt gewordenen Frau entdeckte, in deren Seele ich, ungeahnt und unbemerkt von ihr, einen tiefen Blick gethan hatte."

Zu meiner Genugthuung sah ich, wie bei diesen Worten die Gelassenheit Warneck's einer forschenden Unruhe wich.

Mit größerer innerer Sicherheit fuhr ich fort: „Ich lernte dann diese Frau kennen, deren äußere wie innere Vorzüge mich begeisterten, wie man den Stern bewundert und verehrt, der Einem unerreichbar ist. Denn ich wußte es bereits und sah es durch das scharfsichtige Glas dieses Wissens nun selbst, daß ihre ganze Seele Ihnen gehörte. Naturgemäß richtete sich meine Beobachtung auf Sie, der bereits gebunden war, und mir schien es, als ob auch Sie in Ihrem Inneren nicht unberührt geblieben seien, daß auch Sie, vielleicht ohne es zu wissen oder zu wollen, niemand Anderes liebten, als Frau v. Steineck, während Ruth und Sie nicht zu einander paßten; Sie verstehen sich gar nicht, würden sich gegenseitig nur unglücklich machen. Ruth gehört zu jenen schönen Frauen, die von Jugend auf gewöhnt sind, nur an sich selbst zu denken, die immer Ansprüche machen, welche ihnen erfüllt werden, weil ihre Jugend, ihre Schönheit und die naive Selbstsucht, mit der sie stets fordern, es als selbstverständlich erscheinen lassen, ihre Wünsche zu erfüllen. Solche Frauen werden, wenn sie dabei offen, gerade und wahr sind, von uns Männern am meisten geliebt, denn ihre Schönheit mit dem Lieblingsgeschenk der Götter, der heiteren Anmuth, zwingt uns in ihren Bann. Wir sind so gewohnt, sie

umhegt und verzärtelt zu sehen, daß es uns als Pflicht erscheint, jeden Dorn aus ihrem Wege zu räumen. Auf solche Art haben Sie sich in den Bann Ruth's begeben, ohne sie zu lieben, und da Sie sie nicht lieben, so liebt Ruth Sie auch nicht, denn sie gehört zu jenen Naturen, die zwar heiße Gefühle aufrichtig und warm erwiedern können, die aber infolge ihres Stolzes nie im Stande sind, unerwiedert zu lieben.

Ein Zufall brachte mich eines Vormittags mit Ruth zusammen, als sie gegen ihre Gewohnheit allein und träumerisch gestimmt war. Ich gesellte mich zu ihr, zeigte Interesse an ihrem Ergehen und Leben. Da wurde sie allmälig wärmer, ging aus ihrer Zurückhaltung hervor und ließ mich dabei eine Bitterkeit der Seele gegen die ihr Nächsten errathen, die mich betroffen und besorgt machte für das Geschick aller Betheiligten. In bester Absicht nahm ich die Frau gegen des Mädchens Angriffe in Schutz und fügte dieser Vertheidigung die ernste Mahnung hinzu, nicht blind an der nächsten Umgebung vorüberzugehen, sondern mit sehenden Augen und fühlendem Herzen deren Leiden zu erkennen zu suchen, darnach aber zu urtheilen und zu handeln. Aus dieser Mahnung entsprang die rasche That, welche Sie überraschte, mich aber mit aufrichtigem Glück erfüllt, denn ich liebe Ruth, und durch meine Liebe, die sie, wie ich aus Ihrem Bericht erhoffe, erwiedert, wird sie zu einem herrlichen Weibe werden, das seinen Stolz und seine Selbstsucht überwindet.

Ich kann nichts mehr hinzufügen, Warneck. Aber ich will Ihnen jenes Tagebuchblatt geben; lesen Sie es und bringen Sie es seiner Eigenthümerin zurück."

Einen Augenblick athemloser Spannung saß er noch unbeweglich, dann wandte er mir das Gesicht zu. Es war sehr bleich, aber ein wunderbares Leuchten strahlte aus den tiefen Augen.

„Geben Sie es!“ stieß er mit erstickter Stimme hervor.

Während ich am Schreibtisch darnach suchte, trat er hinter mich und fuhr leise, wie zu sich selbst sprechend, fort: „Wenn ich Ihren Beobachtungen doch trauen dürfte! Sie ahnen nicht, was ich litt und leide unter den schweren Zweifeln, daß meine übermächtige Leidenschaft für diese Frau einem gleichen Gefühl bei ihr nicht begegnen kann! Vielleicht ist ihre bewegliche Seele eines ernsten, nachhaltigen Eindrucks gar nicht fähig. Der sprunghafte Wechsel von Wärme zur Kälte, der mich so oft ganz unvermittelt verletzt, erfüllt mich mit der bangen Sorge, daß diese Impulsen unterworfene Natur mir nicht voll erwiedern kann, was ich ihr entgegenbringe. Und das ertrüge ich nicht! Alles oder nichts, ist mein Wahlspruch!“

„Diese Sorge ist unnütz,“ entgegnete ich, ihm das Tagebuchblatt reichend, „denn jener Sie fremd berührende Wechsel entspringt in der Hauptsache nur den äußeren Verhältnissen, die sich im Gegensatz zu den inneren Neigungen befanden. Frau Viola ist tief, wie das Meer. Auf dem Grunde ihrer Seele ruht unverrückt und fest, was sie dort geborgen, mögen auch Stürme die Oberfläche kräuseln, bewegen und erschüttern. Lesen Sie das Blatt, es wird Sie befriedigen!“

Da schloß er mich innig mit einem bewegten Dank in die Arme und eilte nach seinem Zimmer. Ich aber ließ mich bei meinem stolzen, tapferen Mädchen melden und wurde gleich vorgelassen. Sie stand allein in der Mitte des Zimmers, in ähnlicher Haltung, wie ich sie zuerst auf dem Bilde bei Warneck geschaut. Ihr schönes Gesicht blickte mir stolz und glücklich und in diesem Glücke so bezaubernd entgegen.

„Ruth,“ rief ich und breitete die Arme aus.

„Mein Haus!“ erwiederte sie innig und lehnte den Kopf vertrauend an meine Brust.

Papst Leo XIII.

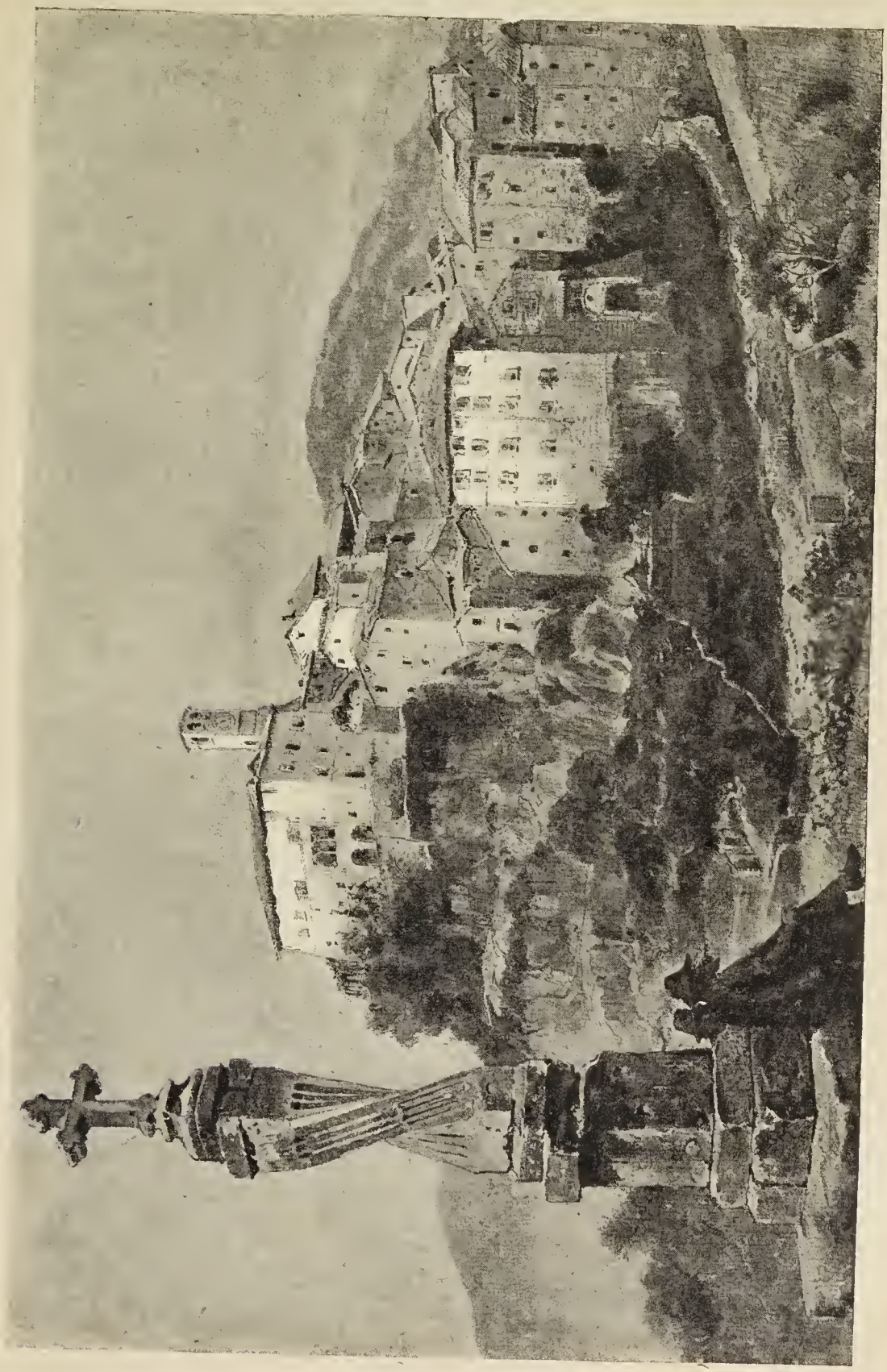
Biographische Skizze von **Hans Scharwerker.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die alte Redensart: „Er war in Rom und hat den Papst nicht gesehen," welche bedeutet, daß man bei einem Unternehmen seinen eigentlichen Zweck verfehlt und die Hauptsache versäumt hat, kann heutzutage nicht mehr gelten. Einst freilich war es leicht, den Papst zu erblicken, man brauchte nur einer der großen Feierlichkeiten beizuwohnen, wie sie zum Beispiel in der Osterwoche in der Peterskirche zu Rom stattfinden; auch Privataudienzen bei dem Oberhaupte der katholischen Christenheit wurden ohne besondere Umstände bewilligt. Aber seit Rom die Hauptstadt des geeinigten Königreiches Italien geworden und der Kirchenstaat aufgehoben ist, zeigt sich der Papst nicht mehr in der Oeffentlichkeit, und wer nicht zu einem Pilgerzuge gehört, wird kaum Gelegenheit finden, den heiligen Vater von Angesicht zu Angesicht zu erblicken. Von hundert Romreisenden hat heutzutage vielleicht einer diesen Vorzug gehabt. Auch Sprichwörter haben eben nur zeitliche Giltigkeit und verlieren diese mit dem Wechsel der Verhältnisse.

In den letzten Jahren ist die Abschließung des Papstes von der Außenwelt noch strenger geworden, als vorher,



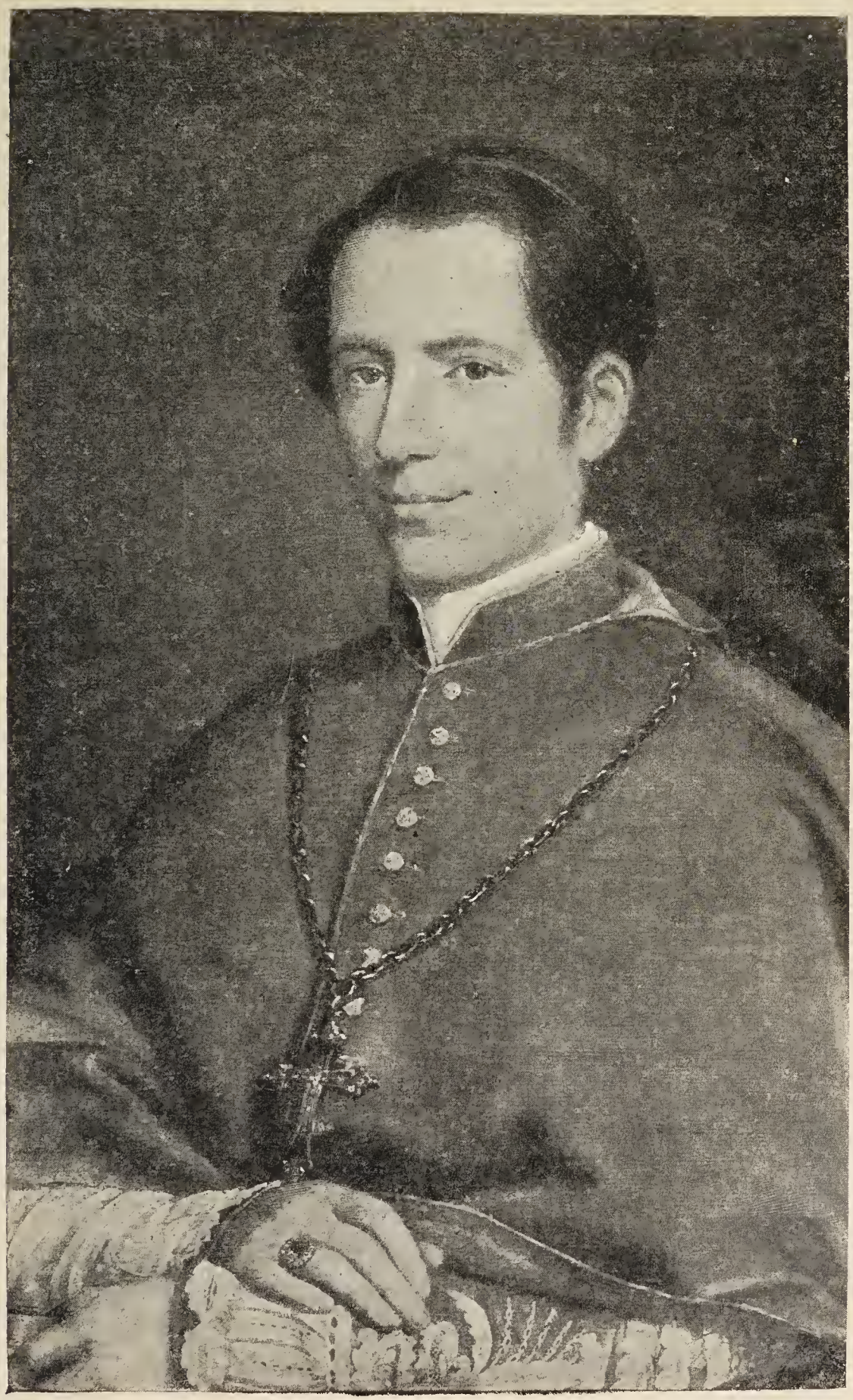
Ansicht von Carpineto.

denn Leo XIII., der auf dem Stuhle Petri sitzt, ist ein Greis von 86 Jahren, der trotz seiner zeitweiligen Schwäche den ganzen Tag thätig ist und gewöhnlich nur bevorzugte Personen empfängt, da er mit Zeit und Kräften zu geizen hat. Unter seinem Pontifikate ist das Ansehen und die Macht des Papstthums in hohem Grade gestiegen, und der älteste der gegenwärtig lebenden Fürsten darf, wenn seine Herrschaft auch eine rein geistliche ist, und sein irdisches Reich (der Vatikan mit seinen Gärten) nur einen Umfang von kaum vier Quadratkilometer hat, doch als eine der mächtigsten, bedeutendsten und interessantesten Persönlichkeiten gelten. Ihn gesehen zu haben, ist eine besondere Gunst der Umstände.

Wenn wir im Nachfolgenden im Stande sind, unsere Leser in Wort und Bild in die zum Theil niemals von einem profanen Fuße betretenen Privatgemächer des Papstes zu führen, so verdanken wir dies dem Umstande, daß kürzlich zum ersten Male von diesen Gemächern Photographien genommen worden sind. Mit besonderer Erlaubniß Leo's XIII. hat der seither verstorbene Kämmerer T. Hamilton Wood die Bilder angefertigt und zur Veröffentlichung freigegeben. Wir machen uns diese günstige Gelegenheit im Interesse unserer Leser zu Nutze.

Papst Leo XIII. heißt bekanntlich mit seinem eigentlichen Namen Joachim Pecci und wurde am 2. März 1810 in einer wohlhabenden Familie zu Carpineto im Volskergebirge geboren. In der gesunden Luft der Berge, bei einfacher Lebensweise und fleißiger Körperbewegung legte er auch den Grund zu jener zähen, eisenfesten Konstitution, die ihn noch heute trotz der natürlichen Beschwerden seines hohen Alters in so bewunderungswürdiger Weise aufrecht erhält.

Er ward im Collegio romano für die geistliche Laufbahn erzogen, trat nach dreijährigem Besuch der Accademia



Porträt Leo's XIII. als Erzbischof.

ecclesiastica in die Prälatur ein und wurde bereits 1837 von Gregor XVI. zum päpstlichen Hausprälaten ernannt. Seine außerordentlichen Fähigkeiten förderten ihn rasch. Nachdem er 1843 zum Erzbischof in partibus infidelium (in den Ländern der Ungläubigen, d. h. ohne Bisthum) präkonisirt worden war, sandte man ihn als Nuntius nach Brüssel, wo der erst 33jährige Prälat im Sinne der Kirche in höchst gewandter Weise und mit erstaunlichem diplomatischem Geschick wirkte. Er war damals eine schlanke, hochgewachsene Gestalt mit breiten Schultern, dunklem Haar und weichen freundlichen Zügen; um seinen Mund schwebte bereits ein Anflug jenes Lächelns, das die charakteristischen Züge des Papstes so auffallend macht.

Im Jahre 1846 erhielt Erzbischof Pecci das Bisthum Perugia, das er vortrefflich verwaltete, 1863 die Ernennung zum Kardinal, im November 1877 wurde er nach Rom berufen und ihm von Pius IX. das Amt eines päpstlichen Kämmerers übertragen. Er leitete nach Pius IX. Tode die Geschäfte der Kurie und wurde nach anderthalbtägigem Konklave am 20. Februar 1878 vom Kardinalskollegium zum Papste erwählt. Als solcher nannte er sich Leo XIII.

Der Weltreisende Eugen Wolf, welcher bei seiner Rückkehr aus Ostafrika zur Privataudienz beim heiligen Vater zugelassen wurde, entwirft von ihm folgende Beschreibung:

„Ein weißes Atlaßkäppchen, unter welchem die Silberlocken hervorquellen, bedeckt das Hinterhaupt des mächtigen Kirchenfürsten; der magere Körper ist in einen weißen, weichen, wollenen Webstoff gekleidet, ein eigenartiges Fabrikat, das jedenfalls besonders für den heiligen Vater hergestellt wird. Die weißen, fast durchsichtig zarten Hände waren mit weißen, feinwollenen Halbhandschuhen bedeckt, die Füße mit warmen wollenen Strümpfen; die Pantoffeln waren aus rothem Sammet mit einfacher Goldstickerei. Um den Hals trug der Papst an kostbarer Kette ein wunderbares,

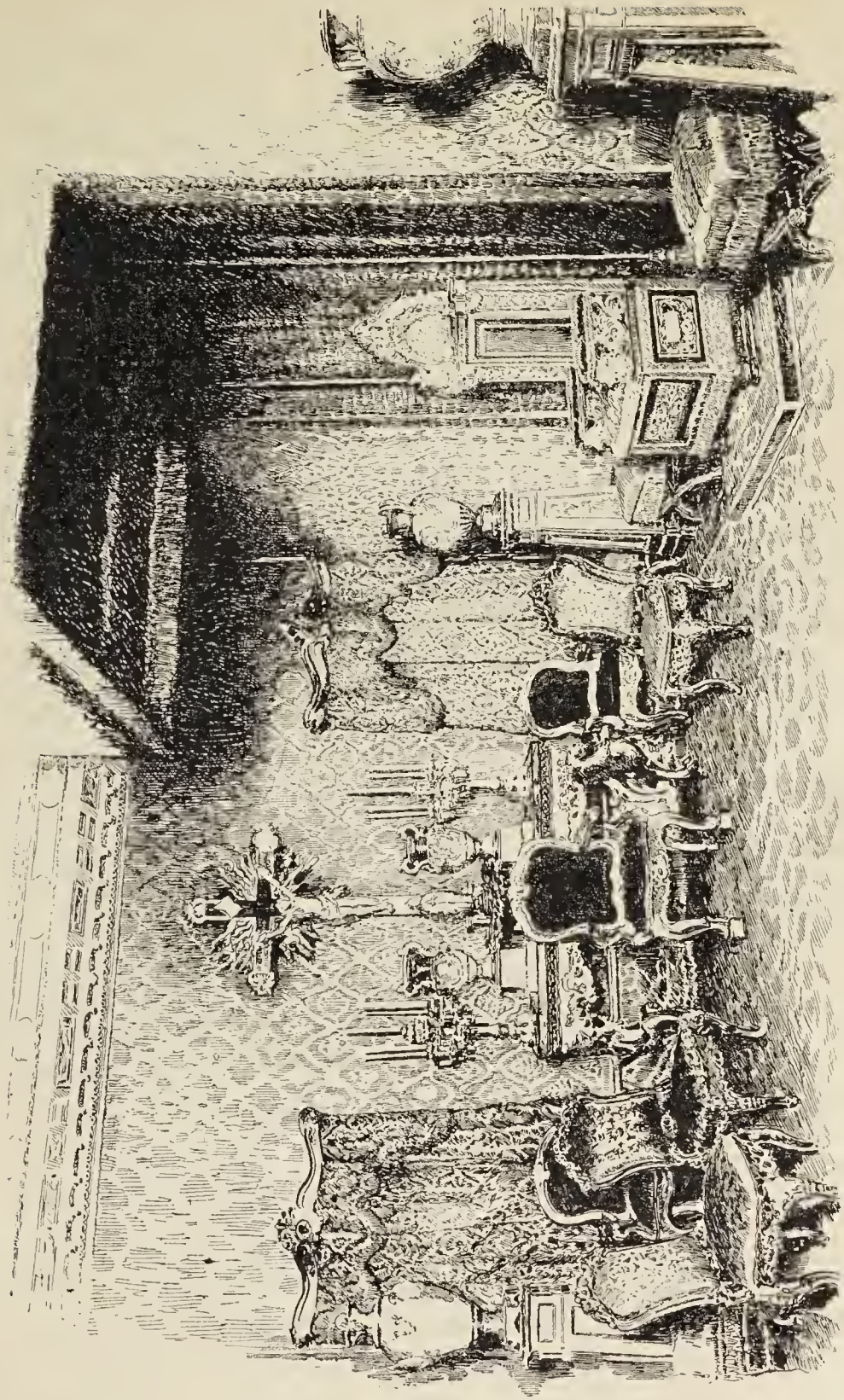
Leo XIII.

reich mit ausgesuchten Edelsteinen besetztes Kreuz, am Zeigefinger der rechten Hand den päpstlichen Fischerring*) mit einem Capuchonsmaragd von der Größe einer kleinen Wallnuß, ringsum mit alten brasilianischen Diamanten vom reinsten Wasser besetzt. Aus der weißen Atlaßschärpe, welche der heilige Vater um die Hüften trug, sah ein kleines Stück einer goldenen Miniaturschnupftabaksdose hervor, aus welcher der Papst im Laufe des Gespräches ab und zu ein Prischen nahm.

Auf der rothsammetenen Etagère hinter dem Sessel Seiner Heiligkeit lagen viele Pergamente, Bittschriften, Zeitungen u. s. w.; eine elektrische Klingel mit birnförmigem Elfenbeingriff war zur Linken des päpstlichen Sitzes angebracht. Dem Papste sieht man die Stubenluft deutlich im Gesichte an. Die silberweißen Locken fallen auf das bleiche, fast durchsichtige, abgemagerte Gesicht herab; scharf steht die kühn entwickelte Nase heraus, auch die Ohren sind ganz weiß und durchsichtig. Wenn aber auch der Körper schwach ist, so ist doch der Geist des Papstes noch mächtig. Die kleinen, braunen Augen sind lebhaft und ununterbrochen in Thätigkeit. Während sie im gewöhnlichen Gesprächsthema mit warmer Milde und theilnahmsvoll auf den Sprechenden blicken, werden sie plötzlich lebhaft, feurig, beinahe sprühend, sobald ein den Papst besonders interessirendes Thema berührt wird. Der Papst erscheint dann um ein Menschenalter jünger. Die edle, ich möchte fast sagen verklärte Gestalt des greisen Oberhauptes der katholischen Kirche erfüllte mich mit einer heiligen Achtung."

Die hier geschilderte Audienz fand in dem kleinen, mit rothen Damastmöbeln sehr bescheiden ausgestatteten Wohn-

*) Der Fischerring eines jeden Papstes wird bei seinem Tode durch den ältesten anwesenden Kardinal in Gegenwart der anderen Kardinäle mit Hammerschlägen zertrümmert und für den neuen Papst auch ein neuer Fischerring angefertigt.



Empfangszimmer für besondere Privataudienzen.

zimmer des Papstes statt. Gewöhnlich werden Einzelaudienzen in dem besonders dazu bestimmten Zimmer, Kollektivaudienzen im Thronsaal gegeben.

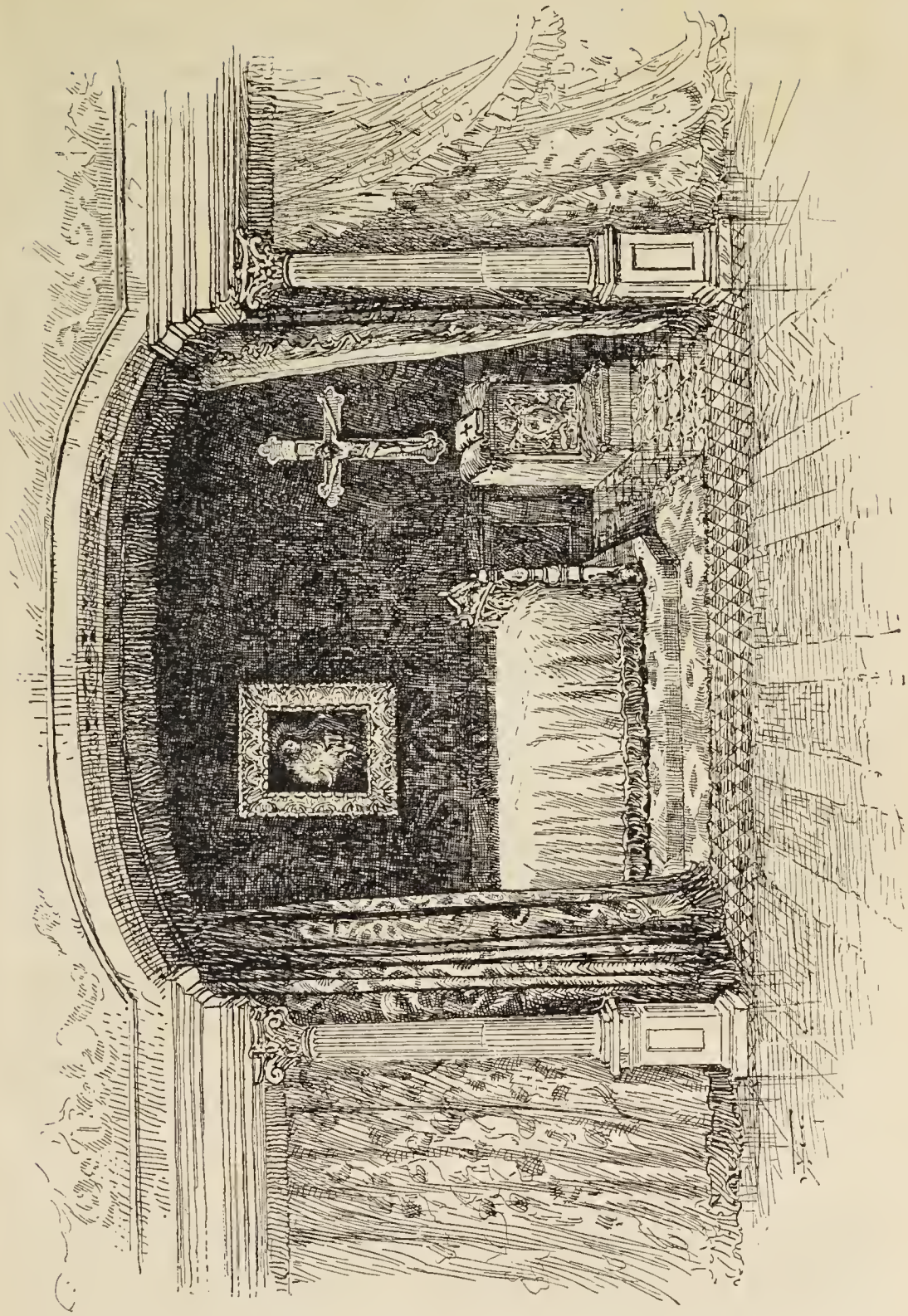
In dem ungeheuren päpstlichen Palaste, dem Vatikan, der mit seinen etwa 11,000 Räumen, Zimmern, Sälen, Gängen, Treppen, Vorhallen, Kapellen u. s. w. eine kleine Stadt für sich darstellt, sowie in den weiten dazu gehörigen Höfen, Gärten und Parkanlagen ist der Papst souveräner Herrscher. Er hat daselbst seine Staatssekretäre, Untersekretäre, seinen Hofstaat, Gesandte, zahlreiche Beamte und dann seine Leibwache, und die Etikette ist ziemlich streng, das Ceremoniell genau bis in's Kleinste vorgeschrieben.

Leo XIII. verläßt, wie sein Vorgänger, nach der Besitzergreifung Roms durch die Italiener die Grenzen des Vatikans niemals. Nur einigemale hat er die mit dem Vatikan verbundene Peterskirche betreten, doch geschah es bei verschlossenen Thüren.

Ein großer Theil des Vatikans, jener, in dem sich die unschätzbaren Kunstsammlungen befinden, dazu die Sixtinische Kapelle, die Bibliothek u. s. w. sind dem Publikum geöffnet, die Theile aber, die der Papst bewohnt, und die dazu gehörigen Kapellen und Repräsentationsräume bleiben für Jedermann, der nicht zur Audienz zugelassen ist, verschlossen.

Innerhalb dieses seines Reiches führt Leo XIII. ein arbeitsames Leben, und sein Tag ist von Morgen bis Abend streng eingetheilt. Im Winter wie im Sommer steht er trotz seines hohen Alters gewöhnlich schon um 6 Uhr auf. Häufig genug kommt es auch vor, daß, wenn sein Kammerdiener, Pio Centra, in das Schlafzimmer eintritt, um ihn zu wecken, er bereits aufgestanden ist, denn Leo XIII. pflegt, was bei seinem Alter nicht Wunder nehmen kann, selten länger als vier bis fünf Stunden hintereinander zu schlafen.

Darauf begibt sich der Papst in seine Privatkapelle, um dort eine Messe zu lesen. Pio Centra dient ihm dabei als Ministrant. An Sonn- und Festtagen jedoch liest der Papst Messe in einer gleichfalls kleinen, aber doch die



Schlafzimmer des Papstes.

Privatkapelle an Größe bedeutend übertreffenden anderen Kapelle, deren Thür sich nach einem Vorraum öffnet, in welchem eine Anzahl Personen aus dem päpstlichen Haushalte der heiligen Handlung beiwohnen kann. Auch Fremde

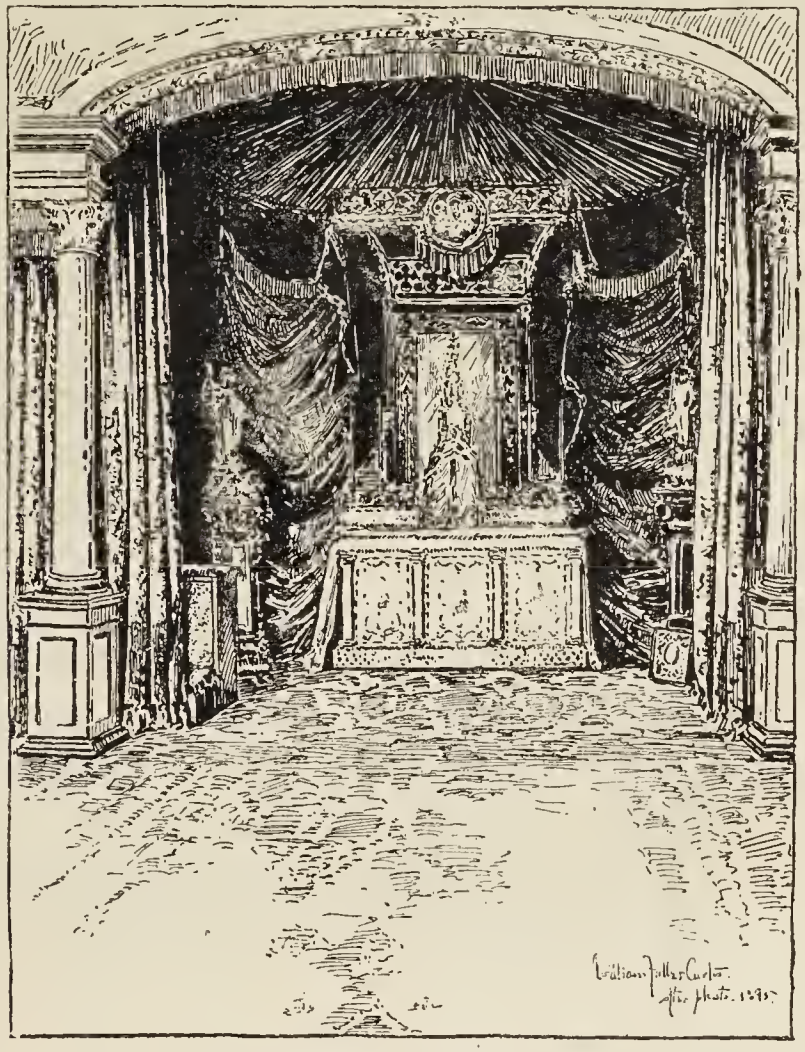
werden dort auf besonderes Ansuchen zugelassen. Sie haben sich zu dem Zwecke an den Kämmerer zu wenden; doch werden eines solchen Vorzuges naturgemäß nur sehr vornehme Fremde theilhaftig. Häufig ertheilt der Papst den bei der Messe Anwesenden eigenhändig die Kommunion.

Nach der Morgenmesse trinkt er eine Tasse Kaffee mit Ziegenmilch (zu dem Zwecke wird eine Anzahl Ziegen in den vatikanischen Gärten gehalten), und um 8 Uhr setzt er sich an seinen Arbeitstisch. Er liest zuerst die römischen und auswärtigen Zeitungen und streicht mit Rothstift die Artikel an, welche er beantwortet haben will. Manchmal diktirt er diese Antworten selbst, und das Manuskript geht dann sofort an die amtliche päpstliche Zeitung, den „Osservatore Romano" ab, die vom Staatssekretär, dem Kardinal Rampolla, geleitet wird. Das Zeitungslesen dauert gewöhnlich zwei Stunden. Um 10 Uhr nimmt der Papst seine erste Mahlzeit ein, bestehend aus zwei Setzeiern, einer Hühnerbrust, etwas frischem Obst oder eingemachten Früchten. Dazu trinkt er ein Glas leichten Frascatiweins. Nach diesem einfachen Frühstück beginnen die Audienzen. Zuerst erscheint der Staatssekretär, je nach den Umständen auch der Präfekt der päpstlichen Paläste, die Sekretäre, die Kardinäle, die an der Spitze der verschiedenen Kongregationen stehen, Bischöfe, Gesandte, Fürstlichkeiten u. s. w. In dem Vorzimmer geht es dann ziemlich lebhaft zu. Dort liegt auch die Audienzenliste aus, welche die Reihenfolge bestimmt, in der Jeder einzutreten hat.

Beim Empfange regierender Fürsten, der Thronfolger befreundeter Staaten und ähnlicher Herrschaften geht es mit ganz besonderem Pomp her. Solche Empfänge finden im Thronsaal statt, und der Papst sitzt dann dort, angethan mit der Tiara und allen Abzeichen seiner Würde auf dem mit rothem Sammet überzogenen Sessel unter einem Baldachin. Der Teppich, auf dem die kleine Bühne,

welche den Thron trägt, steht, ist ein Geschenk Spaniens. Als Kaiser Wilhelm II. den Papst besuchte, gab dieser selbst die besonderen Anweisungen für die Ausstattung des Thronsaales und das Ceremoniell.

Da das Gefolge des Besuchers bei solchen Gelegen-



Privatkapelle des Papstes.

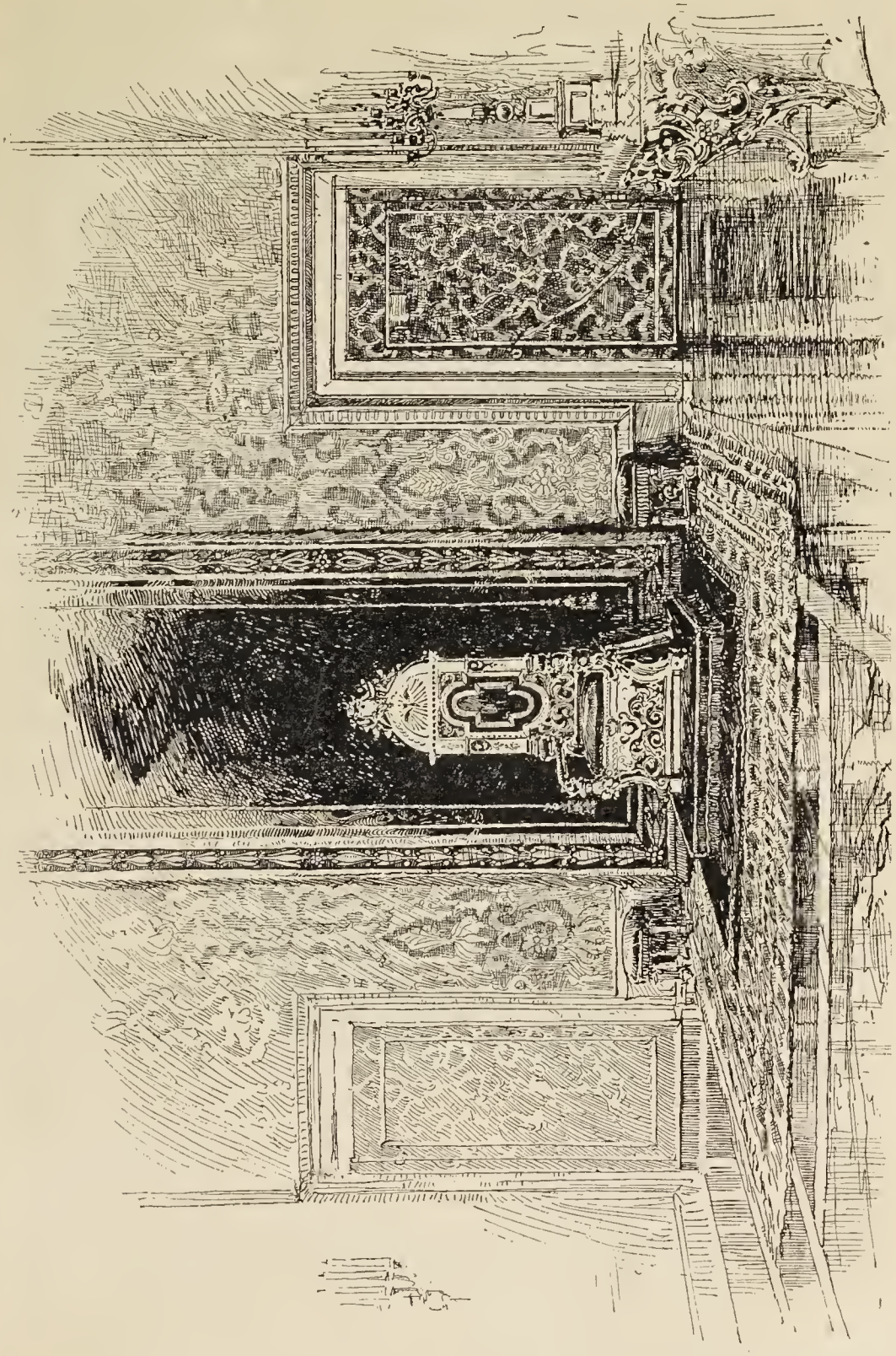
heiten mit in den Thronsaal eintritt, so begibt sich der Papst nach Austauschung der ersten Begrüßungen gewöhnlich mit seinem hohen Gaste in das kleinere, oben bereits erwähnte und abgebildete Zimmer für besondere Privataudienzen, das ebenfalls einen Thron mit Baldachin enthält. Dort findet dann der vertraulichere Meinungsaustausch statt.

Die mit solchen Audienzen verbundene Anstrengung erträgt der Papst in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise, doch macht sich, besonders im Sommer, die Ermüdung natürlicherweise stark geltend, und Leo XIII. zieht sich gegen 1 Uhr, um welche Zeit gewöhnlich Alles erledigt ist, in ein kleines Nebenzimmer zurück, um dort Mittagsruhe zu halten. Das kleine Gemach enthält nur ein Kanapee und einen alten Armstuhl mit sogenannten „Ohren", es hat ein großes helles Fenster, das nicht verdunkelt wird. Trotzdem schläft der Papst vortrefflich. Die Mittagsruhe wird jedoch niemals über eine Stunde ausgedehnt, denn um 2 Uhr findet das Mittagsmahl statt, das an Einfachheit dem Frühstück gleicht.

Nach der Mahlzeit ergeht sich der Papst im Park und Garten. Früher geschah dies meist zu Fuß, und er versäumte nie, dem Obst- und Gemüsegarten einen Besuch abzustatten, dessen Pflege ihm sehr am Herzen lag. Auch war er ein Freund des Vogelfanges. Er pflegte in einem kleinen Jagdpavillon zu sitzen, um welchen rings Netze gezogen waren. In diese gehen, angelockt durch Lockvögel, die befiederten Sänger, und der Jäger im Häuschen hat nur aufzumerken, daß er zur rechten Zeit das Netz zuzieht. Jetzt hat der Papst wegen seines hohen Alters und seiner Neigung zu Erkältungen diesem Vergnügen entsagen müssen.

Ueberhaupt geht er nur noch wenig. Eine Sänfte, die er innerhalb des Vatikans besteigt, bringt ihn in den Garten hinunter. Sobald der Papst das Vorzimmer, das zu seinen Privatgemächern führt, verlassen hat, schließt der dienstthuende Monsignore die Thür ab und steckt den Schlüssel in die Tasche. Der Kammerherr begleitet auch den Papst auf dem ganzen Wege durch die Gärten und öffnet ihm die Thür wieder, wenn er zurückkehrt.

Die Sänfte wird über die Scala Nobili in das untere



Thronsaal.

Stockwerk hinabgetragen und durch die Bibliothek und das Wachtzimmer der Schweizer an den Museumseingang, wo ein Wagen bereit steht, der den Papst aufnimmt. Ist es

kühl, so trägt der Papst über der weißen Soutane noch die rothsammetene „Mozzetta" mit weißem Pelzbesatz (wie auf unserem Bild) und darüber einen rothen Purpurmantel, der mit einer goldenen Schnur befestigt wird.

Ein Offizier und zwei Mann von der Nobelgarde reiten neben seinem Wagen her. Will der Papst an einer schönen Stelle aussteigen und ein wenig gehen, so springt der Offizier vom Pferde und öffnet ihm den Schlag. Leo XIII. liebt es, sich während dieser Spazierfahrten mit seinem Architekten Vespigniani über bauliche Neuerungen, oder mit dem Gartendirektor, Cavaliere Cesare Balzani, über Verbesserungen im Obstbau zu unterhalten. Im Jahre 1893 hat er sich am Torrione, dem alten, runden von Leo IV. (847 bis 855) erbauten Thurme einen Pavillon errichten lassen, den er im folgenden Jahre erweiterte. Während des Hochsommers, wenn die Hitze groß ist, begibt er sich sofort nach der Morgenmesse dorthin, erledigt daselbst alle Geschäfte und Audienzen und kehrt erst am Abend in den Vatikan zurück.

Für gewöhnlich aber finden die Ausfahrten gegen 5 Uhr Nachmittags ihr Ende, und dann nimmt der Papst seine Hauptmahlzeit ein, die zugleich die letzte des Tages ist. Es gibt Suppe, ein Fleischgericht, Gemüse, Salat, Obst und ein Glas Frascati. Nach Vorschrift der Etikette speist der Papst stets allein, anwesend ist nur das bedienende und aufwartende Personal. Der Leibkoch trägt die Speisen aus der im Erdgeschoß gelegenen Küche in das Vorzimmer des Speisezimmers im ersten Stock, wo sie ihm der Unterküchenmeister abnimmt, sie in's Speisezimmer trägt und dort dem Oberküchenmeister übergibt. Zur Rechten des Tisches steht der Truchseß und bei feierlichen Gelegenheiten auch der Mundschenk — Beide in Frack und weißer Binde. Der Speisetisch ist viereckig und mit einer kostbaren rothen Damastdecke bedeckt, über welcher das weiße,

von Nonnen gestickte Tischtuch ausgebreitet liegt. Der Papst sitzt auf einem Lehnsessel, seine Füße ruhen auf einem Schemel. Das Tafelgeräth besteht aus Silber, die Salzfäßchen aus Gold, die Teller sind von kostbarem

Mittagsruhezimmer.

weißen Porzellan. Vor Beginn spricht der Papst ein Gebet, nach Schluß der Tafel eine Danksagung, auf welche die Anwesenden mit Amen antworten.

Dann zieht Leo XIII. sich in sein Studirzimmer zurück, ruht etwas aus und beginnt dann auf's Neue zu arbeiten. In diesen Abendstunden wird oft genug noch das Wich-

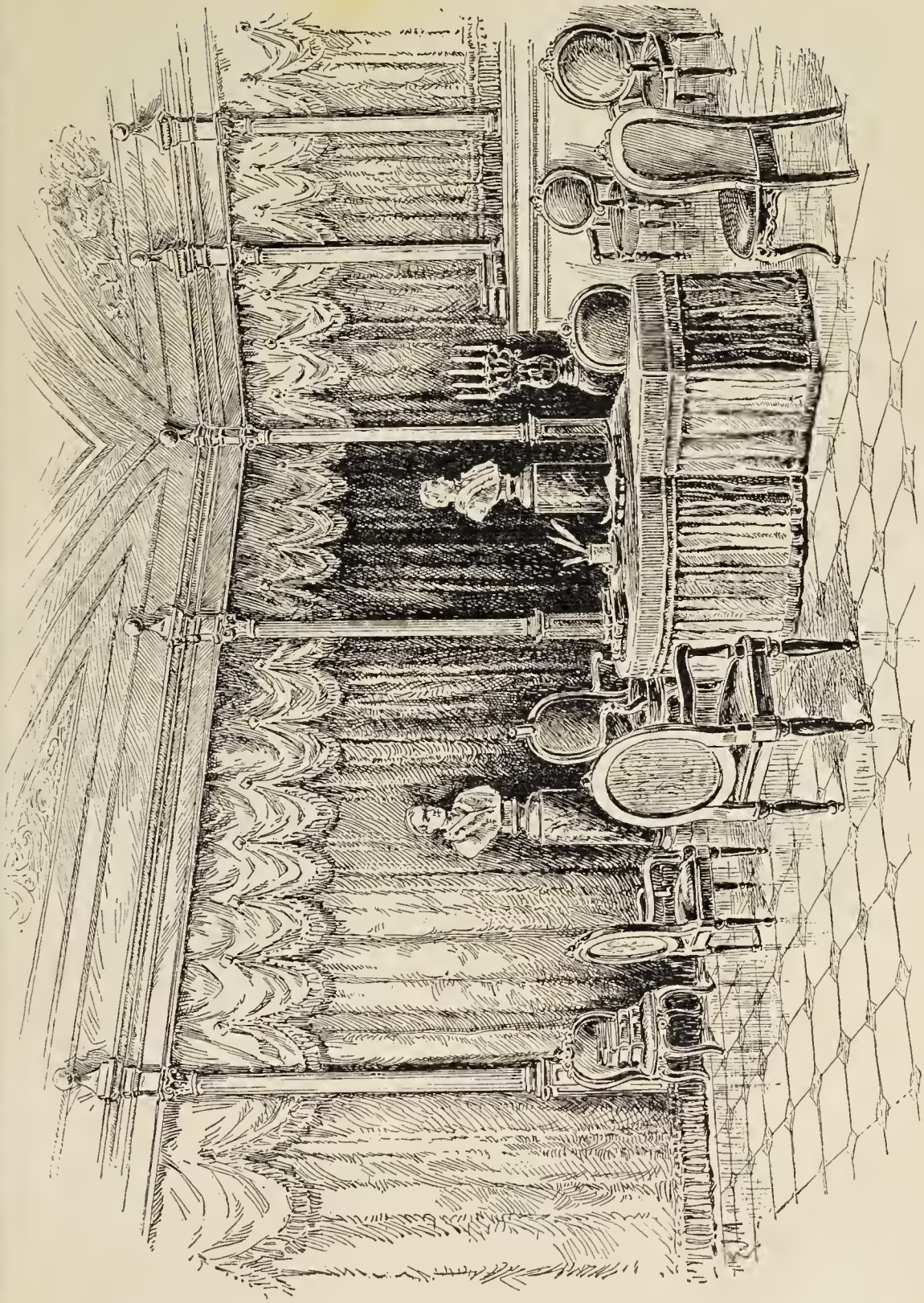
tigste erledigt, da dann keine Störung mehr zu befürchten ist. Leo XIII. empfängt nochmals den Staatssekretär, der ihm die diplomatische Korrespondenz vorlegt, und diktirt ihm, wenn nöthig, selbst die Antwort. Denn der Papst ist in der Sprache der Diplomatie wohlbewandert, er hat sie in all' ihren Wendungen und Feinheiten an den verschiedenen Höfen Europas, lange ehe er Papst wurde, studirt und sich zu eigen gemacht.

Ist Kardinal Rampolla gegangen, so erledigt Leo XIII. seine Privatkorrespondenz, legt die Arbeit für die Sekretäre für den nächsten Tag zurecht, liest oder macht zu seinem Vergnügen lateinische Gedichte. Er ist ein ausgezeichneter lateinischer Stylist.

Im Sommer, wenn es sehr heiß ist, arbeitet er anstatt im Studirzimmer in der größeren, luftigeren und kühleren Privatbibliothek. An den Wänden dieses Raumes ziehen sich große Büchergestelle aus einem kostbaren, gelben, aus Brasilien stammenden Holze hin, die mit Vorhängen versehen sind. Der Fußboden besteht aus Marmor, auch schmücken Marmorsäulen, auf denen die Büsten früherer Päpste stehen, den Raum.

Etwa um 10 Uhr Abends erlöschen die Lichter im Vatikan, der Papst zieht sich in sein Schlafzimmer zurück, verrichtet seine Abendandacht und legt sich zu Bett. Die Bettstelle steht in einer Nische, welche außerdem noch einen Betstuhl, ein Kruzifix, einen kleinen Schreibtisch, einen Stuhl und an der Wand ein kostbar eingerahmtes Marienbild enthält. Die Nische kann durch einen schweren Vorhang ganz geschlossen werden.

Im ganzen Vatikan befindet sich kein Ofen noch irgend eine andere Heizvorrichtung, als hier und da ein Kamin. Leo XIII. läßt aber niemals Feuer darin anzünden, er erwärmt sich nur an den Sonnenstrahlen, die auch im Winter in Rom häufig warm und freundlich scheinen. Sein



Privatbibliothek.

Alter und seine schwächer werdende Gesundheit lassen allerdings eine künstliche Wärmequelle als sehr nothwendig erscheinen. Das einzige Zugeständniß, welches jedoch der

Papst diesen Verhältnissen macht, ist, daß er, bei schlechtem Wetter oder wenn er schlecht geschlafen hat, des Morgens ein bis zwei Stunden länger im Bett liegen bleibt.

So reiht sich in steter Regelmäßigkeit ein Tag an den andern. Der Leibarzt, Doktor Giuseppe Lapponi, macht täglich seine Aufwartung, aber er findet selten etwas zu thun. Trotz der zeitweilig auftretenden beunruhigenden Schwindelanfälle kann Leo XIII. bei seiner Konstitution und seiner einfachen, mäßigen Lebensweise noch jahrelang leben, und es ist zu erwarten, daß er einst ohne Krankheit verlöscht, wie eine Lampe, deren Docht das Oel bis auf die letzte Spur aufgezehrt hat. Wer ihn zum ersten Male sieht, hingegossen in seinem purpurnen Thronstuhl, beinahe erdrückt von dem Gewicht der Tiara und der schweren Seiden- und Goldgewänder, marmorbleich und mit geschlossenen Augen, der wird oft glauben, einen Sterbenden vor sich zu haben. Auch das Zittern seiner Hände deutet auf Altersschwäche. Aber der Papst ist, kleine Unpäßlichkeiten abgerechnet, nie krank gewesen, sein Vater starb 89 Jahre alt, sein Bruder wurde 91, und Leo XIII. wird es aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens ebenso hoch bringen.

Unsere „Eisenbahner".

Militärische Studie von **Ernst Montanus.**

Mit 7 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

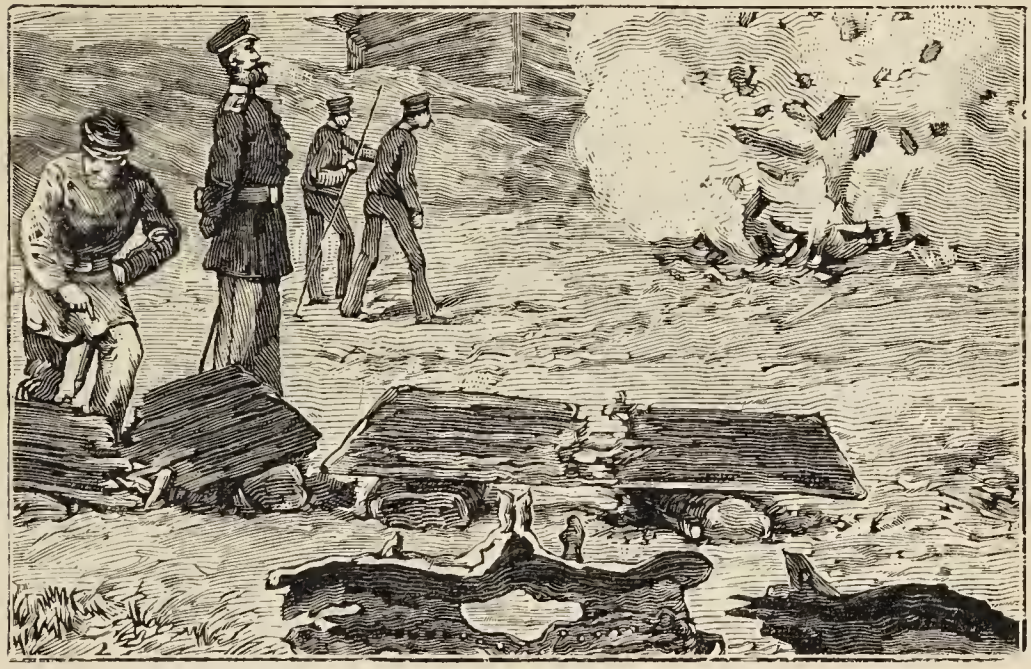
Mit der Entwickelung und Ausdehnung des Eisenbahnwesens hat die moderne Strategie oder Heerführung einen Faktor gewonnen, dessen Ausnutzung sich alle größeren Armeeverwaltungen sehr gewissenhaft angelegen sein lassen. Deswegen enthält auch bereits die Verfassung des neuen Deutschen Reiches die Festsetzung, daß alle Eisenbahnverwaltungen zum Zwecke der Landesvertheidigung den Anforderungen der Reichsbehörden bezüglich der Benutzung der Bahnlinien unbedingt Folge leisten müssen. Zweitens aber besitzt das deutsche Heer seit dem deutsch-französischen Kriege eine eigene Eisenbahntruppe, die bereits im Frieden besteht und für ihre Kriegszwecke auf das Sorgfältigste vorbereitet und eingeübt wird.

Der Chef des Generalstabes hat in Deutschland auch die Militär-Eisenbahnbehörden und -Truppen unter sich, und als oberste militärische Eisenbahnbehörde ist die Eisenbahnabtheilung des Großen Generalstabes zu betrachten, deren Chef den Entwurf der Linieneintheilung des deutschen Eisenbahnnetzes anfertigt. Die ausführenden Organe dieser Abtheilung sind gegenwärtig die achtzehn Eisenbahnlinien-

kommissionen in Berlin, Königsberg, Breslau, Bromberg, Erfurt, Magdeburg, Köln (zwei), Elberfeld, Frankfurt a. M., Straßburg, Stuttgart, München, Dresden, Sachsenhausen, Hannover, Altona und Ludwigshafen. Sie sind zusammengesetzt aus je einem Stabsoffizier als militärischem und einem Oberbeamten als technischem Mitgliede, nebst dem erforderlichen Unterpersonal. Ihnen liegt die Vermittelung des Verkehrs ob zwischen der Eisenbahnabtheilung des Generalstabes und den einzelnen Bahnverwaltungen, sie bearbeiten die Transportangelegenheiten ihres Bezirkes und übernehmen die Militärtransporte, z. B. bei Manövern 2c. Im Kriege befindet sich der dem Generalinspekteur des Etappen- und Eisenbahnwesens unterstellte Chef des Feldeisenbahnwesens im Großen Hauptquartier, und von hier aus wird auch der Betrieb der Eisenbahnen auf dem Kriegsschauplatze einheitlich geregelt, wo hingegen der Betrieb der Bahnen im Inlande den dortigen Bahnverwaltungen wie sonst verbleibt. Sie haben aber schon im Frieden eine Menge von Einrichtungen nur für militärische Zwecke zu treffen (so z. B. Sitzvorrichtungen für Güterwagen bereit zu halten und letztere sämmtlich mit Aufschriften bezüglich des Fassungsvermögens an Mannschaften oder Pferden zu versehen) und müssen nach dem Kriegsleistungsgesetz bei einer Mobilmachung ihr ganzes Personal und Material der Militärbehörde zur Verfügung stellen; ebenso ist deren Weisungen bezüglich der Einrichtung, Fortführung, Einstellung oder Wiederaufnahme des Betriebes auf den Bahnlinien des Kriegsschauplatzes und in seiner Nähe unbedingt Folge zu leisten. Alle näheren Bestimmungen darüber finden sich in der Militäreisenbahnordnung zusammengestellt.

In vollem Maße hat zuerst der große Krieg vor fünfundzwanzig Jahren die theoretisch längst erkannte, ungemeine Bedeutung der Eisenbahnen als Kriegsmittel klar-

Clausdorf liegt noch die Station Sperenberg, ein Marktflecken mit bedeutenden Gypslagern, der seit dem Bestehen der Militärbahn mehr und mehr aufblüht. Nach Clausdorf folgt in der Richtung auf Berlin Zossen, wo die Militärbahn mit der Dresdener Bahn zusammentrifft, auf die nunmehr die Civilpassagiere und Güter übergehen. Die Militärbahn läuft dann über Mahlow auf gemeinsamem



Sprengübung.

Unterbau bis Schöneberg bei Berlin neben der Dresdener Bahn fort.

Begeben wir uns nun auf den gewöhnlichen Uebungsplatz mit seinen Reparaturwerkstätten, Lokomotiv- und Wagenschuppen u. s. w., so findet man dort stets ein reges und eigenartiges Leben, das auch die Laien, welchen der Zutritt bewilligt worden ist, sehr interessiren dürfte.

Dort sehen wir zum Beispiel eine Abtheilung unter Leitung eines Offiziers damit beschäftigt, eine Telegraphenleitung herzustellen. Bei einer Mobilmachung werden ja allerdings für die Zwecke der Kriegstelegraphie jedesmal auch besondere Feldtelegraphenabtheilungen und Etappen-

telegraphenabtheilungen gebildet; bei dem engen Zusammenhange des Telegraphenwesens mit den Eisenbahnen müssen aber selbstverständlich auch die „Eisenbahner" mit diesem Dienste vertraut gemacht werden, um Feldtelegraphenlinien sowohl bauen als zerstören zu können. Schon zieht sich eine ganze Linie von Telegraphenstangen an der zur Uebung bestimmten Strecke hin, von Isolator zu Isolator wird mit staunenswerther Geschwindigkeit der Draht gespannt, und gleichzeitig richtet man am Beginne der Leitung bereits die transportable Station mit Morseapparat und Elementen ein, um zum Schluß der Uebung die wirkliche Betriebsfähigkeit der Linie praktisch zu erproben.

Beim Weiterschreiten fällt uns ein kleines Gebäude auf, das — wie der uns begleitende Unteroffizier erklärt — das chemische Laboratorium ist. Hier haben wir also die unheimliche Stätte vor uns, wo man Schießbaumwolle trocknet, Dynamitpatronen füllt und mit allerlei sonstigen Sprengmitteln hantirt; natürlicherweise spielt ja die Sprengtechnik bei den Aufgaben der Eisenbahntruppen im Kriege eine sehr große Rolle, zumal bei dem Zerstören von Bahnlinien des Feindes. Soeben soll ein Versuch mit einem neuen Sprengstoffe ausgeführt werden. Das Warnungssignal ruft alle Mannschaften, denen wir uns mit unserem Führer eiligst anschließen, hinter die Deckungen. Jetzt vernehmen wir einen scharfen Knall und spüren eine leichte Lufterschütterung, um dann, wiederum in's Freie tretend, den Versuchsgegenstand, vielleicht eine starke eichene Schwelle, völlig zerschmettert, eiserne Schienen 2c. zertrümmert zu finden.

Wieder auf einem anderen Theile des Uebungsplatzes wird der sogenannte Streckenbau geübt: die Herstellung des Oberbaues einer Bahnlinie. Die ganze Arbeitsausführung ist in streng militärischer Weise geregelt; genau

gleichmäßig bewegen sich die Trupps der Schienen- und Schwellenträger, und die Hämmer schmettern streng taktmäßig auf die Befestigungsnägel nieder. Nur durch solche straffe Organisation des Dienstes und Gewöhnung der Mannschaft an eine alle Kräfte anspannende Thätigkeit lassen sich die Ergebnisse erzielen, wie sie unsere „Eisenbahner" bei ihren Streckenbauübungen aufweisen können;

Uebung im Streckenbau.

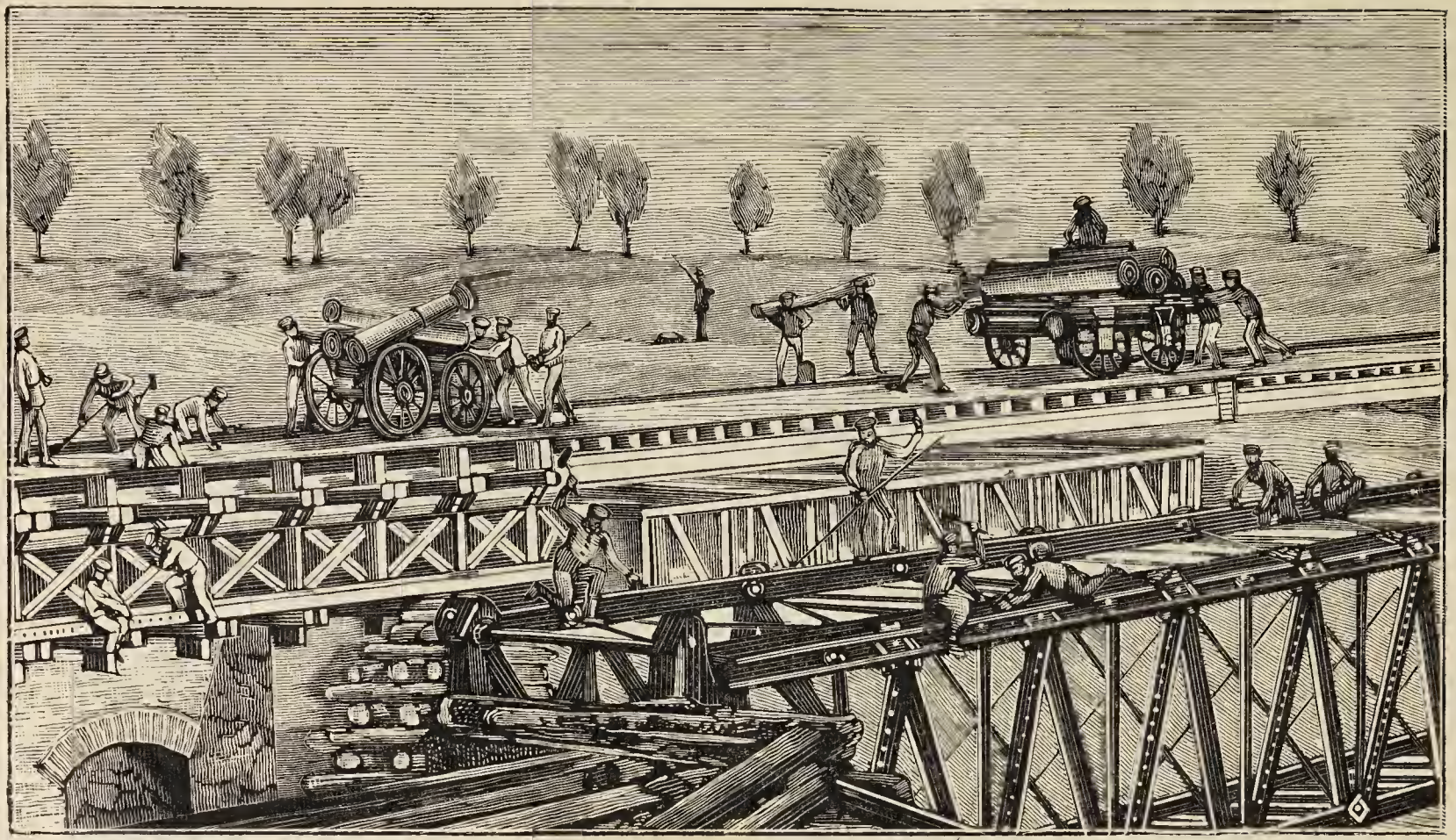
so ist es beispielsweise gar nichts Seltenes, daß eine Kolonne in den Arbeitsstunden eines Tages ein Kilometer Geleise und darüber herstellt.

Zum Schluß nehmen wir die hölzerne und die eiserne Kriegsbrücke in Augenschein: erstere eine hölzerne Gitterbrücke nach amerikanischem System, letztere ein Theil der großen eisernen Kriegsbrücke der Brigade, welche je nach Bedarf für die verschiedensten Spannweiten benutzt und mit überraschender Schnelligkeit überall eingebaut werden kann. Jedesmal, wenn solch' ein Uebungsbau vollendet ist, schiebt man mehrere mit alten Kanonenrohren beladene Belastungswagen darüber, um die Tragfähigkeit der Brücken

zu erproben, welche den Transport selbst der schwersten Belagerungsgeschütze gestatten müssen.

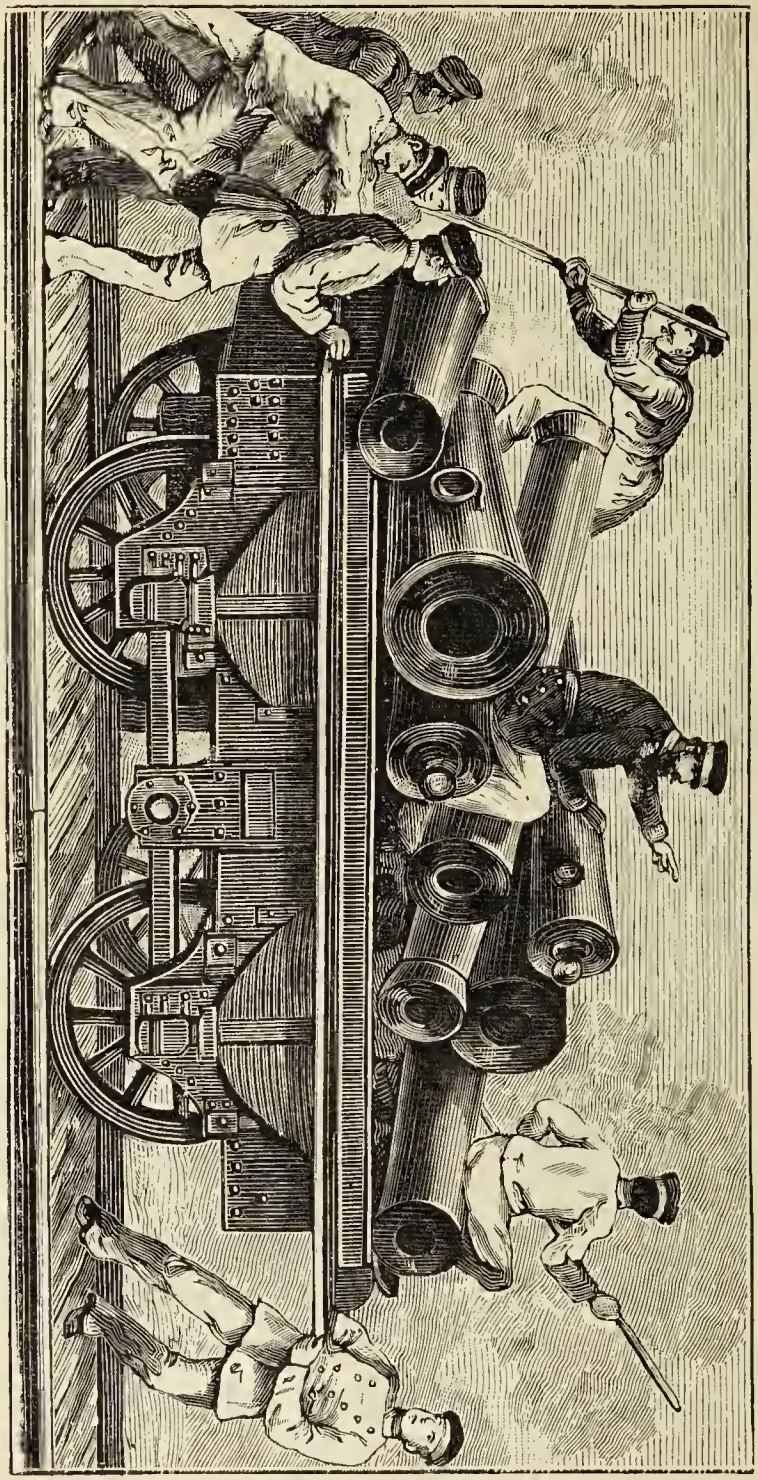
Schon seit einer Reihe von Jahren wird die Ausbildung der deutschen Eisenbahntruppen nicht mehr darauf beschränkt, die Mannschaften für Betrieb, Wiederherstellung und Bau eines fertigen, wiederherzustellenden oder neu herzustellenden Vollspurnetzes auf den entlegeneren Verbindungslinien der im Felde operirenden Armeen einzuüben. Man will vielmehr in einem — hoffentlich noch recht fernen — Zukunftskriege rasch herzustellende schmalspurige Bahnen benutzen, um die jeweiligen Endpunkte der Hauptbahnlinie direkt mit der Feldarmee zu verbinden. Diese Verbindung mußte früher durch den Train, durch Proviant-, Munitions- und Fuhrparkkolonnen, sowie die Truppenfahrzeuge hergestellt werden, die natürlich verhältnißmäßig langsam und schwerfällig waren und oft genug die Straßen zum Theil völlig versperrten. Die schmalspurige Feldbahn bildet ein bei Weitem besseres Mittel, um die Verpflegung und Munitionsergänzung der riesigen Heere von heutzutage in Feindesland zu gewährleisten. Im Hinblick darauf hat man der bei den großen Herbstübungen der Eisenbahntruppen von 1895 erfolgten Anlage einer 95 Kilometer langen schmalspurigen (65 Centimeter) Feldbahn von Jänickendorf bis Loburg in militärischen Kreisen ganz besondere Beachtung geschenkt. Es waren dazu zehn meist kriegsstarke Eisenbahnkompagnien, darunter eine bayrische und eine sächsische, zusammengezogen, die ihre Aufgabe in wahrhaft glänzender Weise gelöst haben.

Die Festlegung der Linie lag dem Tracirtrupp ob: vier bis sechs berittene Offiziere mit den nöthigen Mannschaften, die einen Vorsprung von ein bis zwei Tagen erhalten und je nach dem Gelände täglich 10 bis 15 Kilometer fertigstellen. Dann folgt die Unterbau- und eine Brückenkompagnie. Wo es angeht, wird allerdings ein Unterbau,



Hölzerne und eiserne Kriegsbrücke.

wie bei Normalbahnen, nicht hergestellt, sondern der natürliche Boden belassen. Die Brückenkompagnie stellt die erforderlichen Uebergänge, Durchlässe und Ueberbrückungen so weit als möglich mit Nothmaterial (Holzkonstruktionen nach amerikanischer Technik) her; wo dieses nicht ausreicht, wird die von Hauptmann Lübbeke erfundene transportable eiserne Eisenbahnbrücke benutzt. Auf diese Weise wurde z. B. bei Belzig eine Brücke von ca. 60 Meter Spannung in 1½ Tagen fertig gestellt.



Brückenprobe durch den Belastungswagen.

Hierauf kommen die eigentlichen Baukompagnien, die den Oberbau aus 5 Meter langen eisernen Jochen herstellen,

die auf der Feldbahn selbst herangeschafft werden. Den Schluß bilden die Laschen- und Stopftrupps, welche die Laschenverbindung herstellen und, wenn nöthig, ausstopfen (in Weichland mittelst einer Brettunterlage mit Verpfählung). Bei der erwähnten Uebung wurden die ersten 50 Kilometer bis Belzig in fünf Tagen hergestellt; die letzten 45 Kilometer bewältigte man mit Einlegung einer Nachtschicht in drei Tagen (also 15 Kilometer täglich). Sobald eine Strecke fertig war, wurde sie auch gleich schon in Betrieb genommen.

Wir haben zum Schluß noch zu erwähnen, daß bei der Kavallerie und Feldartillerie jährlich einmal, beim Train dagegen zweimal Uebungen im Ein- und Ausladen auf Eisenbahnen vorgenommen werden. Sie geschehen in kleinen, jedoch in Kriegsstärke aufgestellten Verbänden mit feldmarschmäßiger Ausrüstung, sowie mit kriegsmäßig ausgerüsteten Geschützen und Fahrzeugen. Dieselben Uebungen beschränken sich bei den Fußtruppen auf das Verladen einzelner kriegsmäßig bepackter und nach Möglichkeit auch bespannter Fahrzeuge; im Uebrigen bietet ja die Eisenbahnbeförderung der Truppen bei den alljährlichen Herbstübungen genügende Gelegenheit zur Ausbildung in diesem Dienstzweige.

Riechstoffe.

Physiologische Skizze von **Theo Beelmann.**

(Nachdruck verboten.)

Während wir des Seh- und Hörvermögens als der Vermittler der Gesichtswahrnehmungen und der Klangvorstellungen für unser Geistesleben nur schwer entbehren können, wird der Verlust des Geruchssinnes verhältnißmäßig leicht ertragen. Der Geruch, der in der Thierwelt eine wichtige Rolle spielt, hat zumeist für den Menschen nur insofern Bedeutung, als er ihn bei der Auswahl seiner Nahrungsmittel neben dem Geschmack leitet und unterstützt. Das mag denn auch der Grund sein, daß, während die Forschungen über das Gesicht und Gehör auf das Eifrigste gepflegt wurden, die Untersuchungen über den Geruch lange Zeit unterblieben. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, sich mit diesem Gegenstand eingehender zu beschäftigen und namentlich über die Riechstoffe umfassendere Studien anzustellen.

Wiederholt ist in früheren Zeiten die Ansicht verfochten worden, daß sich von den riechenden Stoffen kleine abgelöste Theile wellenförmig ringsum verbreiten, die, wenn sie unsere Geruchsnerven treffen, sie reizen und dadurch in unserem Gehirn die Geruchsempfindung hervorrufen. Diese Annahme ist in der That von den Forschungen der

Neuzeit bestätigt worden. Es erhebt sich nun die Frage: Auf welche Weise lösen sich die Riechstofftheilchen ab? oder mit anderen Worten: Wie verflüchtigen sich die Riechstoffe? In der großen Mehrzahl der Fälle vollzieht sich die Verflüchtigung der Riechstoffe durch einfache Verdampfung. Gewißheit hierüber besteht bei allen flüchtigen Verbindungen, von denen man durch chemische Untersuchungen weiß, daß sie, wie der Aether, bei gewöhnlicher Temperatur in Gasform übergehen können. Wie das Wasser verdunstet, so verdunsten auch zahlreiche Riechstoffe.

Aber nicht überall ist der Hergang so einfach, vielmehr ist es sicher, daß anderweitig beim Freiwerden der riechenden Theilchen sich eine chemische Veränderung abspielt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Anwesenheit von Sauerstoff den Geruch zahlreicher Stoffe erhöht. Der Sauerstoff muß daher in irgend einer Weise auf sie einwirken, wenn sie nicht gar erst durch die Verbindung mit ihm ihre duftende Beschaffenheit erhalten. In diesem letzteren Fall wären also die feinsten Theilchen einer Blüthe oder einer Essenz an sich geruchlos und würden erst im Augenblicke der Verflüchtigung durch die Vereinigung mit dem Sauerstoff der Luft, die sogenannte Oxydation, wohlriechend. Daß sich ein derartiger Prozeß bei einigen Riechstoffen abwickelt, dafür sprechen unwiderlegliche Thatsachen. So duftet die Rose im luftleeren Raume nicht; es geht daraus hervor, daß der riechende Bestandtheil der Rosenknospe, das Rosenöl, für sich selbst nur wenig flüchtig und keineswegs starkriechend ist, sondern daß erst durch die Oxydation aus dem Rosenöl ein sehr flüchtiger und kräftig riechender Stoff entsteht.

Bei anderen Riechstoffen muß wieder dem Wasser eine bedeutsame Rolle bei der Verflüchtigung der Gerüche zugeschrieben werden; zerschneidet man nämlich Kampfer in kleine Stäbchen, befestigt am unteren Ende derselben ein Stück Blei

und stellt sie aufrecht in einen Teller, den man bis zur halben Höhe der Stäbchen mit Wasser füllt, so wird sich nach mehreren Stunden entsprechend dem Wasserstande an den Stäbchen eine wagrechte Kerbe gebildet haben, die allmälig an Tiefe zunimmt, bis nach vierundzwanzig Stunden das Stäbchen an jener Stelle vollständig durchschnitten ist. Unterdessen erleidet weder das aus dem Wasser hervorragende noch das eingesenkte Stück den geringsten Substanzverlust. Es ergibt sich aus diesem Versuch, daß die Umwandlung des krystallinischen Kampfers in flüssige und flüchtige Verbindungen mit besonderer Lebhaftigkeit an der Oberfläche des Wassers vor sich geht. Dies wird auch durch folgenden Versuch bestätigt. Wenn man kleine Mengen Kampferpulver auf Wasser wirft, so sieht man, wie sich jedes dieser Theilchen mit großer Schnelligkeit zu drehen anfängt. Zugleich werden die Theilchen durch plötzliche ruckweise Bewegungen hin und her geworfen. Das Gleiche geschieht mit kleinen auf den Wasserspiegel gelegten Kampferstückchen. Je größer die Stücke sind, desto langsamer sind indessen die Bewegungen.

Betrachtet man das Pulver auf dem Wasser mit einer Lupe, so wird man um jedes Körnchen glänzende Strahlen bemerken, die hauptsächlich von den spitzen Stellen ausgehen und das Wasser wegtreiben. Diese glänzenden Strahlen werden von einem ätherischen Oel gebildet, das aus dem Kampfer durch die Berührung mit dem Wasser austritt und sich in einer dünnen Schicht an der Oberfläche desselben ausbreitet. Durch das Ausströmen des Oeles entsteht auch die Bewegung der Pulverkörner. Wir sehen also, daß der Riechstoff sich auf der Wasseroberfläche auf das Feinste vertheilt. Damit wird aber seine Verflüchtigung sehr wirksam gefördert. Denn je größer die Oberfläche des riechenden Stoffes ist, desto mehr wird von ihm verdampfen und desto stärker wird der von ihm ausgehende Geruch werden.

Aehnlich wie Kampfer verhält sich eine lange Reihe flüssiger und fester Riechstoffe, wie Benzoësäure, Bernsteinsäure, gepulverter Anissamen, zerriebene Schalen von Apfelsinen und Citronen, Zimmt, Kamillen, Melissen, Arnika, Baldrianwurzel und andere. Unter gewöhnlichen Umständen liefert der aus der Luft sich niederschlagende Wasserdampf die bei der Verflüchtigung der Riechstoffe mitwirkende Feuchtigkeit.

Die Verflüchtigung der Riechstoffe geht also unter verschiedenen Formen vor sich. Und ebenso verschieden ist die Menge der flüchtigen Gase, die die einzelnen Riechstoffe in derselben Zeit abgeben. Es sind darüber zahlreiche Versuche angestellt worden und man fand, daß in einer Sekunde von je einem Quadratmillimeter Oberfläche von Schwefeläther 0,0007 Milligramm, von Ylang-Ylang 0,0000176, von Orangeneſſenz 0,0000567, von Rosmarin 0,0000446, von Pfefferminz 0,0000354, von Kümmel 0,0000315, von Bergamott 0,0000331 und von Lavendel 0,0000292 Milligramm abgegeben werden.

In welcher Weise erfolgt nun die Verbreitung der Riechstoffe? Gießen wir einen Tropfen rothen Anilins in ein Glas Wasser, so bemerken wir, wenn wir das Wasser nicht bewegen, daß sich der Tropfen Anilin immer mehr und mehr verbreitet, bis endlich das ganze Glas eine rothe Färbung angenommen hat. Die einzelnen Anilintheilchen durchdringen demnach allmälig die ganze Wassermasse. In derselben Weise vertheilen sich die Riechgase in der Luft, vorausgesetzt, daß ihre Ausbreitung nicht durch eine stärkere Luftströmung beschleunigt wird.

Die Schnelligkeit, mit der sich die Riechgase ausbreiten, ist nun bei den einzelnen Arten ziemlich verschieden. Der holländische Physiologe Zwaartemaker hat darüber zahlreiche Experimente angestellt. Um nicht durch Luftströmungen gestört zu werden, fertigte er ein Kästchen von 30 Liter

Luftinhalt an, das auf der einen Seite einen Ausschnitt trug, in den gerade die Nase des Experimentators hineinpaßte. Auf der entgegengesetzten Seite wurden die Riechstoffe angebracht, die einstweilen von einem Schirmchen bedeckt waren. Ein Gehilfe zog auf ein gegebenes Zeichen bei Beginn des Versuches das Schirmchen in die Höhe, so daß sich nun der betreffende Geruch in dem Kästchen verbreiten konnte. Dann wurde der Zeit nach der erste Augenblick bestimmt, in dem der Beobachter eine schwache Geruchsempfindung wahrnahm. Aus diesen Versuchen ergab sich, daß sich auf eine Entfernung von 40 Centimetern der Geruch von Essigäther in 4 Sekunden, von Schwefeläther in 9, von Glycerinseife und Talg in 10, von Kampfer in 19, von gelbem Wachs in 20, von Terpentin in 22 und von Gewürznelkenöl in 30 Sekunden verbreitet.

Diese Beobachtung erklärt eine Erscheinung, die Blumen sehr häufig darbieten. Wenn man in einem Garten spazieren geht, so wird man den Duft der einen Blumenart schon aus weiter Entfernung wahrnehmen, während man denjenigen einer anderen Art erst in unmittelbarer Nähe riecht. Sehr auffällig tritt dieser Unterschied zwischen der Reseda und der Rose hervor. Ein Resedabeet verbreitet seinen Duft auf weite Strecken hin, dagegen bleibt der Rosenduft förmlich am Strauche hängen, und wir riechen ihn erst, wenn wir uns dem Strauch bis auf einige wenige Schritte genähert haben. Die Riechgase der Reseda haben eben eine größere Fortpflanzungsgeschwindigkeit als diejenigen der Rose, und deshalb gelangen sie auch früher zu unseren Geruchsnerven.

Um den Grad der Verdünnung zu bestimmen, in dem die Riechgase noch auf unser Geruchsorgan einzuwirken vermögen, sind verschiedene Wege eingeschlagen worden. Die deutschen Forscher Fischer und Penzoldt gingen in der

Weise zu Werke, daß sie untersuchten, wie viel von den ausgewählten Riechstoffen in der Luft des Versuchssaales vertheilt werden müsse, um bei einer von außen eintretenden Versuchsperson einen wahrnehmbaren Geruchseindruck zu erzeugen. Die Riechstoffe wurden mit einer feinen Spritze verstäubt und durch Fächerbewegung gleichmäßig in dem Saal verbreitet. Es zeigte sich, daß bei einem sehr stark riechenden Stoff, dem Merkaptan, schon die äußerst geringe Menge von 0,01 Milligramm genügte, um in einem geschlossenen Raum von 230 Kubikmeter Rauminhalt eine wahrnehmbare Geruchsempfindung zu erzeugen. Bei diesem Versuch kam daher nur $^1/_{2300000}$ Milligramm des Merkaptans auf das Liter Luft. Bei Versuchen mit anderen stark riechenden Stoffen hat sich ebenfalls herausgestellt, daß fast unglaublich geringe Mengen davon noch deutlich durch ein feines Geruchsorgan wahrnehmbar sind.

Wenn die Riechgase mit unseren Geruchsnerven in Berührung kommen, so bedarf es natürlich eines gewissen Zeitraumes, bis sie auf dieselben einwirken, und wir den Geruch als solchen empfinden. Man bezeichnet den Zeitraum, der verfließt, bis wir einen Geruch wahrnehmen, als die Reaktionszeit der Geruchseindrücke. Unter anderen Forschern hat auch der italienische Gelehrte G. Buccola über diese Frage Versuche angestellt. Er benutzte dazu eine Dose, die mit einer sich nach einwärts öffnenden Klappe versehen ist. Diese Klappe springt beim Druck auf eine Feder auf und schlägt gleichzeitig auf zwei Metallknöpfchen auf. Hierdurch wird eine elektrische Leitung, die von den Knöpfchen zu einem Zeitmessungsapparat geht, geschlossen. In demselben Augenblick entweicht aus der Dose an dem geöffneten Deckel entlang ein geruchgeschwängerter Luftstrom, dessen Geruch von einem mit einem Riechstoff getränkten und am Boden der Dose be-

findlichen Schwämmchen herrührt, und der den Geruchseindruck hervorruft. Der Beobachter drückt, sobald er diesen wahrgenommen hat, auf einen Knopf, wodurch der eben geschlossene elektrische Strom auf's Neue unterbrochen wird. Die Zeit, während welcher der Strom geschlossen ist, läßt sich an dem Zeitmessungsapparat ablesen und entspricht der Reaktionszeit. Dieselbe beträgt für die bekannteren stark duftenden Stoffe, wie Pfefferminz, Rosenöl, Kampfer, Moschus u. s. w., im Durchschnitt nur $^3/_{10}$ Sekunden. Trotzdem ist dieser Zeitraum, mit demjenigen verglichen, welcher für andere Sinnesreize nöthig ist, verhältnißmäßig immer noch groß. Der Geruchssinn ist also ein ziemlich langsamer Sinn.

Unser Geruchsorgan kann einen und denselben Geruch immer nur eine bestimmte Zeit wahrnehmen. Dauert die Einwirkung der Riechgase über diesen Zeitraum hinaus, so werden die Riechnerven abgestumpft, sie ermüden und pflanzen den empfangenen Reiz nicht mehr fort, d. h. wir vermögen den betreffenden Stoff nicht mehr zu riechen. Es ist ja bekannt, daß, wenn wir uns längere Zeit in einem von einem starken Geruch erfüllten Raum aufhalten, wir diesen Geruch nicht mehr empfinden, während er einer von außen hereintretenden Person sofort auffällt. Wissenschaftliche Untersuchungen über die Zeitdauer, bis zu der die Riechstoffe unsere Nerven ermüden, die Geruchsdauer, haben ergeben, daß die Unempfindlichkeit unserer Riechnerven für Citronenöl und Pomeranzenöl durchschnittlich nach 3 Minuten, für Copaivbalsam nach 3 bis 4 Minuten, für Jodtinktur nach 4, für Schwefelammonium nach 4 bis 5, für Terpentinöl nach 5 und für Kampfer nach 5 bis 7 Minuten eintritt. Dagegen vermögen andere Riechstoffe zu der gleichen Zeit, wo wir für das eine Riechgas unempfindlich sind, sehr wohl die Geruchsnerven mehr oder weniger zu erregen. Andere wieder werden während der

Periode der Geruchsabstumpfung nicht wahrgenommen. Es ist eine Erfahrung des täglichen Lebens, daß gewisse Gerüche einander aufheben. Herrscht ein unangenehmer Geruch in unseren Zimmern, so zünden wir ein Räucherkerzchen an oder schütten Räucherpulver auf die warme Ofenplatte, und bald ist der vorherige unliebsame Geruch verdrängt. Thatsächlich ist er noch vorhanden, die Luft sogar durch den neuen Riechstoff verschlechtert worden, für unsere Empfindung aber besteht nur noch der Geruch des Räucherpulvers, der den ersten unangenehmen Geruch übertäubt hat.

Auch in der Heilkunde wird von dieser Erscheinung in der Arzneiverordnung Nutzen gezogen. Man verwendet den Mandelgeruch, um den Moschusgeruch, ätherische Oele, um den Jodoformgeruch zu verdecken. Ricinusöl kann mit Aldehyd von Zimmtöl und Vanille vermischt werden, so daß dessen widerlicher Geruch zum größten Theil beseitigt wird. Man stellte sich bisher vor, daß die Riechgase der verschiedenen Riechstoffe in der Luft einen chemischen Prozeß eingingen, durch den dann der eine oder andere Geruch zerstört würde. Diese Auffassung hat sich aber jetzt als irrthümlich erwiesen. Der Grund, warum wir das eine Riechgas nicht riechen, liegt nicht in einem chemischen Prozeß, sondern einfach in der Organisation unserer Riechnerven. Der schon genannte holländische Forscher Zwaartemaker stellte einen Apparat, einen sogenannten Riechmesser her, durch den es ihm ermöglicht wurde, von zwei verschiedenen Riechgasen je einen in je ein Nasenloch einer Versuchsperson zu leiten. Ließ er den Kautschukgeruch in das eine und den Geruch von Tolubalsam in das andere Nasenloch einströmen, so machte der erstere alsbald den letzteren verschwinden. Wurde dann das Verhältniß zwischen den beiden Riechgasen in entsprechender Weise geändert, so trat endlich der Fall ein, daß überhaupt nicht mehr der geringste

Geruch verspürt wurde. Der Versuch mit anderen Riechstoffen wie Essigsäure und Ammoniak ergab dasselbe Resultat. Niemals wurden beide Riechgase zu gleicher Zeit gerochen, sondern immer nur je nach ihrer Stärke das eine oder das andere.

Die angestellten Experimente zeigen auf das Deutlichste, daß die gegenseitige Aufhebung von Gerüchen nicht auf einem chemischen Prozeß beruhen kann, wie man ihn für ihr Verhalten in der freien Luft voraussetzte, sondern daß die Beseitigung des einen Geruches nur dadurch zu Stande kommt, daß ein anderer von größerer Stärke die Riechnerven vollkommen in Anspruch nimmt. Er beschäftigt dieselben so ausschließlich, daß sie für den schwächeren Geruch nicht mehr empfänglich sind.

Die Forschungen über die Riechstoffe und die ihnen eigenen Gesetze sind noch nicht abgeschlossen. Jetzt aber, wo man ihr Studium lebhaft in Angriff genommen hat, steht zu hoffen, daß sich unsere Kenntnisse über sie künftig noch fester begründen und weiter bereichern werden.

Ein Ausflug nach Transvaal.

Südafrikanische Bilder von **Georg Hellbrunn.**

Mit 13 Illustrationen.

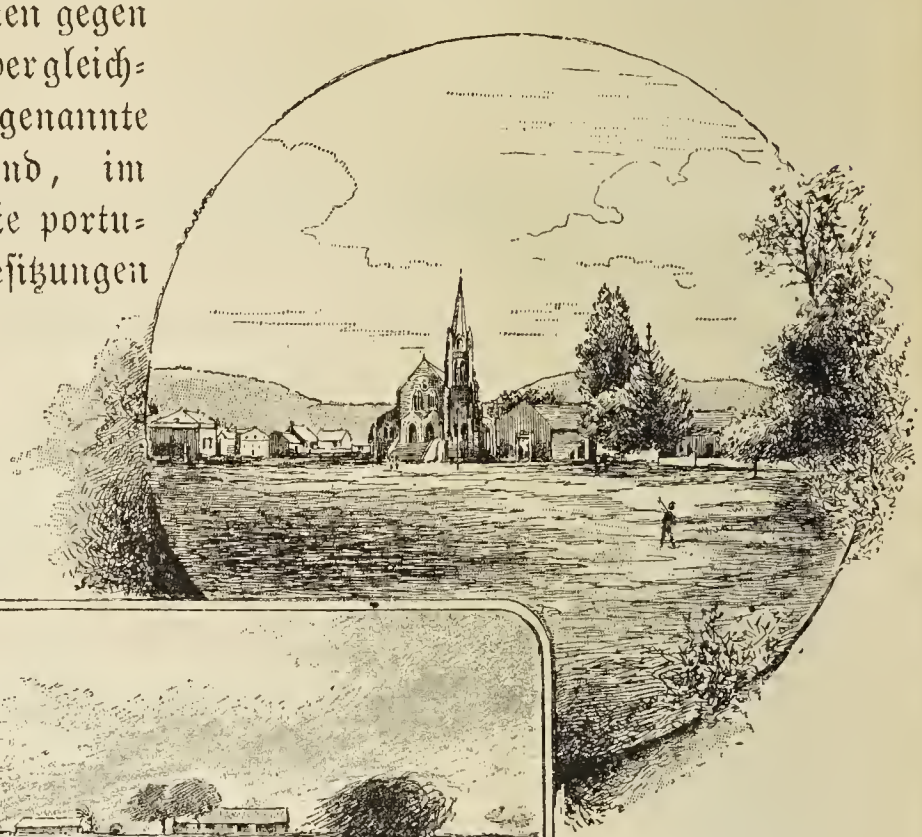
(Nachdruck verboten.)

Eendragt maakt magd — Eintracht macht stark", lautet die Inschrift auf dem Landeswappen der Südafrikanischen Republik, wie seit 1884 Transvaal, der nördlichste unter den südafrikanischen Boersfreistaaten, offiziell genannt wird. Die Vorgänge in jenem Lande und ihre Nachwirkungen lenken die öffentliche Aufmerksamkeit mehr denn je zuvor auf das Gebiet der tapferen und entschlossenen Boers (holländisch, sprich Buhrs, d. i. Bauern) oder Buren, deren Charakter sich trefflich widerspiegelt in ihrer folgendermaßen anhebenden Nationalhymne:

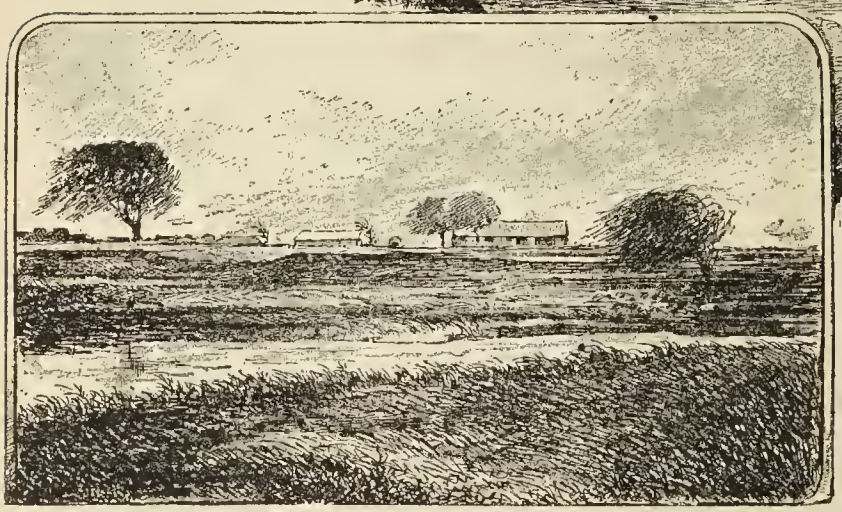
„O flatt're, stolzes Banner von Transvaal,
In unserer Farben Vierzahl weit in's Land,
Und wehe dir, du gottvergessene Hand,
Die es bedroht mit blankgezücktem Stahl.
Flatt're, stolze Freiheitsflagge,
Flatt're über Berg und Thal,
Wecke Jubel aller Orten,
Stolze Flagge von Transvaal!"

Das Gebiet der Südafrikanischen Republik, dessen Flächeninhalt sich einschließlich des 1895 endgiltig einver-

leibten Swasilandes auf 326,700 Quadratkilometer mit ungefähr 490,000 Einwohnern, wovon etwa 120,000 Weiße, beläuft, grenzt im Norden mit dem Limpopo an das neuerdings infolge des dort ausgebrochenen Aufstandes der Eingeborenen gegen die Engländer gleichfalls vielgenannte Matabeleland, im Osten an die portugiesischen Besitzungen der Delagoa-Bai mit den Lebombobergen, so-



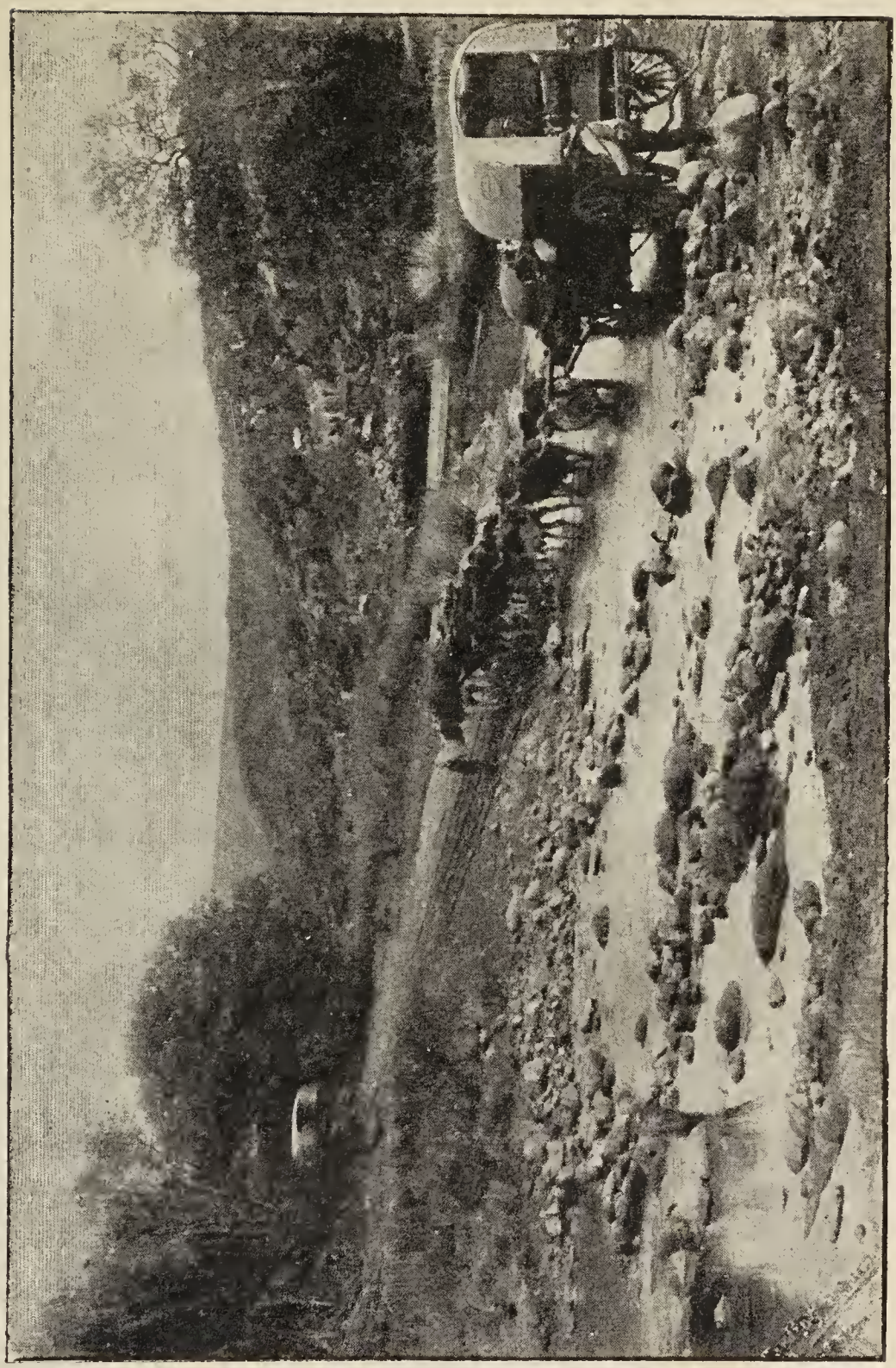
Ansicht von Heidelberg in der Südafrikanischen Republik.



Ein Burengehöft in der Steppe.

wie an Tonga- und Britisch-Zululand; im Süden an Natal und längs des zweiten Hauptstromes, des Vaalflusses, an den Oranjefreistaat; im Westen an Betschuanaland, zum größeren Theile längs des Oberlaufes des Limpopo.

Das gesammte Innere ist ein hochgelegenes Plateauland (1500 bis 2000 Meter über dem Meer), das sich in südlicher Richtung vom Hooge Veld (Hochfeld) gegen den Vaalfluß und nach Norden als das niedrigere Busch- und



Fahrt eines Ochsenwagens durch eine Furth.

Springbockfeld gegen die Quellgebiete des mittleren Limpopo abdacht. Diese Hochebene schließt im Osten mit dem nördlichen Theil der Drachenberge ab, setzt sich im Süden und Westen nach dem Oranjefreistaat und Betschuanaland

hin fort und wird im Norden von den Zand-River- und Waterbergen begrenzt. Beinahe durch die Mitte der Hochfläche ziehen sich, fast parallel dem 26. Grade südlicher Breite, zwei für das Klima und die Kultur des ganzen Gebietes sehr wichtige Hügelketten: die Witwatersrandberge im Süden, wo die Zuflüsse zum Vaal und der Limpopo entspringen, und die Magaliesberge. Zwischen ihnen liegt ein enges Thal mit der Hauptstadt Pretoria an seinem östlichen Ausgange.

Um von Europa nach der Südafrikanischen Republik zu gelangen, würde der nächste Weg sein: den Suezkanal und das Rothe Meer zu durchfahren und dann, nachdem unterwegs Sansibar berührt worden ist, in der portugiesischen Delagoa-Bai zu landen, welche den natürlichen Hafen für das fruchtbare und goldreiche Transvaal bildet. Es führt auch bereits eine Bahnlinie von dort nach Johannesburg und Pretoria, aber es besteht noch keine regelmäßige Schiffsverbindung nach der Delagoa-Bai, und so sind die Reisenden vorwiegend auf den weiteren Weg um die Westküste des „schwarzen Erdtheils" herum nach Kapstadt am Vorgebirge der Guten Hoffnung angewiesen, von wo eine Bahnlinie in nordöstlicher Richtung durch den Oranjefreistaat hindurch sie nach Transvaal bringt.

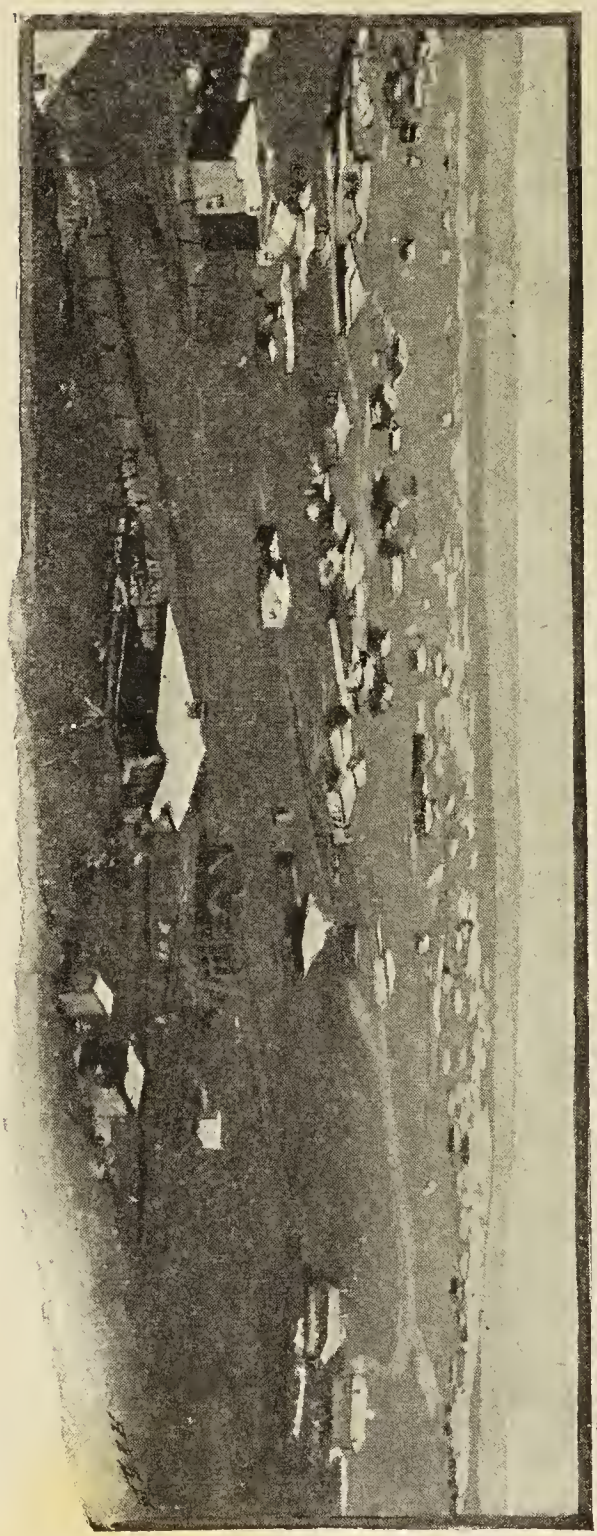
Die Bahnreise dauert sechzig Stunden und gewährt auf dem ersten Theile des Weges, wo die Bahn nach der Hochfläche emporsteigt, hübsche Ausblicke auf wohlbebaute Landstrecken. Dann aber durchschneidet sie auf einer fast zwei Tage währenden Fahrt die große Karru, eine dürre, steinige Wüste, ohne Baum, Strauch und Graswuchs. Erst wenn der Oranjefluß überschritten und das Gebiet des nach ihm benannten Freistaates erreicht ist, sieht das Auge wieder lebendes Grün, weidende Heerden, bebaute Aecker und zahlreichere Ansiedlungen und Ortschaften. Nicht selten haben die Reisenden hier in der südafrikanischen

Steppe auch das großartige Schauspiel eines Prairiebrandes. Gewöhnlich zünden die Ansiedler absichtlich

Ein holländischer Bur.

das dürre Gras an, um mit seiner Asche den Boden für den Ackerbau fruchtbar zu machen.

Nachdem wir auf der langen Fahrt bis zu einer Meereshöhe von 1800 bis 2000 Meter emporgestiegen sind, sieht



Ansicht von Johannesburg im Jahre 1889.

der Boden röthlich, rostfarbig aus, was auf die Menge der in ihm gelagerten mineralischen Schätze hindeutet. Immer zahlreicher werden auf beiden Seiten die Häuser aus galvanisirtem Eisenwellblech und die hohen Schornsteine, gleichfalls aus schwarzem Eisenblech. Die im Lande bereits bekannten Mitreisenden sagen dem Neuling: „Das ist Witwatersrand, das Gebiet der berühmten Goldminen, und bald kommen wir nach Johannesburg, dem Hauptorte dieses neuen Kalifornien."

Wir sind in dem Gebiete der Südafrikanischen Republik angelangt, in welchem der Verkehr noch bis vor wenigen Jahren fast ausschließlich auf die mit zwölf bis sechzehn Ochsen bespannten schwerfälligen Wagen der Kolonisten beschränkt war, um dann einen erstaunlich raschen Aufschwung zu

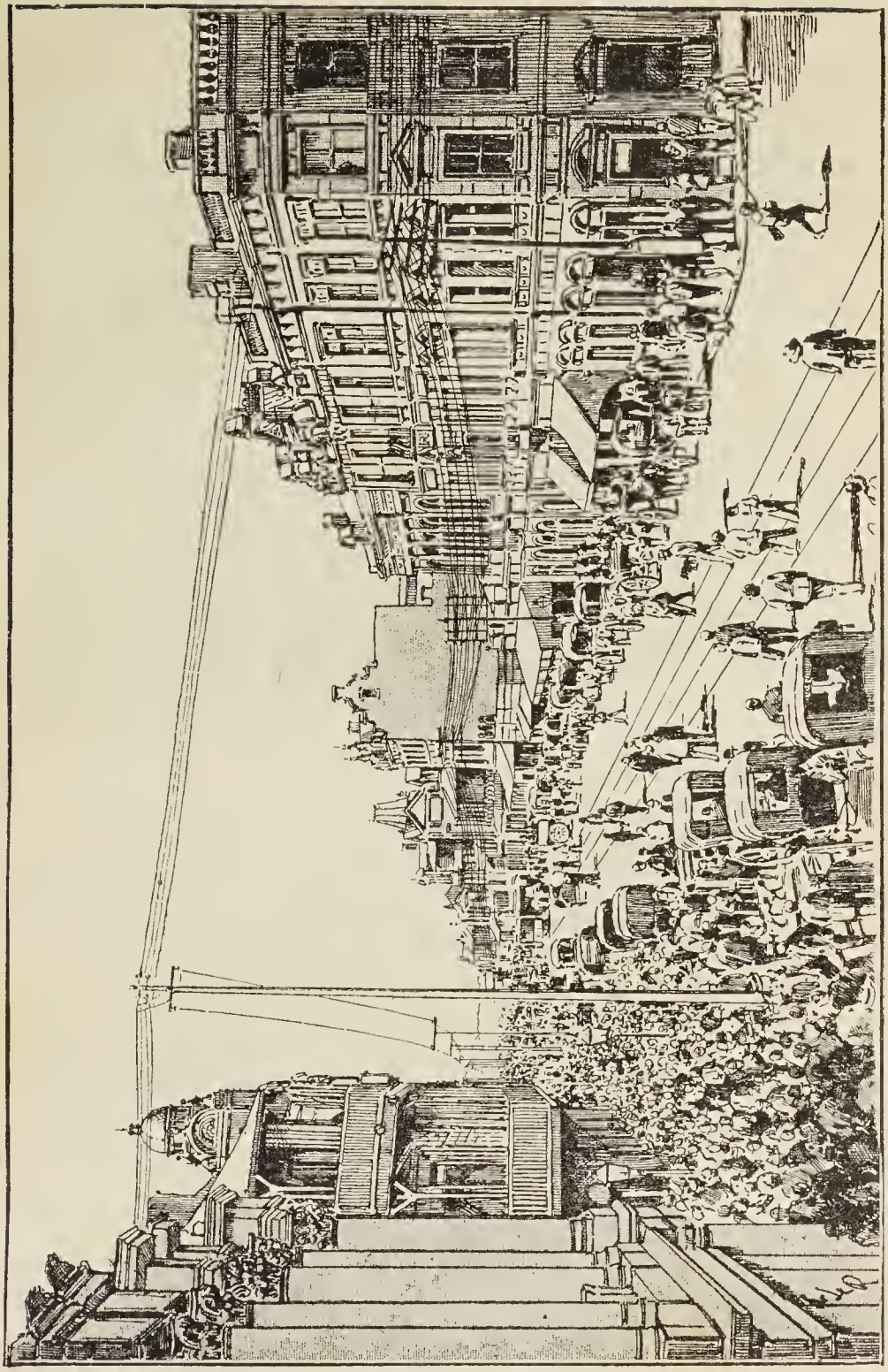
Das Haus des Präsidenten Krüger in Pretoria.

nehmen. Bereits im Jahre 1894 waren 677 Kilometer Eisenbahnen im Betrieb, 629 im Bau und 760 geplant. Den Bau und Betrieb aller Bahnlinien hat die Nieder-

ländisch-Südafrikanische Eisenbahngesellschaft unter staatlicher Zinsgarantie übernommen, die ihren Sitz in Amsterdam hat und über ein Kapital von 14 Millionen holländischer Gulden verfügt. Fertiggestellt und eröffnet wurden bisher folgende Strecken: Pretoria-Vaalfluß (Verbindung mit Port-Elizabeth und Kapstadt) und Pretoria-Komaati Poort (Delagoabahn). Im Bau begriffen sind: Nelspruit-Barberton, eine Zweigstrecke der Delagoabahn, und Pretoria-Charlestown, als Verbindung mit Port-Durban in Natal. Endlich besitzt die Gesellschaft noch eine Trambahn, die an den Witwatersrand'schen Goldfeldern von dem durch Jameson's und seiner Genossen Niederlage berühmt gewordene Krugersdorp über Bocksburg nach Springs führt.

Die Bevölkerung besteht aus Buren, welche die Herren des Landes und Großgrundbesitzer sind. Ihre Geschichte zählt erst etwas über 240 Jahre und beginnt mit der Expedition des Holländers van Riebeck, der 1652 in der Tafelbai landete und auf drei Schiffen holländische und deutsche Kolonisten bei sich hatte. Ein Menschenalter später folgten zahlreiche Hugenotten, die wegen der Aufhebung des Edikts von Nantes ihre französische Heimath verlassen hatten und ziemlich rasch mit den Buren verschmolzen. Zur napoleonischen Zeit erfolgte dann abermals ein Zuzug französischer Familien, wie auch die Deutschen im Anfange unseres Jahrhunderts massenhaft einwanderten, welche die Spuren ihres Volksthums namentlich in zahlreichen Ortsnamen, wie Heidelberg u. s. w., hinterließen. Auch Dänen und Schweden, sowie nachher auch englische Ansiedler wurden von den zähen Holländern zum Anschluß genöthigt.

Aus diesen Elementen hat sich nun im Laufe der Zeit eine einheitliche Nation mit gleicher Sprache und Sitte gebildet, die bei aller Gleichartigkeit doch die alten Rassenmerkmale noch erkennen läßt. Unverkennbar ist das ausschlaggebende Element jedoch das holländische. Die Abkömm-



Vor der Börse in der Commissioner-Street zu Johannesburg.

linge dieses Stammes sind erkennbar an den keilförmigen Schädeln mit schlichten, aschblonden Haaren, grauen, ausdrucksvollen Augen, und an dem mächtigen, oft eckigen und ungeschlachten Körperbau. Auch die Frauen sind meist

schwerfällig und vielfach von übermäßiger Leibesfülle. Die Abkömmlinge der Franzosen sind lebhafter, gesprächiger und zeigen im Aeußeren ovale Gesichter, dunkle Haare, blitzende Augen und meist auch gebogene Nasen. Das deutsche Blut ist schwerer erkennbar: blühende Gesichtsfarbe, oft mit röthlichem Haar gepaart, blaue leuchtende Augen, verbunden mit freundlichem, gemüthlichem Wesen deuten darauf hin.

„Der erste Charakterzug der Buren ist," wie ein scharf beobachtender französischer Reisender, Henry Bousquet, mit Recht hervorhebt, „ihre geringe Veranlagung zu gewinnbringender Beschäftigung. Sie verschmähen zwar das Gold nicht, sie wissen es aber nicht zu gewinnen und machen keine Anstrengung, dieses in ihrem Lande so leichte Geschäft zu erlernen. Wohl haben einzelne Buren mit den Goldminen ein Vermögen erworben und als Eigenthümer goldführender Striche bei der Entwickelung der Industrie im Witwatersrand fabelhafte Reichthümer erlangt. Aber diese sind zu ihnen gekommen, ohne daß sie sie gesucht hätten, und sie haben an ihren Sitten und Gewohnheiten nichts geändert. Diese reich gewordenen Buren leben genau so wie ihre Brüder in den von den Goldfeldern entfernten Bezirken, die auf ihren bescheidenen, mitten in der Steppe gelegenen Farmen das Geräusch der Pochhämmer nicht hören und mit ihren weiten Gefilden, dem klaren Himmel und ihrer Familienbibel zufrieden sind. Ihr Dasein ist sehr einfach: wenig Arbeit, die Beaufsichtigung der Heerden, die Bewachung des Anwesens und zur Zerstreuung die Pfeife und die Jagdflinte, wohl auch ein reichbesetzter Tisch füllen es aus: kein Festtag vergeht ohne ein reiches Mahl, zu dem man die Nachbarn einladet, und bei dem diese kräftigen Leute, den Filzhut tief in's Gesicht gedrückt, unglaubliche Massen von Speisen vertilgen.

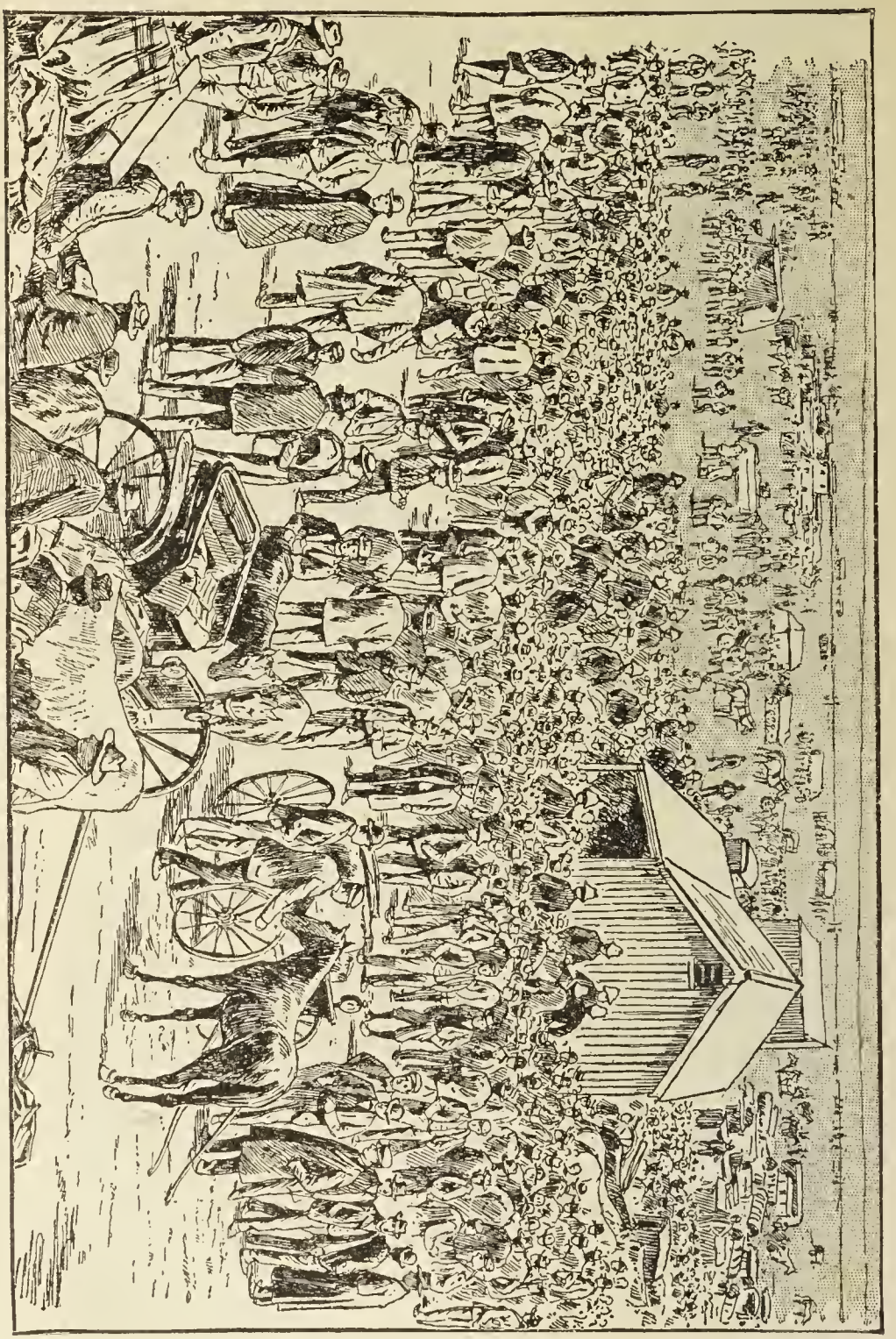
Sie sind Bauern, und wollen keinen anderen Namen,

aber sie sind keine Ackerbauer. Für die Arbeit mit dem Pfluge haben sie wenig Geschmack, sie säen nur

Auf dem Markte in Johannesburg.

so viel, wie sie unbedingt brauchen, im Uebrigen sind sie ein Hirtenvolk. Ihr Stolz besteht nicht in der Zahl der

bebauten Morgen, der Ernte an Getreide und Mais, den gefüllten Scheuern und Speichern, sondern in ihren Weide-



Die Eröffnung des Goldfeldes von Witwatersrei im September 1895.

triften, den zahlreichen Heerden, den mächtigen Ochsen, den Pferden und Schafen. Die Bebauung des Feldes ver-

langt harte Arbeit in gebückter Stellung, der Bur aber liebt es nicht, sein Haupt zu beugen; dieselbe verlangt auch dauerndes Verweilen auf der Scholle, die fortgesetzte Sorge von Generationen um die Fruchtbarmachung des Ackers: das paßt dem Buren nicht. ifersüchtig ine Un- gkeit nd

Kaffern auf dem Wege zur Mine.

n einen bestimmten Herd fesselt. ist weniger seine Farm als der iner Leinwanddecke überspannte

fahrende Haus, das ihn durch die unendliche Prairie führt."

Der Mangel an Wohnlichkeit und Behaglichkeit geht so weit, daß man sich mit den Kleidern zu Bette legt und nur die Fußbekleidung vorher auszieht. Am Morgen wäscht sich Alles der Reihe nach in demselben umfangreichen Becken und mit demselben Wasser. Nach dem Frühstück folgt das allgemeine Absingen eines Psalms; schon um 9 Uhr nimmt man die Hauptmahlzeit ein, um 1 Uhr den Kaffee, um 5 Uhr den Thee und um 7 Uhr das Abendbrod. Der Bur ist streng religiös, und streng wird auch an den alten ererbten Sitten und Bräuchen festgehalten. Jeder Waffenfähige ist auch wehrpflichtig, ein stehendes Heer gibt es nicht. In ganz Südafrika findet man keine besseren Reiter und sicherere Schützen als die Buren, wie die Engländer wiederholt zu ihrem Schaden erfahren haben.

Was die Regierung des Freistaates betrifft, so steht an ihrer Spitze ein auf fünf Jahre gewählter Präsident, ein Vizepräsident, ein Staatssekretär und ein Oberbefehlshaber. Zum ersten Volksraad, der aus 24 Mitgliedern besteht, können nur im Lande Geborene oder seit 18[illegible] Ansässige, zum zweiten nur seit vier Jahren Ansässi[illegible] wählt werden. Auch das direkte aktive Wahlrecht [illegible] schieden geregelt, wogegen die „Uitlanders" [illegible] gewanderte Ausländer) neuerdings vielfach [illegible] erhoben haben.

Der gegenwärtige Präsident ist bekannt[illegible] im ganzen Lande „Oom (Oheim) Paul" [illegible] vorigen Jahre seinen 70. Geburtstag ge[illegible] seit 1881 diesen südafrikanischen Zuku[illegible] Jugend fiel in die schwere Zeit der [illegible] züge) der Buren und der fortwähre[illegible] und Zulus. Er zog zuerst mit [illegible] nachdem englische Mißgunst auch

Redliche Finder.

Ein Kapitel von der Ehrlichkeit. Von **Richard March.**

(Nachdruck verboten)

Dem nationalökonomischen Ausspruche, daß in der Welt tagtäglich etwa dreimalhunderttausend Mark in Barem, Schmuck und sonstigen beweglichen Werthsachen in Verlust gerathen, kann man ohne Weiteres zustimmen, den Moralphilosophen jedoch, die da meinen, daß dieser Verlust weniger oder gar nicht fühlbar sein würde, wenn die Ehrlichkeit nicht eine so seltene Tugend wäre, muß ganz entschieden widersprochen werden.

Allerdings gibt es viel unehrlich Volk hienieden, das keine Gelegenheit ungenützt läßt, sich auf Kosten Anderer zu bereichern und daher auch alles gefundene Gut als sein Eigenthum betrachtet, allein die redlichen Finder sind doch in der Mehrheit und werden dieselbe wohl niemals verlieren.

Wer's nicht glauben will, der sehe sich einmal die Ausweise an, welche von den Polizeibehörden über die bei ihnen von redlichen oder, was dasselbe ist, ehrlichen Findern hinterlegten Gegenstände alljährlich veröffentlicht werden. Darnach wurden zum Beispiel in Paris im Jahre 1894 nicht weniger als 26,662 Fundstücke deponirt. Unter denselben befanden sich 11,450 Franken in Banknoten,

38,000 Franken in Aktien und 30,000 Franken in Schmuckgegenständen, zusammen also Werthsachen im Betrage von 79,450 Franken. Rechnet man hierzu noch die Unmasse gefundener Korsetts und sonstiger Damenkleidungsstücke, ferner die falschen Zöpfe, Zähne und andere „Toilettengegenstände", so dürften die zumeist auf offener Straße aufgelesenen Güter wohl einen Werth von mehr als 100,000 Franken haben. Vertheilt man nun die Zahl der Funde auf die mit 2½ Millionen angenommene Bevölkerung von Paris, so ergibt sich, daß im Jahre 1894 jeder hundertste Pariser irgend etwas verloren hat und daß der Werth dieses verlorenen Gutes durchschnittlich ungefähr 4 Franken betrug. Wenn jedoch erwogen wird, daß viele Funde von redlichen Leuten ohne Kenntniß und Mithilfe der Polizei den Verlustträgern zurückgestellt, und und andere wieder verheimlicht werden, so kann leicht nachgewiesen werden, daß eigentlich schon jeder achtzigste Pariser jährlich einmal etwas verliert, wonach sich naturgemäß die Höhe des Einzelverlustes bedeutend, vielleicht auf 5 Franken erhöht.

Nahezu dieselben Verhältnisse herrschen in anderen großen Städten. Aber man weiß nicht nur dies, sondern auch, was am seltensten und am meisten gefunden wird: wohlgefüllte Börsen und Regenschirme. Jene sind sehr selten, diese aber werden in London zum Beispiel täglich zu Hunderten aufgelesen, denn der Fundausweis der dortigen Eisenbahnen allein verzeichnet die Ziffer der in Wagen und Räumen dieser Verkehrsinstitute im Monate Januar 1895 gefundenen Regenschirme mit 13,000! Aber auch in Wien, Berlin, Paris, kurz überall ist die Zahl der verlorenen Regenschirme sehr hoch, und die meisten werden von den redlichen Findern bei den Polizeibehörden hinterlegt, so daß dieselben schon längst eigene Schirmdepots führen müssen.

Ein Blick in solch' ein Depot ist nicht uninteressant und — sehr schmeichelhaft für die Damenwelt. Von ihr wird nämlich der Regenschirm nur sehr selten verloren, und während die Herren auch des Schattenspenders sehr oft verlustig werden, verlieren die Frauen ihre Sonnenschirme nur äußerst selten einmal, und da wohl nur unter ganz besonderen Umständen.

Den zweiten Rang unter den alltäglichen Funden behauptet der Stock. Er ist denn auch in manchem Funddepot in tausend und mehr, zuweilen sehr werthvollen Exemplaren vertreten und, wie der Regenschirm, ein augenscheinlicher, nicht wegzuleugnender Beweis der zunehmenden Zerstreutheit des männlichen Geschlechtes, auf dessen Konto überhaupt gut 70 Prozent der Fundstücke kommen. Die Frauen verlieren also weitaus weniger, sind aber im Funddepot nicht allein deshalb, sondern auch aus dem Grunde in der Minderheit, weil sie erstens ihre Verluste — zumeist Schmucksachen — rascher reklamiren, und weil zweitens dieselben am häufigsten in die Hände unredlicher Finder gerathen.

Das ist wohl recht unerfreulich, indeß wenn wir die Fundstatistik weiter verfolgen, so entdecken wir, daß sie auch eine Lichtseite hat, und zwar die, daß, wie schon erwähnt, die redlichen Leute in der Mehrzahl sind, indem ihrer 90 auf 100 Funde kommen, mit anderen Worten: nur zehn Prozent der Funde werden verheimlicht. Und doch hätten, der Bemerkung eines Pariser Polizeibeamten zufolge, die meisten der dort deponirten 26,662 Fundstücke ganz gut zurückbehalten werden können.

Und dabei ist Paris lange nicht die ehrlichste Stadt der Welt. Im Gegentheile. Andere Großstädte, wo, wie schon gesagt, hinsichtlich der Verlustfälle nahezu dasselbe Verhältniß herrscht, wie an der Seine, sind der Hauptstadt Frankreichs in Sachen der Ehrlichkeit entschieden über.

Wien zumal nimmt mit vollem Rechte für sich den Ruhm in Anspruch, die an redlichen Findern reichste Stadt der Welt zu sein. Die Anzahl der nicht wiedererlangten verlorenen Gegenstände ist denn auch in Wien so gering, daß ein Viehhändler einmal guten Muthes wetten konnte, er werde ein lebendes Ferkel, das er während des Transportes zum Markte verlor, ganz bestimmt wieder erhalten. Und der Mann hat seine Wette glänzend gewonnen, denn schon eine geraume Weile bevor er seinen Verlust der Polizei meldete, war das Ferkel daselbst abgegeben worden. Ein Taglöhner hatte es gefunden und, obwohl er sehr arm war, doch auf den gesetzlichen Finderlohn — zehn Prozent vom Werthe des jeweiligen Fundes — verzichtet, weil, wie er sagte, die Ehrlichkeit Pflicht sei und nicht belohnt zu werden brauche. Der Händler schien dies natürlich zu finden, nahm sein Ferkel und entfernte sich. Der Finder vergaß sehr bald den Vorfall und war daher nicht wenig erstaunt, als ihm einige Monate später ein ausgewachsenes Schwein in's Haus gestellt und dazu ein Brief übergeben wurde, worin es hieß, Ehrlichkeit müsse denn doch belohnt werden, und da aus dem Ferkel, das so mancher Andere seinerzeit verspeist hätte, inzwischen ein fettes Schwein geworden sei, so möge sich's der redliche Finder recht gut schmecken lassen.

Noch besser lohnte sich die Redlichkeit in nachfolgendem Falle. Auf den Stufen der Peterskirche zu Wien pflegte vor etwa fünfzig Jahren ein armes krankes Weib zu sitzen und die Mildthätigkeit der Vorbeigehenden anzuflehen. Mitunter hatte sie, um diese mitleidiger zu stimmen, ihren Jüngsten, ein kleines Büblein, bei sich, das ihr indeß gar oft ausriß und in der Nachbarschaft sein Unwesen trieb. Auf einer dieser Exkursionen nun geschah es, daß der Junge eine große Brieftasche fand, die er sofort freudestrahlend der Mutter brachte. Die arme Frau öffnete die

Tasche und sah Geld in allen Fächern. Meist waren es große Banknoten, von denen ein kleiner Theil genügt hätte, ihre Noth auf immer zu enden. Aber die Frau war ehrlich, sie sandte den Jungen zur Polizei, und dort zeigte sich, daß die Brieftasche bare hunderttausend Gulden enthielt. Nun mußte der Knabe seinen Namen nennen und versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen, dann konnte er gehen. Kaum war er fort, erschien der Verlustträger. Es war der ungarische Graf M. Die Ehrlichkeit des Betteljungen rührte ihn auf's Tiefste. Er suchte denn auch den redlichen Finder sofort auf und sorgte von da an für ihn und seine Familie in freigebiger Weise. Später nahm er den Knaben ganz zu sich und ließ ihn so vortrefflich erziehen, daß er eine hervorragende Stellung auf musikalischem Gebiete errang. Damit war aber die Dankbarkeit des Grafen noch nicht erschöpft, vielmehr gab hiervon erst sein Testament das glänzendste Zeugniß. In demselben war nämlich Herrn Ignaz B., so hieß der redliche Finder, dieselbe Summe ausgesetzt, die der Graf einst verloren hatte.

Natürlich werden so große Summen nur sehr selten, in Jahrzehnten einmal, verloren, wie sich denn überhaupt der größte Verlust in Barem, von dem man je gehört, nur auf das Doppelte obigen Betrages, nämlich auf 400,000 Mark beziffert. Der Verlustträger war ein Bankier in Rio de Janeiro, der redliche Finder jedoch diesmal ein deutscher Bauer der Ulmer Gegend, der die Heimath nur ungern verlassen hatte und nach Brasilien ausgewandert war, um daselbst vielleicht doch auf einen grünen Zweig zu kommen. Und siehe da, kaum hatte er das Schiff verlassen, fand er die so werthvolle Brieftasche, und erhielt an Finderlohn so viel ausbezahlt, daß er als gemachter Mann sofort wieder nach Hause zurückdampfen konnte.

Wie schon angeführt, ist der Finderlohn gesetzlich be-

stimmt und muß erlegt werden, falls der redliche Finder nicht ausdrücklich darauf verzichtet, was nicht selten geschieht. Hierdurch ermuthigt, wollen so manche Verlustträger vom Finderlohn überhaupt nichts wissen, Andere wieder drücken ihn auf ein Minimum herab. In Paris zum Beispiel fand vor Kurzem der Arbeiter Georges B. auf der Straße eine Brieftasche mit dem Inhalte von 10,000 Franken. Da die Tasche die Adresse des Verlierers enthielt, begab sich der redliche Finder eiligst dahin und überreichte ihm das verlorene Gut. Der Mann erschöpfte sich in Danksagungen, pries zumal die Ehrlichkeit des Arbeiters und wollte sich hierfür mit einem Franken erkenntlich zeigen. Georges rief jedoch den Schutz der Behörde an, und diese zwang den noblen Verlustträger, zu dem einen Franken noch 999 gleichwerthige Münzen hinzuzulegen, damit, wie der Richter sarkastisch bemerkte, das in diesem Falle gesetzliche Tausend voll werde.

Ebenso schmutzig, wie der Pariser, hat sich unter Anderen auch ein Herr aus Frankfurt am Main gezeigt. Er verlor nämlich einen Wechsel über 1000 Mark, und als ihm ein Kind armer Leute das werthvolle Papier wiederbrachte, da öffnete er in einer Anwandlung von Edelmuth seine Börse und gab dem Kleinen mit den Worten: „Da, kauf' Dir etwas!" bare 20 Pfennige.

Da nun hinsichtlich des Finderlohnes von den Verlustträgern im Laufe der Zeiten sehr oft in ähnlicher Weise willkürlich vorgegangen wurde, ohne daß ein Richter angerufen und in die Lage versetzt worden wäre, die übel behandelten redlichen Finder zu schützen, so hat sich im Volke nachgerade die Ansicht herausgebildet, der Finderlohn könne rechtlich gar nicht angesprochen werden. Manche Verlustträger sehen sich daher bemüßigt, den, wir betonen es, gesetzlich gewährleisteten Finderlohn auch ihrerseits öffentlich und ausdrücklich zuzusichern.

So oft es sich nun dabei um Diamanten, Perlen und sonstige Werthsachen handelt, wird die Sache von Jedermann in Ordnung befunden, als aber im Frühlinge 1892 dem redlichen Finder eines verlorenen „Cul de Paris“ bare 1000 Gulden österreichischer Währung als Belohnung verheißen wurden, hätte diese Anzeige für einen schlechten Witz gehalten werden können, wenn die Verlustträgerin nicht beigefügt haben würde, daß in dem „Cul“ eine Barschaft von 12,000 Gulden eingenäht sei. Eisenbahnarbeiter waren die Finder dieses werthvollsten aller „Culs“. Sie hatten das Ding auf dem Bahnsteige der Nordbahnstation Prerau (Mähren) aufgelesen, und so komisch war es ihnen erschienen, daß sie sich damit gegenseitig eine Weile bewarfen und dann erst die „Wurst“ einer Taglöhnerin schenkten, die sie ihrerseits einer Freundin überließ, deren Kinder das Ding, nachdem sie genug damit gespielt, auf den Misthaufen warfen. Dort suchte man es nun, indeß vergebens. Der werthvolle „Cul“ war spurlos verschwunden.

Daß er's auch bleiben wird, möge indeß Niemand behaupten, denn einem Manne, der kürzlich in Montauban, eine Gans erstand, wurde die gewiß seltene Ueberraschung zu Theil, im Magen des Thieres 60 Franken in Goldstücken zu finden. Die Seltenheit des Fundes wird nur durch die noch seltenere Ehrlichkeit übertroffen, mit welcher der redliche Finder zu dem Verkäufer der Gans eilte, um den Eigenthümer der 60 Franken ausfindig zu machen. Es ergab sich, daß die goldhaltige Gans einer alten Frau gehört hatte, welche die Gewohnheit besaß, ihre übrigens sorgfältig gebuchten Ersparnisse in allen erdenklichen Verstecken aufzubewahren. Bevor sie starb, hatte sie ihrer Nichte und Erbin zugeflüstert, daß auch im Gänsestalle 140 Franken lägen, allein man hatte dort nur 80 gefunden und somit annehmen müssen, die alte Dame habe

sich geirrt. Nun aber lag die Sache anders: die fehlenden 60 Franken waren von der nachmals verkauften Gans verschlungen worden. Somit kann auch der obenerwähnte „Cul" in den Magen eines Borstenviehs gekommen sein.

Die Eigenthümerin des kostbaren „Culs" braucht also um so weniger alle Hoffnung auf ein Wiederfinden fahren zu lassen, als die Ehrlichkeit der Menschen häufig wirklich großartig ist. Eine Bürgersfrau aus Bergen auf Rügen ist eines der schönsten Beispiele hierfür. Sie hatte auf dem Markte von einer Gärtnerin Möhren gekauft und brachte dieselben nach Hause, um sie für den Mittagstisch zuzubereiten. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie zu ihrem Erstaunen ein Naturwunder. Eine von den Möhren war nämlich mit einem goldenen Ringe umschlossen, doch so, daß das Fleisch der Möhre darüber gewachsen war. Anstatt nun den Ring für eine gute Prise zu erklären, betrachtete ihn die wackere Frau als gefundenes Gut und eilte mit der Möhre zu deren ursprünglichen Eigenthümerin. Diese stieß beim Anblicke des Ringes einen Freudenschrei aus. Es war ihr Ehering, derselbe, der ihr im Frühlinge, als sie ein Möhrenbeet bestellte, vom Finger glitt, und den sie weder damals, noch später, als das Beet gelegentlich der Ernte gänzlich durchwühlt wurde, trotz allen Suchens finden konnte. Warum? Darüber konnte nunmehr kein Zweifel bestehen. Der Ring war — gewiß eine Seltenheit — dergestalt auf einen Möhrentrieb gefallen, daß er denselben umschloß und durch dessen Grün den Blicken der Sucherin entzogen wurde. Später ist er dann mit der Möhre auf's Innigste verwachsen.

Ringe sind übrigens auch ein alltägliches, oder, wie ein Spötter sagt, beliebtes Verlustobjekt, und schon einigemale waren, ganz so, wie dies Schiller in seiner Ballade „Der Ring des Polykrates" geschehen läßt, Fische die redlichen Finder. Unter Anderen hat auch Herzog Otto von

Oesterreich, zubenannt der Fröhliche († 1340), einen Ring auf diese Weise wieder erhalten, und den Küchenjungen, der den Reif im Magen eines Donaukarpfen gefunden und dem Herzoge, von dessen Verlust er gehört, gebracht hatte, seiner Ehrlichkeit wegen auf landesherrliche Kosten erziehen lassen. Aus dem Bürschchen ist nachmals ein Priester, der seiner Urwüchsigkeit wegen berühmte und als Vorläufer Abrahams a Santa Clara vielgenannte „Pfaff vom Kahlenberge" geworden.

So wird dem redlichen Finder, ganz abgesehen von dem erhebenden Bewußtsein, das jede rechtliche That gewährt, gar oft ein glänzender Lohn zu Theil, und mitunter kann er sogar rechtmäßiger Besitzer des Fundes werden. Ein Mädchen aus Usingen zum Beispiel, welches vor längerer Zeit in Frankfurt am Main im Dienste gestanden, hatte eines Tages im Keller eine schon im Vermodern begriffene Geldbörse mit einigen Hundert Mark gefunden und ihren Fund auf der Polizei abgeliefert; Niemand aber hat sich als Eigenthümer gemeldet, und so erhielt, nachdem die gesetzliche Frist verstrichen war, die Finderin die Anweisung von der Polizei, zu kommen und ihren Fund in Empfang zu nehmen, was denn auch geschah und möglicherweise das Lebensglück des Mädchens begründet hat.

Nun wird man wohl fragen, was denn mit den nicht in Bargeld bestehenden Funden geschieht, deren Eigenthümer sich innerhalb der gesetzlichen Frist nicht gemeldet haben. Rechtlich haben auf solche Gegenstände auch die Finder Anspruch, allein da derselbe nur höchst selten erhoben wird — die Leute haben ihrer Funde meist gänzlich vergessen — so werden die Fundstücke alljährlich öffentlich versteigert, und der Erlös hierfür wird abermals längere Zeit zu Gunsten der Verlustträger und Finder aufbewahrt. Meldet sich auch innerhalb dieser Frist Niemand, dann ist

das Geld Staatseigenthum geworden und wird vom Fiskus eingezogen.

Genau so wird mit den von der See ausgeworfenen, irgend einen Werth repräsentirenden Gegenständen, dem sogenannten Strandgut, verfahren, und ebenso dürfen die Eisenbahnen und sonstigen großen Verkehrsanstalten mit den in ihren Wagen und Räumen gefundenen Gegenständen vorgehen, nur daß der Erlös hierfür meist zur Stärkung der Pensionskassen ihrer Beamten verwendet wird.

Auch in Berlin finden, seitdem es Weltstadt geworden, alljährlich Fundversteigerungen statt, und wer denselben nicht beigewohnt hat, der kann sich von der Menge und Mannigfaltigkeit der gefundenen Gegenstände kaum einen Begriff machen. Schirme und Stöcke stehen obenan. Dann folgen Kopfbedeckungen aller Art, vom elegantesten Klapphut bis zum Fez des Mohammedaners; weiters Damenkleider, Ueberzieher, Röcke aller Art, Stiefel, Schuhe, Uhren, Goldsachen, vornehmlich Ringe, Brillen, Klemmer, Scheeren, Messer, Revolver und sonstige Feuerwaffen, und letzthin war gar ein Schleppsäbel vorhanden. Aber auch zahllose andere Dinge, wie Bücher, Barometer und Thermometer, chirurgische Instrumente und anatomische Präparate, — kurz Alles, was überhaupt verloren werden kann, weist solch' eine Fundversteigerung auf.

Wie schon angedeutet, erfolgt die Reklamation geringer Verluste selten, wenn aber in London eine Hoffestlichkeit stattgefunden hat, kann man sicher darauf rechnen, in den dortigen Blättern, welche eigene Rubriken für die Verlautbarung von Verlusten und Funden besitzen, Anzeigen zu lesen, worin verschiedene namentlich angeführte Ladies den redlichen Findern ihrer auf dem Hofball verlorenen Armbänder, Halsbänder, Broschen und sonstigen Schmucksachen hohe Belohnungen verheißen. Baron Isaak Jakob

de Vere wieder verspricht dem redlichen Finder eines während der Unterhaltung mit dem Prinzen von Wales verlorenen goldenen Bleistiftes 10 Pfund Sterling Finderlohn, und Miß Elisa Schnoby macht sich anheischig, Denjenigen, der ihren „nach dem Besuche der königlichen Loge im Theater zu Ascot" verlorenen Zobelpelz wiederbringt, fürstlich zu belohnen. Diese Gegenstände werden jedoch niemals gefunden, aus dem einfachen Grunde, weil sie nie verloren wurden. Die Anzeigen sind ein billiges Mittel, sich als vornehme Leute aufzuspielen und dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Auch bei uns thun Manche desgleichen; die interessanteste und sensationellste Verlustanzeige aber, die wohl jemals in einer deutschen Zeitung gestanden hat, war die, welche der deutsche Kaiser erließ, als er gelegentlich einer Truppenbesichtigung auf dem Tempelhofer Felde sein braunledernes Portemonnaie mit dem Inhalte von etwa 100 Mark, einigen Schlüsseln und einem goldenen Fingerringe verlor. Ein Finderlohn wurde in diesem Falle, der schon deshalb interessant ist, weil man daraus zum ersten Male erfährt, wie viel Geld ein Kaiser zu sich steckt, wenn er seinen Palast verläßt, nicht ausgesetzt. Und dies wäre auch ganz unnöthig gewesen, denn der redliche Finder konnte wohl versichert sein, in diesem Falle mehr als die üblichen zehn Prozent einzuheimsen.

Zum Schluß noch etwas von den unredlichen Findern, deren es, wie schon erwähnt, zehn unter hundert gibt. Diese setzen sich oft um geringen Vortheils willen der Gefahr des Freiheits- und Ehrverlustes aus. Zudem fahren nicht Wenige von ihnen schlecht, denn es gibt bereits Gauner, welche in mannigfacher Art und Weise auf die Unredlichkeit der Finder spekuliren. In Amerika geschieht dies dadurch, daß der Inhaber irgend einer schwindelhaften Pfandleihanstalt — meist ein Diebshehler — Scheine

seines „Geschäftes" in der Erwartung auf die Straße wirft, ein unredlicher Finder werde durch Bezahlung des auf 50, 100 und selbst mehr Dollars lautenden Pfandscheines die darauf angegebenen, angeblich verpfändeten Schmucksachen einlösen, in der Hoffnung, ein gutes Geschäft zu machen. Das geschieht denn auch oft, indeß diese Schmucksachen sind entweder falsch oder gestohlen, und der unredliche Finder kann sich gratuliren, wenn er beim Verkaufe des Pfandes blos die Hälfte seines für dasselbe ausgelegten Geldes verliert.

Da der Betrogene eine gerichtliche Anzeige wider den betrügerischen Pfandleiher nicht erstatten darf, ohne sich selbst anzuklagen, so ist der unredliche Finder durch sein unredliches Thun bestraft. Der redliche aber wird in aller Welt hoch gepriesen. Und dies mit Fug und Recht, denn gerade er beweist, daß das Rechtsgefühl im Volke nicht, wie vielfach behauptet wird, im Ersterben begriffen, sondern noch sehr lebendig, und die Menschheit im Grunde genommen besser ist, als ihr Ruf.

Mannigfaltiges.

Der stumme Gast. — Im Jahre 1836 stand das 16. österreichische Ulanenregiment zu Prilac in Ostgalizien in Garnison. Der tiefe Friede, der nach den napoleonischen Feldzügen in ganz Europa herrschte, brachte es mit sich, daß der Dienst allenthalben stark vernachlässigt wurde. Die Offiziere, fast durchwegs jüngere Söhne des österreichischen Hochadels, standen zumeist noch in sehr jugendlichem Alter, Lieutenants mit 15 oder 16 Jahren, Rittmeister mit 23 Jahren waren durchaus keine Seltenheit. Der Bürger schien den jungen Herren einzig und allein dazu auf der Welt, um ihre übermüthige Laune an ihm auszulassen, und je weiter ein Regiment von der Centrale entfernt stand, desto ärger trieben es in ihrem Uebermuth die jungen Herren, an eine Inspizirung war bei der großen Entfernung und den schlechten, oft ganz unfahrbaren Wegen nicht zu denken.

Das Offizierkorps des besagten Ulanenregiments hatte in dem einzigen Zimmer des Gasthofes „Zur goldenen Krone" eine lange Tafel belegt; kam nun irgend ein Angehöriger der Bürgerschaft, um daselbst ein Glas Wein zu trinken, so drückte er sich ängstlich in die dunkelste Ecke — sich an den gleichen Tisch mit den Offizieren zu setzen, das hätte selbst der Bürgermeister der Stadt nicht gewagt.

Da kam eines Abends — es war im Winter und es schneite heftig — ein Wagen vor dem Gasthof vorgefahren. Ein alter Herr, in einen blauen Kragenmantel gewickelt, stieg aus und verlangte ein Zimmer, zugleich gab er Befehl, das Zimmer gut

durchzuheizen. Der alte Herr, eine kleine, magere Erscheinung mit harten, strengen Zügen, verfügte sich vorläufig in das bereits erwähnte Gastzimmer, wo die Offiziertafel stand, bestellte sich eine Suppe und zwei weichgesottene Eier und ließ sich bescheiden am untersten Ende des noch ganz leeren Tisches nieder.

Der Wirth machte alsbald den alten Mann aufmerksam, daß dieser Tisch den Herren von der Garnison gehöre und forderte ihn auf, seinen Platz zu wechseln; der Zufall aber wollte es, daß die anderen noch im Lokale befindlichen Tische mit Bürgern dicht besetzt waren, und so beschloß der alte Mann, auf dem einmal eingenommenen Platz zu verbleiben.

Eben setzte der Kellner die dampfende Suppe auf den Tisch, da öffnete sich die Thür, und die ersten Offiziere klirrten in's Zimmer herein; andere folgten bald nach, und die lange Tafel begann sich zu füllen. Das Präsidium führte ein Rittmeister, der demnach dem Fremden gerade gegenüber zu sitzen kam. Die Offiziere rückten ostentativ zusammen, um mit dem Fremden in keine Berührung zu kommen; ein Lieutenant aber, der sich etwas verspätet hatte, mußte mit dem letzten Platz vorlieb nehmen und kam infolge dessen knapp neben dem Fremden zu sitzen.

„Du, Herr Rittmeister,*) wer hat denn diesen sonderbaren Vogelkopf an unseren Tisch geladen?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete der Rittmeister, „ich bin's sicherlich nicht gewesen!"

„Wenn es Jemand von euch war, dann möge er mich gütigst vorstellen, ihr Anderen kennt mich doch Alle?"

„Du solltest doch wissen," warf ein anderer junger Offizier ein, „daß wir mit solchen Individuen keine Verbindung haben können; der Alte scheint Dich übrigens nicht zu verstehen, er bemerkt gar nicht, daß wir von ihm sprechen."

Es war in der That, als verstehe der alte Herr die deutsche Sprache nicht, kein Muskel in seinem Gesichte rührte sich, nur die kalten grauen Augen glitten hin und wieder blitzartig über die Gesellschaft, im Uebrigen aß er seine Suppe ruhig weiter.

---

*) Eine bei dem früher obligaten „Du" in der österreichischen Armee sehr gebräuchliche Anredeformel eines Niederen an einen Höheren.

„Geh," sagte ein anderer Offizier, „sag's dem Philister französisch, daß er hier überflüssig ist, oder noch besser, sag's ihm ruthenisch, das dürfte er besser verstehen, das ist doch in unserer Gegend die Bauernsprache — spricht Keiner von euch ruthenisch?"

„Ruthenisch kann ich nicht," entgegnete darauf ein langer Lieutenant, „aber mir ist die Gabe verliehen, mich durch Geberden so deutlich auszudrücken, daß mich selbst ein Ruthene verstehen würde. Paßt auf, jetzt lasse ich meine Batterien spielen."

Der Lieutenant klopfte von seinem Platze aus mit dem Reitstock, den er im Stiefel getragen hatte, auf den Teller des alten Herrn, daß es hell erklang. Der Alte sah überrascht auf.

Der Offizier deutete mit dem Stock nach der Zimmerthür, der alte Herr folgte der Richtung mit den Blicken, dann aß er weiter.

Die Offiziere brachen in ein schallendes Gelächter aus. „Deine berühmte Geberdensprache läßt Dich gründlich im Stich, hättest Deine Kunst auch bescheidener verkünden können, der Alte hat Dich nicht verstanden."

Der Offizier erhob sich und trat vor den alten Herrn hin, der vollständig gleichgiltig schien.

„Also nun deutlicher," sagte der Offizier; „ich bin der Freiherr v. S. und Lieutenant bei den Kinsky-Ulanen."

Der alte Mann erhob sich jetzt. „Ich war allerdings auch einmal Lieutenant," sagte er scharf, „Lieutenant in dem gleichen Regiment, welches jetzt durch die Gnade Seiner Majestät des Kaisers *meinen* Namen trägt."

Im Augenblick herrschte an der Offiziertafel die tiefste Stille, man hätte eine Feder fallen hören können. In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, und der Oberst des Regiments, gefolgt von einem fremden Offizier, trat ein.

Der Oberst schritt direkt auf den Alten zu und verneigte sich tief, dann erwartete er die weiteren Befehle. Der fremde Offizier trat bescheiden zurück, es war der Adjutant des Feldzeugmeisters v. Kinsky, den dieser zum Regimentskommandeur geschickt hatte, ihm seine Ankunft zu melden.

Der General gab dem Oberst einen Wink, ihm zu folgen, die Beiden zogen sich in ein anderes Zimmer zurück und ließen die Offiziere an der Tafel rathlos stehen.

„Drei Herren sofort um Entschuldigung bitten gehen," befahl der Rittmeister, der sich zuerst faßte. „Die am meisten Kompromittirten sollen voran."

So geschah es auch. Der Feldzeugmeister schien anfänglich unerbittlich, doch ließ er sich später erweichen; er wollte zuerst die ganze Tafelrunde kassiren, dann aber ließ er Gnade für Recht ergehen, trotzdem wurden später in kurzen Zwischenräumen die an dem Auftritt betheiligten Herren einer nach dem anderen zum Fuhrwesen versetzt. v. L.

Neue Erfindungen: Eine Maschine zum Reinigen von Flaschen. Der Apparat zum Spülen und Reinigen von Flaschen, den unsere Abbildung veranschaulicht, hat von seinem französischen Erfinder den Namen „L'Electric" erhalten, obwohl er mit der Elektrizität nicht das Mindeste zu thun hat. Es soll vielmehr durch diese Bezeichnung nur auf die Schnelligkeit hingedeutet werden, mit der die Maschine arbeitet. Man kann damit täglich bequem 6000 Flaschen oder Gläser von jeder Form und Größe reinigen, und zwar so gründlich, wie es kaum auf irgend eine andere Weise zu erzielen ist. Das gründliche Reinigen der Flaschen ist für gewöhnlich recht umständlich und zeitraubend; schon Goethe sagt:

„Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten."

Wenn Reinlichkeit aber mit Recht als die Hauptzierde und erste Erforderniß im Haushalt angesehen wird, so ist sie für Flaschen, die wiederholt zur Aufbewahrung von Getränken benutzt werden sollen, ganz besonders erforderlich. Auch die geringste dem Glase noch anklebende Spur der früheren Flüssigkeit läßt den neuen Inhalt bei längerem Stehen verderben oder verleiht wenigstens dem letzteren einen höchst unangenehmen Beigeschmack. Eine Flaschenspülmaschine, gleich der in Rede stehenden, ist daher nicht nur für Restaurationen, Kellereien u. s. w., sondern auch für jeden größeren Haushalt nutzbringend und deshalb zu empfehlen. Der Apparat wird auf dem Rande eines mit Wasser gefüllten Eimers oder Zubers mit Hilfe einer starken Klemmschraube befestigt. Dreht man dann an der Kurbel, so wird ein auf dem oberen Ende der senkrechten Röhre aufgesetzter

Besen in außerordentlich schnelle Umdrehung versetzt. Diese eigenartigen Besen, deren Einrichtung und Anbringung die Figuren des Bildes erläutern, sind ganz aus Metall hergestellt, weshalb man selbst siedendheißes Wasser zum Spülen nehmen kann, das Haarbesen rasch zerstören würde. Sie sind ferner in verschiedenen Größen vorhanden, die dem Umfange der zu reinigenden Gefäße entsprechen. Durch die rasche Rotation dieser

Eine Maschine zum Reinigen der Flaschen.

Besen wird nun jede darüber auf den Apparat gesetzte Flasche gründlich ausgefegt, während gleichzeitig die Pumpe der Maschine jedesmal ein halbes Liter von der Flüssigkeit in das Innere zum Ausspülen bringt. Auf diese Art läßt sich jedes Gefäß in überraschend kurzer Zeit reinigen, worauf das benutzte Wasser durch einen Schlauch abfließt. Nach dem Gebrauche kann man die ganze Maschine auseinandernehmen und in einen wenig umfangreichen Kasten verpacken. G. M.

Eine interessante Selbstverurtheilung. — Der berühmteste englische Rechtsgelehrte des vorigen Jahrhunderts, John Barret,

später zum Lord Mansfield und Oberrichter von England erhoben, war vorher Polizeirichter eines Londoner Bezirkes. Als solcher führte er eine Zeitlang einen unnachsichtlichen Kampf gegen alle Diejenigen, welche trotz eines wegen ausgebrochener Tollwuth erlassenen Verbots ihre Hunde frei auf der Straße umherlaufen ließen.

Eines Tages war schon eine ganze Anzahl von Nachlässigen in besagter Angelegenheit zur festgesetzten Taxe von zehn Schilling Strafe und sechs Schilling Kosten verurtheilt worden, und Barret schickte sich eben, da keine weiteren Sachen mehr vorlagen, an, die Sitzung zu schließen, als ein Konstabler an seinen Tisch trat und sagte: „Gestern Morgen, zehn Minuten vor Zwölf, als Euer Ehren hier im Polizeihause beschäftigt waren, sah ich Richter Barret's großen, schwarzen Hund sich frei auf der Straße herumtummeln!"

„Wie weit war Barret's Hund von seinem Hause entfernt?" fragte Barret ohne eine Miene zu verziehen.

„Etwa siebzig bis achtzig Schritte," war die Antwort.

„Wißt Ihr auch bestimmt, daß der Hund Barret's Eigenthum ist?"

„Gewiß," betheuerte der Konstabler, „ich kenne das Thier genau und verfolgte es auch später zur Hausthür, wo Euer Ehren Diener, der es vermuthlich aus Unachtsamkeit auf die Straße gelassen, mir zugestand, daß Euer Ehren der Hund gehöre!"

„Erklärt Ihr Euch bereit, die Aussage auf Euren Diensteid zu nehmen?"

„Jawohl!" erwiederte der Konstabler bestimmt.

„In diesem Falle kann die Sache keinem Zweifel mehr unterliegen," sprach Barret, sich erhebend, „und es bleibt mir somit nur übrig, im Namen des Königs und des Gesetzes das Urtheil zu sprechen, welches ich hiermit verkündige. John Barret, als Seiner Majestät Polizeirichter lag Euch doppelt die Pflicht ob, darauf zu sehen, daß dem Gesetze im eigenen Hause nicht zuwider gehandelt werde. Ihr hättet beim Verlassen desselben selbst die Einsperrung Eures Hundes vornehmen und solches nicht Eurem Diener überlassen sollen. Da das versäumt worden, so gebührt

Euch die doppelte, also zwanzig Schilling, Strafe und die doppelten, also zwölf Schilling, Kosten zu entrichten. Solltet Ihr diese Summe nicht zahlen können oder wollen, so werdet Ihr — Euch und Anderen zur Warnung — vierzehn Tage in das Bezirksgericht gesperrt und allda zur öffentlichen Arbeit angehalten werden. Von Rechts wegen!" —

Nachdem Barret diese originelle Selbstverurtheilung ausgesprochen, erklärte er die Sitzung für geschlossen und verließ den Gerichtssaal, die vielen Zuhörer staunend zurücklassend. E. K.

Moderne Marterinstrumente. — Die Musik ist ein Geschenk der Götter, aber nichtsdestoweniger gibt es oft genug Fälle, wo diese Göttergabe zur Plage werden kann. Beim Klavier weiß man das ohnehin aus fast täglicher Erfahrung. Jeder, der in einer Großstadt wohnt, kennt die Wonne, welche in ihm aufsteigt, wenn über, unter und neben ihm zugleich auf einem Piano oder Flügel gespielt wird. Die Qual steigert sich noch, wenn die musikalische „Arbeit" — denn von einer solchen kann man nachgerade nur noch sprechen — zu Vieren ausgeübt oder von einer sich in die höchsten Register verirrenden Stimme begleitet wird. Doch, wie gesagt, vom Klavier und den Martern, welche es dem menschlichen Ohre bereitet, wollen wir nicht einmal sprechen. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, wie an das Geräusch auf der Straße. Wir sind musikhart geworden, man muß uns noch ärger martern, um uns in Wuth zu bringen. Ein Amerikaner war so glücklich, in der Erfindung solch' moderner Marterinstrumente sich hervorzuthun. Er hat einen „Musikwagen" gebaut, der sofort zu spielen beginnt, wenn er in Bewegung gesetzt wird. Da man Beethoven'sche Sonaten oder Mendelssohn'sche Symphonien nicht gut dazu benützen konnte, wählte man natürlich starkrhythmische Kompositionen, welche sich durch die Melodie schnell dem Gedächtniß einprägen. New-York hat denn auch auf diese Weise straßauf, straßab den Yankee Doodle und im letzten Winter das Tarabumdieh gehört. Hoffentlich bewahrt der Himmel unseren Erdtheil davor, daß diese fürchterliche Entdeckung über den Atlantischen Ozean geschleppt wird und hier Liebhaber findet.

Nichtsdestoweniger darf ein Franzose den Ruhm für sich beanspruchen, daß er die Menschheit mit einem noch vollkommeneren

Marterinstrument beglückt hat. In Paris fand nämlich ein musikalisches Experiment statt, das seines Gleichen nicht sah und noch lange nicht sehen wird: das einer musikspielenden Lokomotive! Dieselbe war aus Stahl und Kupfer geformt, mit allen Zuthaten, Tender, Kessel und Schlot, sie dampfte, verbreitete Rauchwolken, fuhr mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit der Lokomotiven und spielte zu gleicher Zeit den Tannhäusermarsch; sie barg nämlich in ihrem Innern ein Orgelwerk, welches durch die Dampfkraft in Thätigkeit gesetzt wurde. Man wird also bald auch Eilzüge mit Konzert in den Fahrplan einstellen; vielleicht ist dann die Geschwindigkeit eines Tonstückes zu gleicher Zeit auch Dampfdruckmesser. Ueberhaupt ist die musikalische Arbeit mit Dampf in letzter Zeit vielfach versucht worden. So hat ein Amerikaner in Milwaukee eine Trompete konstruirt, deren Töne durch Dampf hervorgelockt wurden. Die Wirkung war großartig; man konnte die „Musik" noch in einer Entfernung von sechs Kilometer vernehmen. Aber die Nachbarn und Mitbürger des glücklichen Entdeckers waren von diesem Instrument nichts weniger als entzückt. Anstatt ihm die Schläfen mit Lorbeeren zu bekränzen und eine Statue zu errichten, setzten sie ihn mitsammt seinem Marterinstrument einfach vor die Thüre und drohten, ihn im Falle des Wiederkommens zu theeren und zu federn.

Immer weiter jedoch schreitet die Manie, jedes Instrument, jeden Gegenstand mit Musik vollzupfropfen. So wurde die endlose Reihe dieser „schönen" und „nützlichen" Erfindungen kürzlich um eine fernere bereichert. Es handelt sich um die musikalische Cigarre. Die Wirkung war großartig. Jemand, der so glücklich war, Zeuge des ersten Eindrucks zu sein, welchen der wunderbare Glimmstengel auf die Anwesenden machte, schilderte den Vorgang folgendermaßen: „Der geniale Erfinder hat die Prosa des Rauchens mit der Poesie der Musik in Verbindung gebracht und in der Musikcigarre der Welt ein Instrument geschenkt, das die Genußlücke zwischen Gaumen und Ohr auf das Wirksamste ausfüllen dürfte. Der Raucher dieser köstlichen Cigarre zündet das unscheinbare Kraut wie gewöhnlich an, und ein sanfter, klagender Klang, der langsam auf- und niedersteigt, entwindet

sich dem Musikblatte und erweckt in dem unkundigen Hörer die erschütternde Muthmaßung, daß das unglückliche Brandopfer seinen Schwanengesang singe. Die Musikcigarren sind auf je einen Ton gestimmt, so daß eine größere Herrengesellschaft, welche über mehrere Skalen verfügt, die hübschesten Tonstücke auszuführen im Stande ist." Für den Karneval in der That nicht übel, aber der Himmel bewahre uns vor der allgemeinen Einführung des Musikglimmstengels.

Während so der Salon sein neues Marterinstrument erhielt, war man gleichzeitig nicht träge, auch der Küche ein solches zu ersinnen. Es ist die musikalische Kaffeemühle. Diese zermalmt nicht allein die aromatische Mokkabohne, nein, sobald sie in die leiseste Bewegung gesetzt wird, erklingen aus ihrem Innern heraus auch die holdesten Melodien, als: „Ach du lieber Augustin", oder: „Auf der grünen Wiese" u. s. w. Dabei hat Minna es viel leichter als das gnädige Fräulein am Klavier, sie braucht weder Fingerübungen vorzunehmen, noch sich mit einer anderen Vorbereitung abzumühen.

Die Reihe derartiger Marterinstrumente ist mit der musikalischen Kaffeemühle natürlich noch bei Weitem nicht abgeschlossen. Es sollen fernere, Epoche machende Erfindungen bevorstehen. Kochtöpfe, Bügeleisen, Nähmaschinen — sie alle werden künftig auf eine geheimnißvolle Weise Töne von sich geben. Wer nicht Gefallen daran findet, ist ein Barbar. Die neueste Errungenschaft auf diesem Gebiet ist jedoch der Sarg mit Musik. Natürlich gebührt Amerika wieder der Ruhm der Erfindung. Ein großes Sarglager in San Francisco hält diese Kunstwerke zum Preise von 200 Dollars feil. Die Musikvorrichtung, so schildert man diese grandiose Erfindung, die selbstverständlich nur Choräle und Trauermärsche spielt, befindet sich unten am Boden des Sarges. So lange der Verblichene aufgebahrt in seiner Wohnung liegt, durchtönen das Gemach klagende Weisen, ebenso wenn der Sarg auf den Wagen gehoben wird, um der letzten Ruhestätte zugeführt zu werden. Auf dem Wege dorthin verliert bei dem Straßenlärm das Musikwerk allerdings seine Bedeutung, kommt aber gleich wieder zur Geltung, wenn auf dem stillen Friedhof der Sarg zur Gruft getragen wird. Wenn der Mensch nach seinem

Hinscheiden wirklich mausetodt ist, kann es ihm natürlich gleichgiltig sein, ob er in einem solchen Sarge seine letzte Ruhestatt findet oder nicht. Aber die Trauerbegleitung wird infolge dieser Neuerung eine noch peinlichere Pflicht werden, als es ohnehin schon der Fall ist. Der unausgesetzte musikalische Lärm der modernen Völker erfordert in der That so starke Nerven, daß es kein Wunder ist, wenn die Leute heutzutage leichter verrückt werden als ehemals. O. E.

Ein gehörnter Jagdhund. — Der französische Mexikoreisende Dupleſſir erzählt folgende Episode: Einmal war ich etliche Tage Gast in einer Indianerhütte mitten in den Waldungen von Caiquoa. Da meine Mundvorräthe auf die Neige gingen und mein Gastfreund, Señor Orteja, ebenfalls nur etwas Dörrfleisch und Mais besaß, mußte ich darnach trachten, ein Stück Wild zu erlegen. Orteja sagte mir, daß Rehe nicht selten seien, daß sie aber erst in ihren versteckten Weideplätzen aufgespürt werden müßten, was übrigens leicht geschehen könne. Auf meine verwunderte Frage, ob er denn Hunde habe, verneinte der Indianer dies und fügte hinzu, daß er Rehe mit Hilfe seines — Ochsen jage; schon am nächsten Morgen könnte ich das mit ansehen. Wir brachen denn auch richtig auf, Orteja, nur mit seiner Lanze bewaffnet, nebst dem Ochsen voraus, ich mit meinem Gewehr hinterdrein. Wir zogen durch ein Dickicht von Agaven und Tamarisken hindurch, welches übrigens im Innern nicht so verworren war, wie es von außen schien, bis endlich von fern das lichte Grün einer Waldwiese uns entgegenschimmerte. Der Indianer machte Halt, spähte scharf aus und zeigte mir alsbald zwei äsende Rehe. Er ließ nun den Ochsen vorausgehen und hielt sich dicht hinter demselben, während er mir ein Zeichen gab, nicht zu schießen. Als der Ochse auf die Wiese trat, sicherten zwar die Rehe, da wir aber günstigen Wind hatten und sie nur den phlegmatisch weitergehenden Ochsen sahen, so grasten sie weiter und ließen den gehörnten Jagdhund, hinter dem sich der Indianer mit einer wahrhaft erstaunlichen Geschicklichkeit verbarg, in eine verderbliche Nähe kommen. Als endlich das nächste Reh nochmals lauschte und sich eben zur Flucht wenden wollte, war es zu spät. Der Indianer schnellte hinter

seiner lebenden Deckung hervor und erlegte das Wild mit sicherem Wurf. Wir hielten leckere Mahlzeiten von unserer Beute, und ich bedauerte nur, den originellen Jagdhund nicht mit den Ueberbleibseln belohnen zu können. E. K.

Anerbieten gegen Anerbieten. — Als vor vierzig Jahren das Goldsuchen in Australien noch lohnend war, stiegen die Arbeitslöhne auf eine unglaubliche Höhe. Ochsentreiber verlangten 50, Zimmerleute 100, Dienstmädchen 30, Wärterinnen 24 Pfund Sterling für den Monat, Alle setzten völlig freie Station voraus. Unter diesen Umständen wird man Folgendes verstehen. Ein reicher Schafheerdenbesitzer, dem es durchaus nicht auf's Geld ankam, brauchte Leute zum Scheeren seiner fast unzähligen Schafe. Er ritt also nach den Goldgruben und fand da Schafscheerer, die sich müßig um ein Feuer gelagert hatten. Seine Frage, ob sie geneigt wären, gegen hohen Lohn nur für die Zeit des Schafscheerens in seine Dienste zu treten, beachteten sie zuerst gar nicht, dann bequemten sie sich aber doch, über das Anerbieten zu berathen, wandten sich dann zu dem Schäfereibesitzer und meinten, sie wollten mit ihm gehen, wenn er einen schriftlichen Kontrakt aufsetze. Jener fragte, wie viel Lohn sie denn eigentlich haben wollten.

„O, gar nicht viel!"

„Nun, wie viel denn? Stellt nur eure Forderung!"

„Na, gar nicht viel, nur die ganze abgeschorene Wolle ohne irgend welchen Abzug."

Aergerlich über dieses alberne Verlangen warf der Schäfereibesitzer sein Pferd herum und wollte fortreiten, da riefen sie ihn noch einmal zurück. Gespannt kehrte er zurück, gewiß hatten sie sich eines Besseren besonnen! Sie lagen wieder faul an dem Feuer, und der Sprecher von vorhin sagte: „Es ist uns noch etwas eingefallen, wir brauchen nothwendig einen Koch, wollt Ihr vielleicht den Posten übernehmen? Wir geben Euch fünfzehn Schillinge den Tag!" D.

Gezählte Schritte. — Die Statistik dringt in alle Gebiete ein, überall zählt und wägt sie. In der gegenwärtigen Wanderzeit dürfte es angebracht sein, auf eine ganz eigenartige Statistik hinzuweisen, mit der sich neuerdings, durch den „Schrittzähler"

unterstützt, viele Personen beschäftigen: sie befaßt sich mit dem Zählen der Schritte, die der Wanderer zurücklegt. Wie in so vielen Fällen, so waren es auch hier zuerst militärische Interessen, die bei dieser Statistik in Betracht kamen. Der militärische Schritt hat eine bestimmt fixirte Länge: er wird in Deutschland auf 0,8 Meter bemessen. In Oesterreich und Frankreich ist er etwas kürzer — er beträgt hier nur 0,75 Meter. Beim gewöhnlichen militärischen Marsch kommen in Deutschland 112, beim beschleunigten Marsch 120 Schritte auf eine Minute. Beim Laufschritte sollen in Deutschland 165 bis 175 Schritte von 1 Meter Länge in 1 Minute zurückgelegt werden. Hierbei wird also 1 Kilometer in etwa 6 Minuten, beim Marsch in 10 bis 11 Minuten zurückgelegt. Der Tourist soll 1 Kilometer in 12 Minuten bewältigen, weshalb man 5 Kilometer gleich 1 Wegestunde rechnet. Beim Spazierschritt rechnet man 15 Minuten auf 1 Kilometer. Es liegt uns das Verzeichniß der Schritte vor, die ein Herr, der sich infolge seines Berufes ziemlich viel auf der Straße befindet, in einem Jahre zurückgelegt hat. Er hat in der einen Jahreshälfte 5,845,820, in der zweiten 6,510,020, also in dem vollen Jahre 12,355,840 zurückgelegte Schritte verzeichnet; auf den Tag entfallen demnach im Durchschnitt 33,852 Schritte. Derselbe Herr machte in seiner sechswöchentlichen Uebungszeit als Landwehroffizier durchschnittlich pro Tag 26,000 Schritte, was einer Entfernung von etwa 2½ Meilen entspricht. Die Zahl der Personen, die trotz Pferde- und Stadtbahn, Omnibus und Droschken in Berlin täglich solche Entfernungen zu Fuß zurücklegen, ist nicht gering. Unter ihnen nehmen die Stadtreisenden, Agenten und Kassenboten eine erste Stelle ein. Nicht uninteressant ist die Berechnung, die ein Freund der neuartigen Statistik in Bezug auf den Dönhoffplatz in Berlin gemacht hat. Dort befindet sich am Kreuzungspunkte der beiden Diagonalwege ein Rondell, das die Passanten zu einem Umwege nöthigt. Der Herr hat nun in einer Nachmittagsstunde — zwischen 3 und 4 Uhr — beobachtet, daß in einer Minute durchschnittlich 100 Personen diesem Rondell aus dem Wege gehen und dadurch etwa 5 Schritte mehr zurücklegen mußten, als es bei gerader Linie nöthig gewesen wäre. In einer Stunde haben also die Passanten 30,000 Schritte

gemacht, die ohne das Rondell erspart worden wären. Da man auf eine deutsche Meile 10,000 Schritte rechnet, so entspricht dies einer Entfernung von 3 Meilen. Nimmt man auf den Tag nur 10 Stunden einer solchen Frequenz an, so bewirkt das Rondell, daß die Passanten im Jahre einen Umweg von nicht weniger als nahezu 11,000 Meilen zu machen haben. Dr. A. B.

Friedrich der Große als Arzt. — Friedrich der Große glaubte gute Kenntnisse in der Heilkunde zu besitzen und theilte daher in Krankheiten gern seinen Rath mit, verschrieb auch Rezepte, deren Befolgung aber den Kranken nicht immer zuträglich war. Den Rhabarber hielt er für ein gutes medizinisches Mittel und empfahl ihn oft. Im siebenjährigen Kriege begegnete ihm in Sachsen eine Menge Wagen mit kranken Soldaten. Er hörte auf sein Befragen, daß sie Alle mit Diarrhöe behaftet wären.

„Was gibt euch denn der Feldscheer davor?" fragte er die Kranken.

„O," erwiederte Einer von ihnen, „so 'n gelbes Pulver, da wird es immer ärger!"

„Nein, nein!" rief der König, „das ist schon recht! Es wird Rhabarber sein!"

„Ja," schrien Alle, „so heißt es!"

„Das ist gut," sagte darauf der König; „dabei bleibt nur, so werdet ihr besser werden."

Auch vor Beginn des siebenjährigen Krieges zeigte Friedrich eine große Sorgfalt um die Gesundheit der Offiziere. Ein dahin gehender Befehl vom 9. Oktober 1754 lautet:

„Es haben Ihro Königliche Majestät ein Recept vor katarrhalische Zufälle an die Regimenter geschickt, welches die Regiments-Feldscheere praktiziren sollen."

Die Kabinetsordre lautet:

„Da ich zeithero vielfältig angemerkt habe wie Offiziers mit katarrhalischen Zufällen beschwert sein, deren Cour mehrenteils sehr beschwerlich und langwierig gemacht worden, denn die Regimentsfeldscheers öfters wohl nicht recht verstanden, ob solches dergleichen oder ob es andere Zufälle gewesen seind, noch wie erstenfalls eine vernünftige und ordentliche Cour damit anzu-

stellen sei, so habe ich desfalls beikommendes allhier auffetzen lassen und schicke Euch 6 Exemplaria; hierbei will ich auch, daß Ihr denen Regiments-Feldscheeren bei den zu Berlin in Garnison stehenden Regimentern eines davon zustellen lassen sollet, damit solche sich daraus wohl informiren und in vorkommenden Fällen danach richten müssen, übrigens soll ein Exemplar allemal beim Regiment bleiben." C. T.

Wortbildungen bei Geisteskranken. — Eine der merkwürdigsten Erscheinungen bei Geistesstörungen ist, daß die Kranken sich oftmals neue Wortbildungen schaffen, mit denen sie regelmäßig bestimmte Dinge bezeichnen. Sie verharren trotz aller Einwände fortgesetzt bei dieser Ausdrucksweise, während ihnen die richtigen Wortformen für die betreffenden Begriffe vollständig abhanden gekommen zu sein scheinen. Wir wollen in Gedanken eine Irrenanstalt aufsuchen und einige der Irren auf ihre Sprach-eigenthümlichkeiten prüfen. Die Kranken, die wir in unserer Umgebung sehen, leiden an Wahnsinn.

Da ist zunächst ein älterer Mann, der bereits seit sieben Jahren erkrankt ist. Er ist von der Wahnidee befallen, daß er Kaiser der ganzen Welt ist, daß aber viele Hochverräther seine Macht nicht anerkennen wollen, die deshalb durch einen Krieg unterworfen und bestraft werden müssen. Wir fragen ihn, wie die Erde heißt und er antwortet darauf: „Bees." Auf unsere weiteren Fragen nennt er die Anstalt, in der er sich befindet, Schloß Bees, sein Stamm- und Residenzschloß Mark Bees. Die Sonne heißt Krölle, den Mond nennt er Baas und einen Stern Kroll. Die Stadt Frankfurt heißt bei ihm Rem, die nördliche Seite von Wiesbaden, woher er stammt, Ne, die westliche Seite Ken und das östliche Viertel Wan.

Wir machen den Kranken darauf aufmerksam, daß diese neuen Bezeichnungen von ihm erfunden worden sind. Er leugnet dieses bestimmt und behauptet, daß alle die genannten Dinge seit tausend Jahren die von ihm gebrauchten Benennungen führen, und daß die Menschen überein gekommen sind, sie so zu bezeichnen.

Wir wenden uns jetzt an eine Frau von fünfzig Jahren, die bereits seit acht Jahren geisteskrank ist und an Wahnideen von widernatürlichen und übernatürlichen Verfolgungen leidet. Wie

wir in unserer Unterhaltung hören, gebraucht sie viele neu gebildete Worte. So nennt sie ihre Verfolger Makabömer. Wenn sie ausdrücken will, daß sie von ihren Feinden auf übernatürliche Weise gequält wird, so nennt sie dies Kuracho-Treiberei. Indem sie erzählt, daß ihre Feinde ihr die Gelenke auseinander zerren, nennt sie die Gelenke Wotel. Gewühlen heißt in ihrer Sprache auf das Herz drücken, Seelenscheid bedeutet das Brennen des Körpers. Wasemer nennt sie Menschen, die schon einmal gestorben sind und nun wieder auf der Erde herumwandeln.

Der nächste Kranke ist ein Mann in den dreißiger Jahren, der ebenfalls schon eine Reihe von Jahren geistesgestört ist. Er ist von der Wahnidee befangen, Graf zu sein und Güter in Rheinbayern zu besitzen. Obwohl er ganz anders heißt, nennt er sich selbst Miovsky. Angeblich soll damit sein Name in das Französische übersetzt sein. Den oberen Theil der bayrischen Pfalz, wo sich seine vermeintlichen Güter befinden, bezeichnet er als Rom-Bayern. „Es hörlt" sagt er von dem Zustand, wenn ihm ein Gedanke durch den Kopf geht und darin stecken bleibt. „Man dichtet mir in den Kopf" drückt er sich aus, um Gehörstäuschungen zu bezeichnen. Zuweilen klagt er, daß ihm die Gedanken gleichsam wie durch Schröpfköpfe weggezogen würden. Er nennt diesen Vorgang Flurzüge.

Der neben ihm stehende Mann ist schon seit zwanzig Jahren geisteskrank. Er leidet an dem Wahn, daß die halbe Welt einen Bund geschlossen hat, ihn zu verderben. Seine Feinde nennt er Galgengefristen oder Celebriten. Laisis-Affarie heißen bei ihm Landstreicher, die mit einem Magnet im Lande herumziehen und nach Eisen forschen. Das Wort Galosomos bedeutet ihm soviel wie Schurke. Die Kräfte der menschlichen Natur nennt er Expetisen oder Kolaturen. In diesem Moment geräth er in große Aufregung und schreit wiederholt: „Nein, ich werde nicht schattiren!" Wir fragen ihn, was er mit dem Ausdruck „schattiren" meint, und er erklärt, daß dies eine Scheinenthauptung sei, die dadurch zu Stande käme, daß der Scharfrichter, anstatt Jemand wirklich zu enthaupten, nur zum Schein einen Schwerthieb durch die Luft führe. Er selbst, fügt er hinzu, würde aber nicht schattiren, sondern seine Feinde thatsächlich enthaupten.

Das ganze Dichten und Denken des siebzigjährigen Mannes, zu dem wir jetzt treten, dreht sich um die „Hute". Wie wir aus der Unterhaltung mit ihm entnehmen, bezahlen die Hute für ihn Alles in der Anstalt. Er hat mit ihnen darüber einen Kontrakt abgeschlossen. Die Hute, theilt er uns mit, sind Menschen, die viele Eigenthümlichkeiten besitzen und besonders daran zu erkennen sind, daß sie an Rücken und Schultern weit stärker an Fleisch sind als andere Menschen.

Drüben in der Ecke steht ein kleiner Mann, der von Beruf Schneider ist. Er reckt seinen schmächtigen Körper soviel als möglich, stellt sich auf die Zehen, richtet den Kopf hoch auf und drückt militärisch die Brust heraus. Sein lebhaftes Mienenspiel und der Blick seines Auges, das von Entzücken strahlt, bekunden eine große Selbstzufriedenheit. Sowie eine Sache seine Bewunderung erregt, ruft er: „Koroko, roroko, rokoko!" Wir fragen ihn, was er damit sagen will und er geräth sofort in die größte Verwirrung und Unruhe. Außerdem hat er noch einen zweiten Ausdruck: „Prolliom, piom, piom, o polliom!" Nach seinen Mienen scheint er damit eine tiefe Weisheit geäußert zu haben, für die er allgemeines Lob erwartet.

Zum Schluß wollen wir noch an das Bett eines alten Mannes treten, der blödsinnig ist. Er hat die Augen geschlossen und liegt zusammengekrümmt da. Wir berühren ihn und richten einige Fragen an ihn. In hohen kreischenden Tönen antwortet er immer ungeduldiger: „Ennet, ennet!" Dringt man noch weiter in ihn, so wechselt er ab mit: „Inne, inne, inne!" Soll er sich aus dem Bett erheben, damit es aufgeschüttelt wird, so schreit er gewöhnlich in den tiefsten Tönen: „Onne, onne, onne!"

Eine Hauptquelle dieser neuen Sprachschöpfungen sind die Gehörstäuschungen. Die Kranken glauben diese Worte zu hören und wenden sie dann für die verschiedenen Begriffe an. Je mehr dieses Kauderwälsch übrigens bei einem Kranken um sich greift, desto weniger ist im Allgemeinen auf eine Genesung zu hoffen. Th. S.

Der Adler als Wappenthier. — Als dasjenige Volk, welches als erstes den Adler zum Feldzeichen gewählt hat und, nach Xenophon's Zeugniß, ihn mit entfalteten Schwingen auf den

Fahnen dem Heer vorantragen ließ, waren die Perser. Ihnen folgten bald die Republiken Griechenlands, die Etrusker und schließlich auch die Römer. Auch noch nach Sturz des Königthums behielten diese den Adler als Zeichen der Konsularwürde und unter Marius wurde er zum kriegerischen Symbol erhoben. Interessant ist es, wie er in Frankreich zum Sinnbild der Staatsgewalt wurde. Als man unter Napoleon I. nicht ohne viele Verhandlungen die Frage wegen eines Wappenzeichens erörterte, schlugen die Einen den Löwen, die Anderen die goldene Biene der Merovinger vor, während eine dritte Partei für den Hahn entschied, wie er auf den Assignaten stand und die Fahnen der Nationalgarde geschmückt hatte. Bonaparte jedoch, dem der Hahn ganz besonders empfohlen wurde, äußerte sich: „Euer Hahn ist ein Thier, das auf dem Düngerhaufen lebt und vom Fuchs gefressen wird. Nichts damit! Wir wollen den Adler nehmen, der den Donnerkeil trägt und in die Sonne schaut! So trugen ihn die Römer ihren Legionen voran.“ Freilich vertauschte die Julimonarchie thörichterweise den Adler des Kaiserreiches und die Lilien der alten Könige mit dem Hahne der Assignaten, obgleich die Wappenkunde von jeher alle Hausthiere, mit Ausnahme des Windspiels, des Pferdes und des Stieres, als Wappenthiere verwirft. Jetzt haben von den europäischen Mächten die meisten den Adler als Attribut: Deutschland, Preußen, Rußland, Polen, Oesterreich, Ungarn, Spanien u. s. w., und von den Connétables Frankreichs führten nicht weniger denn 22 den König der Lüfte in ihrem Schilde. Die Erfindung des Doppeladlers, wie ihn die Wappen Oesterreichs und Rußlands zeigen, schreibt man Konstantin dem Großen zu, der nach der Theilung des römischen Reichs in ein morgenländisches und abendländisches zum Symbol den Adler mit zwei Köpfen sich erkor. V.

Liebe überwindet Alles. — Sir Thomas Dorly war ein echt englischer Originalcharakter. Kaum dreißig Jahre alt, zog er sich in sein entlegenstes Schloß zurück und verbannte jede weibliche Person aus seiner Nähe, denn er haßte das schöne Geschlecht und hatte sich deshalb auch gelobt, nie zu heirathen. In allen guten Kreisen Englands machte man seine Glossen über diesen Sonderling, aber Sir Dorly blieb seiner Grille lange

Jahre getreu. Da geschah es, daß er eines Tages, von der Jagd sehr ermüdet, auf einem entlegenen, ihm nicht bekannten Meierhofe einkehrte. Diesen Hof bewohnte eine Wittwe von Stand und Bildung mit ihrer Tochter Lucie; sie hatte sich, durch allerlei Schicksalsschläge gezwungen, aus der großen Welt in diese stille Einsamkeit zurückgezogen. Sir Thomas sah bei dieser Gelegenheit Miß Lucie, deren Schönheit und geistige Vorzüge einen solch' tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er in seinem Entschlusse bezüglich des Heirathens schwankend wurde. Er kämpfte ritterlich gegen die aufkeimende Liebe, aber — seine Leidenschaft wuchs von Tag zu Tag und endlich stand der Frauenhasser vor Lucie und bat um ihre Hand. Wie bestürzt aber war er, als Lucie, zwar gerührt, jedoch entschlossen, ihm erwiederte, daß sie nicht im Stande sei, seinem Wunsche zu entsprechen und daß sie ihm auch für die Zukunft jede Hoffnung benehmen müsse. Sir Thomas gerieth in Verzweiflung, er kam wieder und bat Lucie abermals, doch ohne besseren Erfolg, und als er absolut den Grund für die Ablehnung wissen wollte, wies ihn Lucie an ihre Mutter, die ihn bescheiden möchte. Sir Thomas eilte zur Mutter und erfuhr, daß Miß Lucie in ihrer Kindheit durch einen unglücklichen Fall ein Bein gebrochen habe, welches durch die Ungeschicklichkeit des Arztes amputirt werden mußte. Ein Mechaniker verfertigte ihr ein hölzernes Bein, und da nun Lucie glaubte, sie könne dieses Umstandes wegen keinem Manne auf die Dauer gefallen, sei sie fest entschlossen, nie zu heirathen.

Am anderen Tage befand sich Sir Thomas auf dem Wege nach London. Dort legte er sich im Gasthofe in's Bett, ließ den berühmten Wundarzt Piraton rufen und verlangte von diesem, daß er ihm seinen gesunden linken Fuß amputiren solle. Piraton weigert sich natürlich, doch ehe er es verhindern kann, hat Sir Thomas ein Pistol ergriffen und sich mit einem Schuß das linke Knie total zerschmettert. Nun blieb keine Wahl, Piraton amputirt den Fuß und nach drei Monaten ist Sir Thomas leidlich geheilt. Derselbe Mechaniker, welcher Lucie das hölzerne Bein gemacht, besorgt auch Sir Thomas ein solches und nach einigen Tagen reist der standhafte Liebesritter, um einen Fuß ärmer, auf den Meierhof Luciens. Er wurde aus dem

Wagen gehoben. Miß Lucie kam ihm entgegen und er rief ihr freudig zu:

„Jetzt besteht kein Hinderniß mehr zwischen uns! Hier, theure Lucie, haben Sie einen kleinen Beweis meiner Liebe, ich habe meinen linken Fuß Ihren Besorgnissen geopfert."

Das überraschte Mädchen stand anfangs da wie erstarrt, und dann — flog sie in seine Arme. Drei Tage später vereinigte das eheliche Band das sich ähnlich gemachte glückliche Paar. C. T.

Poetische Freiheit. — Alphonse de Lamartine gibt in seiner „Reise in den Orient" eine farbenreiche Schilderung der von ihm besuchten Cedern auf dem Libanon. „Sie machen einen großartig erhabenen Eindruck," heißt es darin; „sie überragen die Jahrhunderte; sie kennen die Geschichte besser, als die Geschichte sich kennt; sie versetzen selbst die Bewohner des Libanon in Erstaunen!" Als die im Jahre 1891 verstorbene Schriftstellerin Madame Olympie Audouard Syrien bereiste, wollte sie ebenfalls die Cedern des Libanon sehen, erblickte an Ort und Stelle aber nur eine Gruppe ziemlich verkümmerter Bäume, die jeglicher Schönheit oder Erhabenheit entbehrten. Ihr Führer fragte, ob er ihren Namen neben dem von Lamartine einschneiden solle, worauf sie sich erkundigte, ob er den Dichter bei seinem Ausfluge zu den Cedern begleitet habe.

„Begleitet?" fragte der Führer erstaunt; „nein, das war unmöglich. Er selbst ist niemals hier oben gewesen, sondern hat mich hinauf geschickt, damit ich seinen Namen einschnitt, während er in Beirut blieb, wie es die meisten Reisenden machen!" —dn—

Aus Menschenhaut. — In Tacoma im Staate Washington versuchte vor längerer Zeit ein berüchtigter Desperado, Namens Blanck, aus dem Gefängniß zu entspringen, bei welcher Gelegenheit er nach verzweifelter Gegenwehr erschossen wurde. Seine Körperhaut wurde nunmehr gegerbt und zu Geldtaschen verarbeitet. Diese unheimliche Industrie scheint übrigens weiter verbreitet zu sein, als man bei oberflächlicher Beobachtung annimmt. Zu den Scheußlichkeiten, welche seiner Zeit bei der vom General Ben Butler veranlaßten Untersuchung des Armenhauses von Tewkesbury in Massachusetts an den Tag kamen, gehörte auch das Abziehen der Leichen vieler in jener Musteranstalt ge-

storbener armer Schlucker und die Verarbeitung der Haut zu allerhand „Souvenirs", für welche die Wärter oder ihre Kumpane guten Absatz fanden. Aehnliches sollte auch im Staatszuchthause von Ohio in ausgedehntem Maße vorgekommen sein, sogar in Verbindung mit absichtlicher Tödtung von Gefangenen bei der geringsten Veranlassung. Alle Beamten wurden damals entlassen, eine kriminelle Verfolgung derselben fand aber nicht statt, da es an greifbaren Beweisen mangelte. In Mexiko, sowie im wilden Südwesten der Union war vor 40 und 50 Jahren die Benutzung von Menschenhaut zur Herstellung von allerlei kleinen, in der Tasche tragbaren Gegenständen etwas sehr Gewöhnliches, und manche Besitzer solcher Artikel machten sich groß damit, als ob es Trophäen ihrer eigenen Heldenthaten wären. Zum Theil dienten solche Sächelchen auch dem Aberglauben.

Jedenfalls gab es genug Beispiele dieser Barbarei, und noch heutzutage muß das Publikum für die Abnahme von Waaren aus Menschenhaut ziemlich beträchtlich sein, denn wenn nicht hoher Verdienst in diesem abscheulichen Geschäft steckte, so würden sich nicht immer wieder Leute finden, welche dasselbe ohne jede Rücksicht, selbst auf ihre eigene Gefahr, betreiben. O. v. B.

Der Gebirgsführer. — König Ludwig I. von Bayern († 1868), der feinsinnige Kenner der Wissenschaften und der ebenso verständnißvolle Verehrer der Natur, pflegte jeden Sommer mehrere Wochen in dem lieblichen Tegernsee zu verbringen. Er trug dann immer die Kleidung der Bergbewohner, kurze Joppe, Kniehosen, hohe Strümpfe, derbe Stiefel, ein kleines Hütchen und einen großen Bergstock. Einmal machte er, ganz allein, eine Bergparthie, und ein Stück vor ihm gingen mehrere Damen denselben Weg. Etwa in der Mitte des Weges wendet sich eine der Damen an ihn und fragt ihn: „Lieber Mann, würden Sie uns wohl unsere Sachen bis herauf tragen wollen?" Sie hielt ihn wegen seines einfachen Kostüms für einen Gebirgsführer.

„Sehr gern," sagt Ludwig, und nimmt den Damen bereitwillig das Gepäck ab.

Unterwegs wird er nach Verschiedenem gefragt, und die Auskunft, die er gibt, läßt den gebildeten Mann nicht einen Augenblick verkennen. Das erregt natürlich Verwunderung, und eine

Dame fragt ihn: „Sie müssen wohl einmal bessere Zeiten gehabt haben?"

„Nun, es ist mir eigentlich nie schlecht gegangen," antwortete er.

„Eben," sagt die Dame, „Sie reden ganz anders, als die anderen Gebirgsführer."

„Ich habe auch jedenfalls länger Unterricht genossen, als die anderen Gebirgsführer," versetzt Ludwig.

Unter solchen Gesprächen gehen sie weiter. Als sie an das Ziel gekommen sind, zieht eine der Damen ihre Börse und reicht dem König 30 Kreuzer. „Da," sagt sie, „thun Sie sich einmal recht gütlich."

„Ich danke sehr," entgegnet Ludwig verbindlich, „aber ich darf kein Trinkgeld annehmen."

„Warum denn nicht?" fragen die Damen verwundert.

„Es ist mir zwar nicht ausdrücklich untersagt worden," versetzt er lächelnd, „aber es würde sich doch am Ende etwas schlecht mit meiner Würde vereinigen."

Die Damen brachen in ein lautes Gelächter aus. „Mit Ihrer Würde?" sagten sie höchst belustigt, „was bekleiden Sie denn für eine Würde?"

„Ich bin der König von Bayern!"

Für einen Augenblick stand den Damen das Herz still! Sie stotterten dann eine Entschuldigung nach der anderen, Ludwig tröstete sie lächelnd über ihren Irrthum und nahm freundlich grüßend Abschied. J. D.

Zieten's letzte Ordonnanz. — Am 7. April 1857 starb in Erfurt Johann Wilhelm Kurze, die letzte Ordonnanz des alten Zieten, 95 Jahre alt, gewiß auch einer der letzten Soldaten aus der Zeit Friedrich's des Großen. Geboren am 17. März 1762 zu Berlin, trat Kurze mit 18 Jahren in das Husarenregiment Zieten's, wurde zu diesem als Ordonnanz kommandirt und war beständig in seiner unmittelbaren Nähe. Als Zieten am 26. Januar 1786 gestorben war, nahm Kurze an seinem Leichenbegängniß Theil. Im Jahre 1792 zog er gegen Frankreich mit in den Krieg, wurde verwundet und gerieth in französische Gefangenschaft. Erst der Friede von Basel machte ihn frei; er trat aus

dem Heere aus und ließ sich als Hutmacher in Eckartsberga nieder. Im Greisenalter wurde er kränklich und konnte der Einladung zur Enthüllung des Denkmals Friedrich's des Großen in Berlin im Mai 1851 nicht Folge leisten. D.

Also doch! — Der bekannte Kriminalist Julius Eduard Hitzig (1780—1849), der viele Jahre bei den Berliner Gerichten thätig war, theilte ein artiges Erlebniß aus seiner richterlichen Praxis mit. Zwei Ackerbürger aus einem Vorort Berlins waren miteinander in Streit gerathen: der Eine hatte dem Anderen Geld geliehen und verlangte es endlich zurück, der Gemahnte behauptete, es schon längst entrichtet zu haben. Schließlich kam die Sache vor Gericht.

„Ihr habt also nichts von dem Angeklagten bekommen?" fragte Hitzig den Kläger, nachdem derselbe seine Beschwerde vorgebracht hatte.

„Nichts," erwiederte dieser.

„So schwört!"

Der Kläger war bereit dazu.

„Bevor Ihr schwört," ergriff Hitzig noch einmal das Wort, „überlegt Euch ja, was Ihr thut. Hütet Euch vor einem Meineid! Ich will Euch also noch einmal fragen: habt Ihr wirklich nichts von dem Angeklagten bekommen?"

„Um Gottes willen," rief der Kläger außer sich vor Angst, „ja doch, ja! Da hätte ich bald einen Meineid geleistet — eine Ohrfeige habe ich von ihm bekommen!"

Eine Heiterkeit, wie sie in den Gerichtssälen selten ist, folgte diesen Worten. Uebrigens wurde die Schuld des Angeklagten bald festgestellt, und dem Kläger zu seinem Recht verholfen. J. D.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlag erschien:

Lehrbuch der Graphologie

von

L. Meyer.

Gr. 8° 250 Seiten mit ca. 360 Handschriften-Faksimiles.

Broschiert 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk.

Die Erkenntnis, daß es dem menschlichen Scharfsinn möglich ist, aus den Schriftzügen auf die geistigen Eigenschaften, auf den Charakter des Schreibers zu schließen, ist alt. Die Systematisierung dieser Erkenntnis zu der Form der neueren „Graphologie" hat namentlich in neuester Zeit zu vielseitigen Untersuchungen und Veröffentlichungen geführt. Eine große graphologische Litteratur ist entstanden, die in ihren Auswüchsen der Komik nicht entbehrt und in übertriebener Schablonisierung die Gefahr nahe legt, die Graphologie werde, noch bevor sich herausgestellt hat, was Gutes an ihr ist, in Mißkredit geraten. Im Gegensatz zu derartigen Veröffentlichungen glauben wir das vorliegende Buch des durch seine graphologischen Untersuchungen in unsrer Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" weit bekannt gewordenen Autors, der wohl als einer der erfahrensten graphologischen Praktiker gelten darf, als einen Leitfaden bezeichnen zu dürfen, der in seiner maßvollen und geistreichen Methodik ganz besonders geeignet ist, weiten Kreisen Gebildeter den berechtigten Kern der Schriftdeutung zu erläutern.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Romane von Georg Hartwig.

Bei uns erschien:

Die Generalstochter.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Das vorliegende Werk gehört wohl zu den hervorragendsten Werken des rasch in weitesten Kreisen beliebt gewordenen Verfassers. Das Leben der höheren Offizier- und Adelskreise ist meisterhaft dargestellt. Eine im höchsten Grade spannende Handlung hält das Interesse bis zum Schlusse gefangen.

Ferner von demselben Verfasser:

Die Goldene Gans.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Die Sage von Imhoff.

Roman.

2 Bände. Preis broschiert M. 6.50.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Brehms Vorträge.

Vom Nordpol zum Aequator.

Populäre Vorträge
von
Dr. A. E. Brehm.

Krokodilwächter.

Mit Illustrationen von **R. Friese, G. Mützel, Fr. Specht** u. a.

Preis elegant gebunden M. 12. —, brosch. M. 10. —

„Vom Nordpol zum Aequator" wird überall, wo man sich liebevoll in das Werk vertieft, in hohem Grade anregend, bildend und nutzbringend wirken und den Besitzern von „Brehms Tierleben" eine hochwillkommene Ergänzung desselben sein.

Es sollten diese Vorträge im Bücherschrank keiner deutschen Familie fehlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.